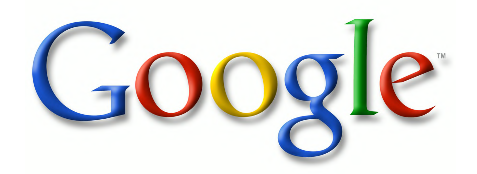






O. D. Skelton

THEORETISCHE GRUNDLAGEN

DES

MARXISMUS.

VON

DR. MICHAEL TUGAN-BARANOWSKY.



LEIPZIG,
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT
1905.

THEORETISCHE GRUNDLAGEN

DES

MARXISMUS.

THEORETISCHE GRUNDLAGEN

DES

MARXISMUS.

VON

DR. MICHAEL TUGAN-BARANOWSKY.



LEIPZIG,
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.
1905.

Vorwort.

Das Erscheinen einer neuen Schrift, welche der Kritik des Marxismus gewidmet ist, bedarf vielleicht einer Rechtfertigung. Das Publikum ist, wie es scheint, des endlosen Streites der „Orthodoxen“ und „Revisionisten“, an dem auch zu keiner dieser Parteien gehörende „bürgerliche“ Ökonomen am lebhaftesten teilgenommen haben, müde geworden. Trotzdem kann die Kritik des Marxismus nicht aufhören, bis dieser Streit endgültig entschieden wird, da der Marxismus eine zu grofsartige und folgenreiche Erscheinung ist, als wissenschaftliche Lehre wie als soziale Bewegung, um nicht im Zentrum der heutigen wissenschaftlichen Forschung zu stehen. Das erklärt, warum „die polemische Literatur des Zeitraums zur Marx-Literatur wurde“, wie sich ein hervorragender Theoretiker und zugleich heftiger Gegner des Marxismus neuestens äufserte.

Nun verfolgt die vorliegende Schrift nicht blofs polemische Ziele; zwar werden Marxsche Lehren kritisiert, aber es wird versucht, neben der negativen auch positive Kritik zu treiben. Es wird gestrebt, das gesunde und richtige im Marxismus zu verwerten und weiter zu entwickeln. Diese Stellung angesichts der zu kritisierenden Theorie wurde mir von selbst dadurch vorgeschrieben, dafs ich derselben edlen und grofsen Sache dienen wollte, welcher Marx so gut gedient hat. Meine polemischen Angriffe sind nicht gegen Marx als Sozialisten gerichtet; im Gegenteil, wenn ich mich gegen die Marxsche Begründung des Sozialismus ausspreche, so geschieht dies nur in der Absicht, zu einer

besseren und dem modernen Stand der Wissenschaft mehr entsprechenden Begründung des Sozialismus beizutragen.

Die Auswahl einzelner zu betrachtenden Lehren von Marx wurde durch folgende Erwägung bestimmt. Im Marxschen System, soweit es kein System der Sozialpolitik ist, ist eine abstrakte soziale und ökonomische Theorie von der Untersuchung der konkreten Geschichte und der Entwicklungstendenzen des Kapitalismus zu unterscheiden. Jeder Teil des Systems hat einen prinzipiell anderen Charakter. Dasselbe soll auch für die Kritik gelten; die Kritik des abstrakten Teils des Systems kann auf Grund allgemeiner soziologischer und ökonomischer Erwägungen geschehen, während die Beurteilung der geschichtlichen Konstruktionen Marx' von einer Untersuchung der konkreten Geschichte des Kapitalismus nicht zu trennen ist. In dieser Schrift handelt es sich nur um den ersten, allgemeinen Teil des Marxismus.

Berlin, den 13. November 1904.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Zweiter Abschnitt.

Wert und Mehrwert.

Dritter Abschnitt.

Der Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaftsordnung.

Erster Abschnitt.

Materialistische Geschichtsauffassung.



Erstes Kapitel.

Die Grundideen der materialistischen Geschichtsauffassung.

I. Der Begriff der Produktivkraft. Der Unterschied der materialistischen und idealistischen Geschichtsauffassung. Ideologische Mächte. Wissenschaft. Sachliche Bedingungen der sozialen Entwicklung. — *II. Sachliche Faktoren der Wirtschaft als Produktivkräfte.* Soziale und sachliche Seite der Wirtschaft. Produktion und Austausch. Verteilung. Sachliche Grundlage der Wirtschaft. Die Rasse als ökonomische Potenz. — *III. Die Lehre vom Klassenkampf.* Die Klasse im Werden und konstituierte Klasse. Die Grundlage der Klassengegensätze. Klassenbewufstsein und Klasseninteresse. Der Klassenkampf.

Die materialistische Geschichtsauffassung gehört zu denjenigen wissenschaftlichen Konstruktionen, deren Beurteilung mit der Feststellung ihres Inhalts beginnen mufs. Keine geschichtsphilosophische Theorie hat neuestens eine so umfassende kritische Literatur hervorgerufen und zugleich Anlafs zu so grofsen Mifsverständnissen gegeben. Fast jeder Kritiker oder Ausleger hat seine eigene Deutung der berühmten Theorie vorzuschlagen, was durch die formellen Mängel der Darstellung der Theorie seitens ihrer Urheber, welche sich um eine präzise Formulierung ihrer Ideen am wenigsten kümmerten, zunächst zu erklären ist. Bei dieser Sachlage bleibt dem Kritiker nichts anderes übrig, als auf seine eigene Rechnung zu versuchen, eine

[illegible]

[illegible] Begriff [illegible] Marxschen [illegible] [illegible] Begriffes der Produktivkräfte. [illegible] nicht zu bestreiten, dass Marx [illegible] widersprechenden [illegible] gebraucht hat. Zuweilen versteht Marx unter den Produktivkräften Produktions- und Verkehrsmittel, in anderen Fällen aber etwas wie [illegible] mit Um- [illegible] wir aus seiner Streitschrift gegen Proudhon, dass von allen Produktionsinstrumenten die größte Produktivkraft die revolutionäre Klasse selbst ist.[1] Marx versteht aber [illegible] unter der Produktivkraft alles, was die gesellschaftliche Produktion fördert; und in diesem Sinne konnte er eine Gesellschaftsklasse als eine Produktivkraft bezeichnen. In demselben Sinne spricht Marx sehr oft von der Produktivkraft der Arbeit als gleichbedeutend mit der Arbeitsproduktivität.

Wird aber der Begriff der Produktivkraft so erweitert, so verschwindet jeder Unterschied zwischen der Marxschen materialistischen und der herrschenden „ideologischen“ oder idealistischen Geschichtsauffassung. Was ist nicht im angegebenen Sinne eine Produktivkraft? Religion, Moral, Wissenschaft, politische Verfassung, Recht und vieles andere üben unbestreitbar den größten Einfluſs auf die gesellschaft-

[1] Marx, Das Elend der Philosophie. Deutsch von Bernstein und Kautsky, 1885, S. 181.

liche Produktion und sind also als Produktivkräfte zu bezeichnen. Nennen wir aber sogar soziale Gruppen Produktivkräfte, so verwandelt sich der historische Materialismus in eine blofse Tautologie, in die harmlose Behauptung, dafs soziale Entwicklung durch Entwicklung der sozialen Gruppen bestimmt wird.

Nun wollte Marx gewifs etwas ganz anderes sagen, indem er zuerst in seiner Streitschrift gegen Proudhon den Satz aufgestellt hat: „Mit der Erwerbung neuer Produktivkräfte verändern die Menschen ihre Produktionsweise, und mit der Veränderung der Produktionsweise, der Art, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, verändern sie alle ihre gesellschaftlichen Verhältnisse[1].“ Es wäre offenbar das gröbste Mifsverständnis, wollten wir etwa dem Marxschen Gedanken eine solche Deutung geben, als ob die Erwerbung neuer Kenntnisse, der Fortschritt der Wissenschaft das ausschlaggebende Moment der geschichtlichen Entwicklung bilde. Die ganze Pointe des historischen Materialismus wäre damit abgebrochen und die allerdings eigenartige Marxsche Theorie der sozialen Entwicklung in ihr Gegenteil, in die übliche „ideologische“ Geschichtsauffassung verwandelt. „Dem Kopf — sagt Engels —, der Entwicklung und Tätigkeit des Gehirns wurde alles Verdienst an der rasch fortschreitenden Zivilisation zugeschrieben; die Menschen gewöhnten sich daran, ihr Tun aus ihrem Denken zu erklären, statt aus ihren Bedürfnissen (die dabei allerdings im Kopf sich widerspiegeln, zum Bewufstsein kommen) — und so entstand mit der Zeit jene idealistische Weltanschauung, die namentlich seit Untergang der antiken Welt die Köpfe beherrscht hat[2].“ Im Vorwort zur „Kritik der Politischen Ökonomie“ hat Marx die Grundidee seiner Geschichtsphilosophie in den bekannten Worten formuliert,

---

[1] A. a. O., S. 101.

[2] Engels, Der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen. Die Neue Zeit, XIV, Bd. II, S. 551.

dafs „nicht das Bewufstsein der Menschen ihr Sein, sondern, umgekehrt, ihr gesellschaftliches Sein ihr Bewufstsein bestimmt".

Was anders aber, wenn nicht ein solches Mifsverständnis, bedeutet die Behauptung des hervorragendsten Vertreters des modernen Marxismus, Karl Kautskys, dafs „der jetzige Stand der Mathematik ebenso zu den ökonomischen Bedingungen der bestehenden Gesellschaft gehört wie der jetzige Stand der Maschinentechnik oder des Welthandels"[1]? Mit der Mathematik zählt Kautsky die Chemie und überhaupt Naturwissenschaft zu den ökonomischen Mächten aus dem einfachen Grunde, dafs die Mathematik wie die Naturwissenschaft die Wirtschaft beeinflufst. Mit eben demselben Recht könnte er aber auch Staat und überhaupt alle Ideologie als „ökonomische Bedingungen der bestehenden Gesellschaft" betrachten; ist es doch unbestreitbar, dafs „ideologische" Mächte einen starken Einflufs auf Wirtschaft ausüben. Auf diese Weise könnten wir, wie gesagt, jeden Unterschied zwischen der materialistischen und idealistischen Geschichtsauffassung aufheben.

Es scheint übrigens, dafs Marx selbst von solchen Fehltritten nicht frei war. In der „Heiligen Familie" steht er schon fest auf dem Boden seiner neuen Geschichtsphilosophie. Trotzdem finden wir in dieser Schrift den folgenden Passus: „Oder glaubt die kritische Kritik in der Erkenntnis der geschichtlichen Wirklichkeit auch nur zum Anfang gekommen zu sein, solange sie das theoretische und praktische Verhalten des Menschen zur Natur, die Naturwissenschaft und die Industrie, aus der geschichtlichen Bewegung ausschliefst"[2]?

Also Naturwissenschaft und Industrie — das sind die treibenden Mächte der Geschichte. Dieser Dualismus erinnert stark an Saint-Simon, welcher ebenfalls in der

[1] Kautsky, Was will und kann die materialistische Geschichtsauffassung leisten? Die Neue Zeit, XV, I. Bd., S. 234.

[2] Gesammelte Schriften von Marx und Engels, II. Bd., 1902, S. 259.

Wissenschaft und Industrie die beiden Grundlagen der Gesellschaftsordnung erblickte. Aber der historische Materialismus ist eine monistische Konstruktion und betrachtet gerade die Praxis des Lebens, nicht das theoretische Denken, als entscheidend. Ist die Naturwissenschaft als eine selbständige Macht neben die Industrie zu stellen, warum nicht auch die Philosophie, deren Geschichte mit der der Wissenschaft so eng verknüpft ist? Und was bleibt in diesem Falle übrig vom Marxschen Satze über das Bewufstsein und das gesellschaftliche Sein?

Die Naturwissenschaft wie das theoretische Denken überhaupt sind vielmehr vom Standpunkte des historischen Materialismus aus als ein Produkt der geschichtlichen Entwicklung, nicht aber als deren Ursache zu betrachten. Es bleibt allerdings höchst charakteristisch, dafs ein solches Schwanken in bezug auf die Grundideen der materialistischen Geschichtsauffassung möglich ist. Die Vieldeutigkeit des Begriffs der Produktivkraft setzt die betreffende Lehre in Gefahr, jeden bestimmten Sinn zu verlieren.

Zwar hat derselbe Umstand, nebenbei bemerkt, auch manchen Marxisten einen nicht geringen Dienst geleistet, indem man alles in der Welt als Produktivkraft bezeichnen und auf diese Weise sich leicht aus allen Schwierigkeiten, reale Geschichte materialistisch zu erklären, heraushelfen könnte. Die rätselhaften Produktivkräfte spielen z. B. in den Schriften eines Plechanow die Rolle der Lebenskräfte in der älteren Physiologie — alles wird durch sie erklärt, aber was sie selbst sind und wodurch sie bedingt werden, davon schweigt man still. Die Produktivkräfte werden der sozialen Entwicklung gegenübergestellt als diese bestimmendes Moment, und zugleich werden sie, mit wunderbarer Logik, als soziale, geschichtlich sich verändernde Macht bezeichnet.

Im „Kommunistischen Manifeste" und in anderen Schriften macht Marx verständlich, dafs die Produktivkräfte nichts anders als Produktions- und Verkehrsmittel seien. Man könnte diese Begriffsbestimmung annehmen, wäre nicht der Begriff der Produktions- und Verkehrs-

mittel selbst am besten geeignet, neue Mifsverständnisse hervorzurufen. Unter den Produktionsmitteln versteht man gewöhnlich Arbeitswerkzeuge, Roh- und Hilfsstoffe, nicht aber Naturbedingungen der Produktion, wie Klima, geographische Lage des Landes u. a. Die äufsere Natur ist aber gewifs eine Produktivkraft im Marxschen Sinne, worauf Engels ausdrücklich hinweist[1].

Die Gleichsetzung der Begriffe der Produktivkräfte und der Produktions- und Verkehrsmittel stöfst sich auch an andere Schwierigkeiten. So nennt Engels „die Teilung der Arbeit und die Vereinigung vieler Teilarbeiter in einer Gesamtmanufaktur“[2] die von der Bourgeoisie in Bewegung gesetzten neuen Produktivkräfte. Die Erwerbung neuer Produktivkräfte ist also mit der Einführung neuer Arbeitswerkzeuge nicht identisch, da die Manufaktur sich in bezug auf diese vom Handwerk sehr wenig unterscheidet. Zwar ist Marx selbst durch seine Ausdrucksweise Anlafs gewesen, der materialistischen Geschichtsauffassung eine solche Deutung zu geben, als ob sie in der Erfindung und Einführung in die Produktion neuer Arbeitswerkzeuge die alleinige Triebkraft des geschichtlichen Fortschritts erblicke[3]. Durch seine Anerkennung der Manufaktur als einer neuen Produktivkraft beweist aber Engels, dafs diese Deutung dem Geiste der Doktrin nicht entspricht. Das wird übrigens auch von Marx zugestanden, indem er sagt: „auch bei gleichbleibender Arbeitsweise bewirkt die gleichzeitige Anwendung einer gröfseren Arbeiteranzahl eine Revolution in

---

[1] Engelsscher Brief an Starkenburg. Dokumente des Socialismus 1902, Bd. II, S. 73.

[2] Engels, Ludwig Feuerbach. 2. Aufl., 1895, S. 48.

[3] So sagt z. B. Kelles-Krauz, dafs die Produktionsweise, der materialistischen Geschichtsauffassung gemäfs, durch „die Produktionsinstrumente, die Ausrüstung an Werkzeugen“ bedingt wird. Kelles-Krauz, Was ist der ökonomische Materialismus? Die Neue Zeit, XIX, II. Bd., S. 652. Auch nach der Meinung von Kautsky „ist die ökonomische Entwicklung in letzter Linie nichts anderes als die Entwicklung der Technik, die Aufeinanderfolge der Erfindungen und Entdeckungen“. Die Neue Zeit, XV, I. Bd., S. 231.

den gegenständlichen Bedingungen des Arbeitsprozesses[1]." Die Produktion kann also revolutioniert werden, ohne dafs die Arbeitswerkzeuge einen Wechsel erfahren; oder, mit anderen Worten, die Entwickelung der Produktivkräfte ist auch auf der Grundlage gleichbleibender Arbeitswerkzeuge möglich.

Es ist übrigens offenkundig, dafs die Einführung neuer Arbeitsinstrumente in keinem Falle als herrschende Triebkraft der sozialen Entwicklung anerkannt werden darf. Nur in der neuesten Zeit folgen technische Erfindungen rasch nach einander, während früher viele Jahrhunderte ohne wesentliche Veränderungen in den Produktionsinstrumenten verflossen, was jedoch die Geschichte nicht zum Stillstand brachte. Die Verwandlung des Handwerks in Manufaktur, die Vereinigung ehemaliger kleiner Produzenten in einem grofsen Arbeitslokal unter der Führung eines Kapitalisten war eine höchst wichtige Stufe des wirtschaftlichen und zugleich sozialen Fortschritts. Aber die Verbreitung der Manufaktur ist mit keiner technischen Erfindung in Verbindung zu bringen. Unter allen Betriebsformen gibt es nur eine, — die Fabrik — deren Charaktermerkmal in den durch sie angewandten Arbeitswerkzeugen besteht. Die Entstehung des Handwerks aus dem Hausfleifs, die Verbreitung des Verlagssystems (Hausindustrie) — diese tausendjährige industrielle Entwicklung steht in keinem Zusammenhange mit den technischen Erfindungen.

„Nichts kann unrichtiger sein", sagt mit Recht Karl Bücher, „als jene gelehrten Konstruktionen, welche ganz neue Kulturepochen an das Aufkommen der Töpferei oder Eisenbearbeitung, die Erfindung des Pfluges oder der Handmühle knüpfen. Völker, welche das Eisen kunstgerecht zu Beilen und selbst zu Pfeifenröhren zu verarbeiten verstehen, bedienen sich noch jetzt hölzerner Speere und Pfeile oder bauen den Acker mit dem hölzernen Grabscheit, obwohl es ihnen an Rindern nicht fehlt, die den Pflug ziehen

[1] Das Kapital I, S. 288.

könnten[1]." Das spricht zwar nicht gegen die materialistische Geschichtsauffassung, wohl aber gegen diejenige Deutung derselben, welche in den technischen Erfindungen die entscheidende Triebkraft der Geschichte erblicken will.

II.

Während Marx bei der Formulierung seiner geschichtsphilosophischen Grundidee immer auf die Produktivkräfte als auf die ausschlaggebende geschichtliche Macht hinweist, (so in seinem berühmten Vorworte zur „Kritik der politischen Ökonomie"), zieht es Engels vor, „die Produktion und nächst der Produktion den Austausch"[2] als wahre Grundlage aller Gesellschaftsordnung zu bezeichnen. Zwar haben diese Unterschiede in Formulierung der beiden Autoren gemeinsamen Doktrin keine prinzipielle Bedeutung, doch sind sie nicht ohne Interesse für das Verständnis der Doktrin. Engels fühlte nämlich, dafs der Begriff der Produktivkräfte zu vag und unbestimmt ist, um dem Leser eine klare Idee von den Grundlagen des historischen Materialismus zu geben, und er hat es vorgezogen, anstatt von den Produktivkräften von der Produktion und dem Austausch zu sprechen. Das ist jedoch nicht als eine Verbesserung der Doktrin zu bezeichnen. Zunächst ist es um ihre ursprüngliche monistische Konstruktion geschehen. Nicht ein, sondern zwei Momente — die Produktion und der Austausch — werden von Engels als ausschlaggebende anerkannt, ohne genaue Bestimmung des Verhältnisses zwischen den beiden. Zwar gibt Engels durch seine Ausdrucksweise („nächst der Produktion der Austausch") zu verstehen, dafs der Austausch eine minder wichtige Rolle in der Bestimmung der Gesellschaftsordnung spielt, doch scheint der Austausch für Engels dessenungeachtet ein selbständiger und somit bis zu einem gewissen Grade von der Produktion unabhängiger Faktor zu sein. So kritisiert Engels sehr scharf die Auf-

---

[1] Bücher, Arbeit und Rhythmus, 3. Aufl., 1902, S. 10.

[2] Engels, Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft, 3. Aufl., 1894, S. 286.

fassung von Dühring, nach welchem der Austausch als eine Unterabteilung der Produktion zu betrachten sei, da zur Produktion alles gehöre, was geschehen mufs, damit das Produkt an den Konsumenten gelange. „Wenn Herr Dühring“, bemerkt dazu Engels, „die beiden wesentlich verschiedenen, wenn auch sich gegenseitig bedingenden Prozesse der Produktion und der Zirkulation zusammenwirft und ganz ungeniert behauptet, aus der Unterlassung dieser Verwirrung könne nur ‚Verwirrung entstehen‘, so beweist er damit blofs, dafs er die kolossale Entwicklung, die gerade die Zirkulation in den letzten 50 Jahren durchgemacht hat, nicht kennt oder nicht versteht[1].“

Ist aber der Austausch, wie Engels meint, ein „von der Produktion wesentlich verschiedener Prozess“, welcher von der Produktion nicht mehr bedingt wird wie diese von ihm, so irrte sich Marx, indem er behauptete, dafs „die Produktionsweise des materiellen Lebens den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozess überhaupt bedingt“[2], da aufser der Produktionsweise auch die Austauschweise dabei mitwirke.

Wenn, umgekehrt, Marx recht hat und der Austausch ebenso wie alle anderen sozialen Prozesse durch die Produktionsweise bedingt ist, der Austausch also kein der Produktion ebenbürtiger sozialer Faktor ist, so ist es von Engels' Seite methodologisch höchst verkehrt, in seiner Formulierung der Grundidee der materialistischen Geschichtsauffassung dem Austausch neben der Produktion Platz zu geben. Mit demselben Rechte könnte Engels sagen, dass die Grundlage der Gesellschaftsordnung nicht nur Produktion und Austausch, sondern Produktion, Austausch und Verteilung sind, oder Produktion, Austausch, Verteilung und politische Verfassung usw. usw., denn gewifs würde Engels nicht bestreiten, dafs die Verteilung der Produkte, politische Verfassung und vieles andere nicht ohne Wirkung auf das Gesellschaftsleben sind.

[1] Engels, Eugen Dührings Umwälzung usw., S. 157.
[2] Marx, Zur Kritik der Politischen Okonomie, 1859, Vorwort.

Was aber viel wichtiger ist, die Engelssche Definition bricht gerade die Pointe der materialistischen Geschichtsauffassung ab. Es ist sehr wenig damit gesagt, dafs wir die Produktion als die Grundlage des sozialen Lebens bezeichnen. Die Produktion ist ein durch die Gesellschaft geregelter wirtschaftlicher Prozefs. Der Stand der Produktion hängt ab von den verschiedensten sozialen Momenten — so vom Stande der Wissenschaft, dem herrschenden Recht, den Sitten usw. Ist also die Gesellschaftsordnung durch die Bedingungen der Produktion bestimmt, so ist ebenso sicher die Produktion von den Bedingungen der Gesellschaftsordnung abhängig. Unter den Bedingungen der Produktion ist auf diese Weise auch die herrschende Gesellschaftsordnung mitzuzählen.

Es genügt also nicht, auf die Produktionsbedingungen überhaupt als auf die ausschlaggebende soziale Macht hinzuweisen — die Frage besteht eben darin, welchen unter diesen Bedingungen, den sachlichen oder den sozialen Bedingungen, diese Geltung zukommt. Und die materialistische Geschichtsauffassung gibt darauf eine klare Antwort, die aber aus der Engelsschen Formulierung nicht zu gewinnen ist.

Engels sagt weiter, dafs „die letzten Ursachen aller gesellschaftlichen Veränderungen und politischen Umwälzungen nicht in den Köpfen der Menschen, in ihrer zunehmenden Einsicht in die ewige Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern in Veränderungen der Produktions- und Austauschweise zu suchen sind“ [1]. Diese Behauptung wird aber durch denselben Engels sofort widerlegt — namentlich durch seine Schilderung des Konflikts zwischen den Produktivkräften und der Produktionsweise in der bürgerlichen Gesellschaft. Dieser Konflikt wird, nach Engels, durch die Entwicklung der Produktivkräfte erzeugt und mit dem Wechsel der Produktionsweise geendigt. Ist dem so, so ist es unrichtig, die Produktionsweise als die „letzte Ursache“ der sozialen

[1] Engels, Eugen Dührings Umwälzung usw., S. 286.

Veränderungen zu bezeichnen, da sie selbst, nach dem Zugeständnis von Engels, durch andere, tiefere Ursachen — namentlich durch den Stand der Produktivkräfte — bestimmt wird.

Wir kehren also nun zur Marxschen Formel der Entwicklung der Produktivkräfte zurück. Die Grundlage des historischen Materialismus bildet der Begriff der Produktivkräfte. Was sind aber diese? Nach allem Gesagten ist es nicht schwer, diesen Begriff ganz genau zu bestimmen.

Einer der schwachen Punkte der Marxschen Formulierung der Grundidee des historischen Materialismus besteht darin, dafs er in seiner Formel dem Austausch keinen Platz neben der Produktion zu geben wufste. Marx spricht nur von der Produktionsweise, als ob die Austauschweise eine passive Wirkung der Produktionsweise wäre. Engels wollte diese Lücke ausfüllen, aber das gelang ihm nicht, da er mit der Marxschen Formel nicht zu brechen wagte und darum nichts bestimmtes gesagt hat. Die Austauschweise spielt aber in der sozialen und namentlich in der ökonomischen Entwicklung, nach der Schilderung von Marx selbst, eine nicht minder wichtige Rolle wie die Produktionsweise. In seinen historischen Untersuchungen ist Marx fern von der Geringschätzung der Rolle des Handels. „Es unterliegt keinem Zweifel“ — sagt er im 3. Bande des „Kapitals“, „dafs im 16. und im 17. Jahrhundert die grofsen Revolutionen, die mit den geographischen Entdeckungen im Handel vorgingen und die Entwicklung des Kaufmannskapitals rasch steigerten, ein Hauptmoment bilden in der Förderung des Übergangs der feudalen Produktionsweise in die kapitalistische[1].“

Der Austausch spielt also keine untergeordnete Rolle in der wirtschaftlichen Entwicklung, sondern gibt öfters den Ausschlag und ruft die Umgestaltung der Produktionsweise hervor. Es gibt keinen Grund für die soziologische Theorie, welche die Wirtschaft als die Grundlage der

[1] Das Kapital, III, I. T., S. 317.

Gesellschaftsordnung anerkennt, dem Austausch eine geringere Bedeutung als der Produktion in sozialer Entwicklung zuzuschreiben. Zwar bildet die Produktion eine frühere Stufe des wirtschaftlichen Prozesses als der Austausch, da das Produkt erst hergestellt werden mufs, um in die Zirkulation zu treten. Das begründet jedoch keineswegs den ökonomischen Primat der Produktion, da anders auch der Agrikultur ein Primat über die veredelnde Industrie gebühre. Nun aber war neuestens gerade die Industrie der Agrikultur gegenüber ausschlaggebend. „Die Industrie bildet die Triebkraft nicht nur ihrer eigenen, sondern auch der landwirtschaftlichen Entwicklung[1].“ Das ist das wichtigste Ergebnis der bedeutenden Untersuchung Kautskys über die Agrarfrage.

Die wirtschaftliche Arbeit in ihrer Gesamtheit, von ihrer ersten Stufe der Loslösung des Produkts von seinem Zusammenhang mit dem Erdganzen bis zu ihrer letzten Stufe, wenn das Produkt zum Konsumenten gelangt und in den Verbrauch übergeht, ist ein einheitlicher Prozefs, eine Kette, deren jedes Glied für das Zusammenstehen des Ganzen unentbehrlich ist. Die Produktion hängt nicht minder vom Handel ab wie der Handel von der Produktion. Welche Stufe aber des gesamten wirtschaftlichen Prozesses eine entscheidende Bedeutung gewinnt, das hängt von konkreten geschichtlichen Bedingungen jedes besonderen Falles ab; in einer allgemeinen, für alle geschichtlichen Epochen und alle geschichtlichen Gesellschaften gültigen Form ist diese Frage nicht zu beantworten und ein Streit darüber ist ganz müfsig. Das wird übrigens von Marx selbst anerkannt, indem er sagt: „In den Vorstufen der kapitalistischen Gesellschaft beherrscht der Handel die Industrie, in der modernen Gesellschaft umgekehrt[2].“

Weder Produktion noch Austausch sind also jedes für sich als alleinige Grundlage der Gesellschaftsordnung zu

---

[1] Kautsky, Die Agrarfrage, 1899, S. 292.

[2] Marx, Das Kapital, III, I. T., S. 314.

betrachten, sondern etwas gröfseres und beide umfassendes — namentlich die Wirtschaft, oder genauer, die Bedingungen der wirtschaftlichen Arbeit.

Diese sind aber verschieden und können in geistige und sachliche eingeteilt werden. Die materialistische Geschichtsauffassung anerkennt offenbar diese letzteren für ausschlaggebend. So gelange ich zur folgenden Definition des fundamentalsten Begriffs der Marxschen Geschichtsphilosophie. Die rätselhaften materiellen Produktivkräfte, welche nach Marxscher Auffassung das soziale Leben beherrschen, sind nichts anderes als der Inbegriff sämtlicher sachlicher Faktoren der wirtschaftlichen Arbeit. Also nicht alles, was auf die wirtschaftliche Arbeit einen Einflufs ausübt, sondern nur ein Teil derselben, namentlich der sachliche Teil, geht in den Begriff der materiellen Produktivkräfte ein. Eben darin hatte Engels vollkommen recht, indem er die bezügliche geschichtsphilosophische Theorie *materialistische* Geschichtsauffassung genannt hat.

Der gesellschaftliche Mensch lebt in zweifacher, geistiger und sachlicher Umgebung. Die erstere wird durch geistige Einflüsse, also durch geistige Gemeinschaft, in der jeder Mensch lebt, gebildet.

Aber der geistige Verkehr der Menschen ist nur durch Vermittlung sachlicher Agentien möglich. Die geistige Umgebung ist also von der sachlichen nicht zu trennen, welche letztere nichts anderes als der Inbegriff der auf den Menschen wirkenden sachlichen Faktoren ist. Diese zweite, sachliche Umgebung gibt, nach der Meinung von Marx, den Ausschlag. Es wäre jedoch eine schlimme Mifsdeutung, etwa den Marxismus den ziemlich verbreiteten geschichtsphilosophischen Theorien gleichzustellen, welche die Gesellschaftsordnung durch den unmittelbaren Einflufs der äufseren Natur auf den Menschen erklären wollen. Als hervorragender neuerer Vertreter dieser Richtung kann z. B. H. Buckle gelten; dieser stellt z. B. die Neigung der Spanier zum Aberglauben und religiöser Intoleranz mit häufigem Erdbeben in diesem Lande in Zusammenhang, die anthropomorphische Religion

der alten Hellenen erklärt er durch den Einflufs der milden und schönen Natur Griechenlands usw.[1]. Nun gelingen in den seltensten Fällen solche Versuche, den unmittelbaren Einflufs der äufseren Natur, der geographischen Lage, des Klimas u. a. auf die Gestaltung des sozialen Lebens nachzuweisen. Man kann Ratzel zustimmen, wenn er sagt: „Die Wirkung der Natur auf den körperlichen oder geistigen Zustand der Menschen hat das ungünstigste aller Schicksale eines Problems der Wissenschaft erfahren; sie ward sehr lange und von den verschiedensten Gesichtspunkten aus diskutiert, ehe man dazu schritt, mit den Werkzeugen der wissenschaftlichen Forschung sie zu zergliedern und in ihr Innerstes vorzudringen[2].“

Der Marxismus ist mit diesen Theorien nicht zu verwechseln. Die Menschengeschichte ist vom Standpunkte Marx' aus keine passive Wirkung der äufseren Natur, da der gesellschaftliche Mensch selbst die Natur verändert und seine Geschichte schafft. „Die materialistische Lehre — sagt Marx — dafs die Menschen Produkte der Umstände und der Erziehung, veränderte Menschen also Produkte anderer Umstände und geänderter Erziehung sind, vergifst, dafs die Umstände eben von den Menschen verändert werden[3].“

Der Marxismus leugnet nicht den Einflufs der äufseren Natur auf die Menschengeschichte; aber im Unterschiede von derjenigen Geschichtsauffassung, welche Paul Barth in seiner „Philosophie der Geschichte als Soziologie“ anthropo-geographisch nennt, hebt der Marxismus nicht die unmittelbare, sondern die mittelbare, durch Vermittelung der Wirtschaft ausgeübte Einwirkung der Naturbedingungen auf den Menschen hervor. Alle Wirtschaft beruht auf sachlicher Grundlage, die durch die äufsere Natur gegeben wird. Das Wesen der Wirtschaft besteht aber in der Veränderung

[1] Vgl. Buckle, History of Civilisation in England, 1857, vol. I, ch. II, vol. II, ch. I.

[2] Ratzel, Anthropogeographie 1899, I, S. 41.

[3] Marx über Feuerbach, Anhang zu „Ludwig Feuerbach“ von Engels, S. 60.

dieser letzten; so wird durch wirtschaftliche Tätigkeit eine neue künstliche Umgebung geschaffen, deren Entwicklung die Menschengeschichte, dem historischen Materialismus zufolge, in Bewegung setzt.

Sachliche Bedingungen der Arbeit sind also durchaus nicht etwas unveränderliches, starres, sie sind keine passive Wirkung der äußeren Natur, sondern eine in unterbrochener Entwicklung begriffene geschichtliche Schöpfung des gesellschaftlichen Menschen selbst.

Es ist höchst wichtig, sachliche Bedingungen der Wirtschaft von den geistigen und, enger, sozialen scharf zu unterscheiden. Wirtschaft ist zugleich ein sachlicher und ein sozialer Prozeß. Der Mensch verändert sachliche Natur; das ist die sachliche Seite der Wirtschaft. Zugleich aber verändert er sich selbst und andere Menschen; das ist die soziale Seite der Wirtschaft. Sachliche und soziale Wirtschaftsbedingungen sind miteinander eng verknüpft und wirken aufeinander. Man kann Produktion und Austausch als die sachliche Seite der Wirtschaft betrachten, Verteilung der erzeugten Produkte — als ihre soziale Seite. (Genauer gesagt haben auch Produktion und Austausch ihre soziale Seite, da sie einen gesellschaftlichen Prozeß bilden. Der Verteilung gegenüber aber, die nur die soziale Seite der Wirtschaft darstellt, dürfen sämtliche technische Operationen, die verrichtet werden müssen, damit das Produkt an den Konsumenten gelange, als sachliche Seite der Wirtschaft gelten.) Die Produktion und Austauschweise üben den größten Einfluß auf die Verteilungsweise, aber diese reagiert ihrerseits auf jene. „Die Verteilung“, sagt Engels, „ist indes nicht ein bloß passives Erzeugnis der Produktion und des Austausches; sie wirkt ebensosehr zurück auf beide. Jede neue Produktionsweise oder Austauschform wird im Anfang gehemmt nicht nur durch die alten Formen und die ihnen entsprechenden politischen Einrichtungen, sondern auch durch die alte Verteilungsweise. Sie muß sich die ihr entsprechende Verteilung erst in langem Kampf erringen[1].“

[1] Engels, Eugen Dührings Umwälzung usw., S. 151.

Trotzdem betrachtet die materialistische Geschichtsauffassung Produktion und Austausch, nicht aber Verteilung, als ausschlaggebende Macht. Warum? Weil Produktion und Austausch die sachliche Seite der Wirtschaft darstellen, während Verteilung ein soziales Moment par excellence ist. Genauer: nicht Produktion und Austausch, sondern sachliche Faktoren oder Bedingungen derselben werden durch den Marxismus als Grundlage aller Gesellschaftsordnung anerkannt. Die sozialen Bedingungen der Produktion und des Austausches werden nicht minder wie die Verteilung durch sachliche Faktoren der Wirtschaft bestimmt. Der Stand der Wissenschaft, das herrschende Recht, die politische Verfassung usw. wirken auf das mächtigste auf die gesellschaftliche Produktion. Die materialistische Geschichtsauffassung leugnet nicht diesen Einflufs, aber sie betrachtet als in letzter Instanz entscheidend die umgekehrte Einwirkung der sachlichen Faktoren der Produktion (und des Austausches) auf das soziale Leben.

Marx und Engels waren geneigt, die Rasse als einen selbständigen ökonomischen Faktor zu betrachten. In einem Briefe aus dem Jahre 1894 sagt Engels ausdrücklich, dafs „die Rasse ein ökonomischer Faktor ist“ [1]. Etwas Ähnliches wurde auch von Marx ausgesagt. „Von der mehr oder minder entwickelten Gestalt der gesellschaftlichen Produktion abgesehen“ — lesen wir im „Kapital“ —, bleibt die Produktivität der Arbeit an Naturbedingungen gebunden. Sie sind alle rückführbar auf die Natur des Menschen selbst, wie Rasse usw. und die ihn umgebende Natur“ [2]. Also ist die Rasse, nach Engels, ein ökonomischer Faktor und, nach **Marx**, ist sie, als die Arbeitsproduktivität bestimmendes Moment, der äufseren Natur gleichzustellen. Auch einige Marxisten betrachten die Rasse als ein selbständiges Moment, welches das soziale Leben bestimmt; so

---

[1] Dokumente des Socialismus, 1902, II. Bd., S. 74.

[2] Das Kapital I, S. 476.



der italienische Soziologe Antonio Labriola[1]. Stimmt aber eine solche Auffassung mit dem Grundgedanken des historischen Materialismus überein?

Keinenfalls, und zwar aus folgenden Gründen. Gewifs hängt die Arbeitsfähigkeit des Menschen von seiner Rasseangehörigkeit im höchsten Mafse ab. Es ist bekannt, dafs Menschen verschiedener Rassen eine durchschnittlich verschiedene Muskelkraft, verschiedene Entwicklung des Gehirns aufweisen usw. Physische Unterschiede, worin die Rassenmerkmale bestehen, müssen durch entsprechende Unterschiede in geistiger Begabung begleitet werden. Daraus folgt aber nicht, dafs Rasse, vom Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung, als ein der äufseren Natur ebenbürtiger ökonomischer Faktor anerkannt werden soll — üben doch viele „ideologische“ Mächte wie Recht, Staat, Religion usw., welche keine ökonomischen Faktoren sind, den gröfsten Einflufs auf die Arbeitsproduktivität und gesellschaftliche Wirtschaft aus. Das Wesen der Marxschen Geschichtsphilosophie besteht gerade darin, dafs sie zwar die Rückwirkung verschiedenster Faktoren auf die Wirtschaft anerkennt, aber nur diese als die entscheidende Macht betrachtet. Die durch die äufsere Natur gegebenen Arbeitsbedingungen sind primäre ökonomische Faktoren, da die Wirtschaft nicht in der Luft schwebt, sondern auf einer sachlichen Grundlage beruht. Die Rasse ist aber vom Standpunkte des historischen Materialismus kein primärer, sondern ein sekundärer Faktor wie Sitte, Recht, Staat usw. Rassenmerkmale bilden nichts Starres und Unbewegliches; sie sind immer im Werden, keine endgültige Ursache, sondern ein Resultat der Entwicklung der betreffenden Menschengruppe, welche Entwicklung durch ökonomische Existenzbedingungen dieser Gruppe in letzter Instanz bestimmt wird. „Verschiedene soziale Zustände wirken begünstigend oder erschwerend, beschleunigend oder

[1] Vgl. seine Schrift: Del materialismo storico. Dilucidazione preleminare. Rome 1896, S. 128.

verlangsamend auf den ethnogenetischen Prozefs und dadurch erlangen sie selbst ethnische Merkmale. In manchen Fällen, wo man von „Rasse“ spricht, würde man besser „Klasse“ sagen. Durch alle Völker begleiten körperliche Unterschiede die Sonderung der Stände, welche um so tiefer geht, je weiter die Völker von Bildung und Freiheit entfernt sind[1].“

Der sogenannte nationale Geist, welcher nach der Auffassung vieler Geschichtsschreiber alles erklärt, in allen Gebieten des sozialen Lebens zum Ausdruck kommt und dasselbe bestimmt, ist, vom Standpunkt des historischen Materialismus, als ein höchst kompliziertes Resultat gesellschaftlicher Lebensbedingungen, also zunächst Wirtschaftsbedingungen, der betreffenden Völker zu betrachten. Zwar können nicht alle Rassenmerkmale durch die Wirtschaftsbedingungen, unter denen ein bestimmtes Volk heute lebt, erklärt werden; das aber nur darum, weil in den geerbten Rassenmerkmalen auch ehemalige, heute verschwundene Existenzbedingungen des Volkes zum Ausdruck kommen. Die Eigenschaften des nationalen Geistes sind also ganz ebenso durch heutige oder ehemalige sachliche Wirtschaftsbedingungen zu erklären, wie alle anderen geschichtlichen Produkte — Sitte, Recht usw. Und wenn Marx und Engels in der Rasse einen selbständigen, der äufseren Natur ebenbürtigen ökonomischen Faktor erblicken, so beweist das nur, dafs sogar die Urheber der Theorie ihrer Grundlage untreu sein können.

III.

Die Lehre von den Produktivkräften, von ausschlaggebender Bedeutung im sozialen Leben der sachlichen Bedingungen der wirtschaftlichen Arbeit, ist die Grundlage der Marxschen Geschichtsphilosophie. Doch wird diese durch jene Lehre nicht erschöpft, — ihren anderen Bestandteil bildet die Lehre vom Klassenkampf.

Die Entwicklung sachlicher Wirtschaftsbedingungen

[1] Ratzel, Anthropogeographie, 2. Teil, 1891, S. 590.

ist die entscheidende, aber bewufstlos wirkende Macht der Geschichte. Im Menschenbewufstsein nimmt der Konflikt einer neuen Wirtschaftsweise mit einer alten die Form eines Zusammenstofses der Interessen verschiedener Gesellschaftsgruppen, die Form eines Klassenkampfes an. Die Lehre von den Produktivkräften hat nur die objektive, unbewufste Seite des geschichtlichen Prozesses aufgehellt; sie mufs ergänzt werden durch die Lehre, welche die Widerspiegelung dieses objektiven Prozesses im menschlichen Bewufstsein erklärt. Diese letzte Aufgabe wird durch die Lehre vom Klassenkampf gelöst.

Den Grundbegriff dieser Lehre bildet der Begriff der gesellschaftlichen Klasse. Im „Kommunistischen Manifest“ ist der berühmte Satz mit aller Schärfe aufgestellt, dafs „die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft die Geschichte von Klassenkämpfen ist“. Was aber, nach der Auffassung von Marx und Engels, unter einer sozialen Klasse zu verstehen ist, das bleibt bisher etwas dunkel.

„Was bildet eine Klasse?“ — mit dieser Frage ohne Antwort bricht der dritte Band des „Kapitals“ ab. Wir erfahren nur, dafs man den engeren Begriff einer Klasse mit dem allgemeineren einer Gesellschaftsgruppe nicht verwechseln darf. Ärzte und Beamten bilden zwei unterschiedene gesellschaftliche Gruppen, doch nicht zwei besondere Klassen. Die gesellschaftliche Arbeitsteilung ist etwas ganz anderes als Klassenzusammensetzung der Gesellschaft. In der Urgesellschaft sind Anfänge der Spezialisation der Berufe zu bemerken; dessenungeachtet ist sie keine Klassengesellschaft. Dasselbe gilt auch für die künftige sozialistische Gesellschaft, die, trotz der Aufhebung der Klassen, sich von der Arbeitsteilung gewifs nicht losmachen wird.

Wir wissen also, was die Klasse nicht ist. Was sie aber ist, das wird von Marx weder im „Kapital“ noch in anderen Schriften genau bestimmt. Es scheint sogar, dafs Marx diesen Begriff in verschiedenen, ja widersprechenden Deutungen gebraucht hat.

So sagt Marx in seiner Schrift „Revolution und Kontrerevolution in Deutschland", dafs das deutsche Volk beim Ausbruch der Revolution aus folgenden Klassen sich zusammensetzte: dem Feudaladel, der Bourgeoisie, dem Kleinbürgertum, den Grofs- und Mittelbauern, den kleinen Freibauern, den feudalen Hintersassen, den Landarbeitern und den industriellen Arbeitern [1]. Im ganzen werden von Marx nicht weniger als acht Klassen aufgezählt. Ebenso beruht die Marxsche Analyse der sozialen und politischen Bewegungen in Frankreich während und nach der Februarrevolution auf der Unterscheidung zahlreicher Klassen im französischen Volke, unter denen der sozialen Rolle der Klasse des Kleinbürgertums und der der kleinen Bauern eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Den Glanzpunkt dieser Analyse bildet gerade die geistreiche Charakterisierung des Kleinbürgertums als einer besonderen sozialen Klasse. Das Kleinbürgertum und verschiedene Gruppen der Bauernschaft werden immer als selbständige Klassen betrachtet. Was die Parzellenbauern anbetrifft, so schreibt ihnen Marx als einer besonderen gesellschaftlichen Klasse die entscheidende Rolle im Entstehen des Kaisertums zu. „Bonaparte vertritt eine Klasse", sagt Marx, „und zwar die zahlreichste Klasse der französischen Gesellschaft, die Parzellenbauern [2]."

Nach allen diesen Ausführungen ist der Leser etwas erstaunt, aus derselben Schrift zu erfahren, dafs die Parzellenbauern in gewissem Sinne keine Klasse sind. „Insofern Millionen von Familien unter ökonomischen Existenzbedingungen leben, die ihre Lebensweise, ihre Interessen und ihre Bildung von denen der anderen Klassen trennen und ihnen feindlich gegenüberstellen, bilden sie eine Klasse. Insofern ein nur lokaler Zusammenhang unter den Parzellenbauern besteht, die Dieselbigkeit ihrer Interessen keine Gemeinsamkeit, keine nationale Verbindung und keine po-

[1] Marx, Revolution und Kontrerevolution in Deutschland. Deutsch von Kautsky, 1896, S. 7—11.

[2] Der Achtzehnte Brumaire. 3. Aufl., 1885, S. 97.

litische Organisation unter ihnen erzeugt, bilden sie keine Klasse[1]."

Von einer gewissen Seite betrachtet sind also Parzellenbauern keine Klasse; in einem anderen Sinne sind sie aber eine Klasse. Im ganzen bleibt es unbestimmt, ob die Parzellenbauern eine Klasse sind oder nicht.

Sind aber die Parzellenbauern keine Klasse, weil „die Dieselbigkeit ihrer Interessen keine Gemeinsamkeit, keine nationale Verbindung und keine politische Organisation unter ihnen erzeugt", so wird die Klasseneigenschaft des Kleinbürgertums auch in Frage gestellt. Gewifs waren deutsche Kleinbürger zur Zeit der Märzrevolution ebenso unfähig, eine selbständige politische Partei zu bilden, wie französische Parzellenbauern zur Zeit des zweiten Bonaparte. Also sind auch die Kleinbürger in einem gewissen Sinne keine Klasse. Aus den zahlreichen, von Marx im Schofse der modernen Gesellschaft aufgefundenen Klassen, fallen viele auf diese Weise weg. Es scheint, dafs wir bei der berühmten, schon von Adam Smith festgestellten Dreiteilung der bürgerlichen Gesellschaft in Grundeigentümer, Kapitalisten und Arbeiter bleiben müssen. Doch auch nicht. Die Klasseneigenschaft von Arbeitern ist bei weitem nicht sicher.

Freilich spricht Marx unzählige Male von den Arbeitern, dem Proletariat, als einer besonderen Klasse. Dasselbe galt aber auch von den Bauern; wir haben jedoch gesehen, wie nichtig sich ihre Ansprüche auf Klasseneigenschaft erwiesen. Sind aber Bauern und Kleinbürger in einem gewissen Sinne keine Klassen, so haben wir kein Recht, auch das Proletariat vor einer bestimmten Stufe seiner Entwicklung als eine Klasse zu betrachten. Im „Kommunistischen Manifeste" ist es festgestellt, dafs das Proletariat zur Zeit der Verfassung des Manifests noch keine Klasse war. So lesen wir in dieser berühmten Schrift, dafs „der nächste Zweck der Kommunisten derselbe ist wie der aller übrigen

[1] A. a. O., S. 98.

proletarischen Parteien: Bildung des Proletariats zur Klasse" und dafs „die Organisation der Proletarier zur Klasse und damit zur politischen Partei jeden Augenblick wieder gesprengt wird durch die Konkurrenz unter den Arbeitern selbst"[1]. Ist dem so, ist die Organisation des Proletariats zur Klasse ein noch nicht erreichter Zweck, so sind Proletarier einstweilen keine Klasse.

Der Schlüssel zu allen diesen sonderbaren Selbstwidersprüchen von Marx ist in seiner Streitschrift gegen Proudhon zu finden. „Die ökonomischen Verhältnisse", sagt Marx, „haben zuerst die Masse der Bevölkerung in Arbeiter verwandelt. Die Herrschaft des Kapitals hat für diese Masse eine gemeinsame Situation, gemeinsame Interessen geschaffen. So ist diese Masse bereits eine Klasse gegenüber dem Kapital, aber noch nicht für sich selbst. In dem Kampf, den wir nur in einigen Phasen gekennzeichnet haben, findet sich diese Masse zusammen, konstituiert sie sich als Klasse für sich selbst. Die Interessen, welche sie verteidigt, werden Klasseninteressen. Aber der Kampf von Klasse gegen Klasse ist ein politischer Kampf[2]." Dasselbe gilt auch für die Bourgeoisie. In ihrer Entwicklung unterscheidet Marx zwei Phasen: „die, während deren sie sich unter der Herrschaft des Feudalismus und der absoluten Monarchie als Klasse konstituierte, und die, wo sie, bereits als Klasse konstituiert, die Feudalherrschaft und die Monarchie umstürzte, um die Gesellschaft zu einer Bourgeoisiegesellschaft zu gestalten. Die erste dieser Phasen war die längere und erforderte die gröfseren Anstrengungen. Auch das Bürgertum hatte mit partiellen Koalitionen gegen die Feudalherren begonnen[3]."

Die soziale Klasse macht also zwei Entwicklungsphasen durch. Zuerst wird sie eine Klasse anderen Klassen gegenüber, ohne Klasse für sich zu sein. Dann konstituiert sie

[1] Das Kommunistische Manifest, 1891, S. 16, 18.
[2] Marx, Das Elend der Philosophie, S. 180.
[3] A. a. O., S. 180.

sich als Klasse für sich, womit die Organisation der betreffenden Gesellschaftsgruppe zur Klasse zum Ende kommt. Indem Marx den Parzellenbauern die Klasseneigenschaft abgesprochen hat, wollte er damit sagen, dafs sie keine konstituierte, keine Klasse für sich bilden; trotzdem bleiben sie Klasse anderen Klassen gegenüber. Auch war das Proletariat zur Zeit des „Kommunistischen Manifestes“ keine Klasse für sich, wohl aber gegenüber der Bourgeoisie.

Diese Unterscheidung der Klasse für andere und Klasse für sich beruht offenbar auf der Hegelschen Lehre vom reinen Sein, das durch seine Negation zum Sein für anderes und durch die Negation der Negation zum Fürsichsein übergeht. Indem Marx dieselbe soziale Gruppe einmal Klasse nennt und dann ihr diese Eigenschaft abspricht, beurteilt er sie vom Standpunkte der verschiedenen Entwicklungsphasen, welche sie durchmacht. So stellen wir eine Larve dem reifen Tiere, in das sie sich verwandelt, gegenüber und bezeichnen sie in dieser Eigenschaft gerade als Larve, aber den Organismen anderer Arten gegenüber nennen wir sie mit dem Namen, welcher auch dem reifen Tiere zukommt.

Auf diese Weise ist das, was in den Marxschen Ausführungen über die Klasseneigenschaft verschiedener gesellschaftlicher Gruppen als ein logischer Widerspruch erscheinen konnte, eher als eine Nachlässigkeit der Ausdrucksweise zu betrachten. Die soziale Klasse ist, nach Marx, dem Entwicklungsgesetz, wie alles in der Welt, unterworfen, und jede Entwicklungsphase einer Klasse behält ihre entscheidenden Charaktermerkmale, die den anderen Phasen fehlen.

Das soll man immer im Auge behalten, um die Marxsche Lehre vom Klassenkampf richtig zu verstehen. Der Klassenkampf, sagt Marx, ist immer ein politischer Kampf. Das gilt aber nicht von den Zusammenstöfsen der Vertreter noch nicht konstituierter Klassen. Vor der Februarrevolution hat das Proletariat keine grofse Rolle auf der politischen Bühne gespielt. Trotzdem sind Zusammenstöfse der Arbeiter mit den Kapitalisten ebenso alt wie die kapitalistische

Produktionsweise. Aber Arbeitseinstellungen vereinzelter Arbeitergruppen, auch wenn diese in Gewerkvereine organisiert sind, bilden noch keine Klassenkämpfe und daher keinen politischen Kampf. Solange die Klasse nicht konstituiert ist, solange ihre Vertreter sich nicht als eine feste Gruppe mit gemeinsamen, denen der anderen Klassen gegensätzlichen Interessen fühlen, entbehren die bezüglichen Zusammenstöfse des Charakters des Klassenkampfes. Darum sagen Marx und Engels im „Kommunistischen Manifeste", dafs es die wichtigste Aufgabe der kommunistischen Partei sei, „die vielen Lokalkämpfe der Arbeiter zu einem Klassenkampf zu zentralisieren" oder, was dasselbe ist, rein ökonomische Zusammenstöfse in politischen Kampf zu verwandeln, das Proletariat „zur Klasse und damit zur politischen Partei" zu organisieren.

Der Unterschied des Begriffs einer Klasse von dem allgemeineren einer sozialen Gruppe besteht zunächst darin, dafs ökonomische Interessen verschiedener sozialer Gruppen übereinstimmen können, während ökonomische Interessen einer Klasse sich in einem notwendigen Gegensatz zu denen der anderen Klasse befinden[1]. Worauf beruht aber dieser unvermeidliche Interessengegensatz, welcher das entscheidende Charaktermerkmal der Klassengesellschaft bildet? Die Marxsche Antwort darauf ist klar und präzis: Alle Klassengegensätze sind nichts anderes als ein Ausdruck des fundamentalsten Gegensatzes der modernen Gesellschaft, welcher in der ~~Aneignung durch~~ einige gesellschaftliche Gruppen der Mehrarbeit anderer besteht. Die Klassenzusammensetzung der Gesellschaft ist also ein sozialer Ausdruck der herrschenden antagonistischen Produktionsweise; so lange die unbezahlte Mehrarbeit bestehen wird, wird die Gesellschaft ihren Klassencharakter bewahren.

Die Urgesellschaft kannte keine Mehrarbeit; darum fehlte der Urgesellschaft der Klassencharakter. Nur durch

[1] Vgl. Kautsky, Klasseninteresse — Sonderinteresse — Gemeininteresse. Die Neue Zeit XXI, Bd. II, S. 241 ff.

den Zwang irgend einer Art kann die Mehrarbeit aus dem Arbeiter ausgepumpt werden, und dieser Zwang weist auf den unvermeidlichen Zusammenstofs der Interessen der Ausbeuter und der Ausgebeuteten. So entsteht die Klassengesellschaft.

Was ist also eine soziale Klasse? Eine gesellschaftliche Gruppe, deren Vertreter eine ähnliche ökonomische Stellung einnehmen im Prozesse der Aneignung durch einige gesellschaftliche Gruppen der Mehrarbeit anderer Gruppen und infolge dessen gemeinsame ökonomische Interessen und gemeinsame Antagonisten haben. Die Ausbeutung liegt im Wesen der Klassenbildung — denn das ökonomische und soziale Verhältnis der Aneignung der Mehrarbeit ist ein Ausbeutungsverhältnis. Aus diesem Grunde sondern sich zunächst ab in moderner Gesellschaft als selbständige Klassen die die Mehrarbeit liefernden und die diese aneignenden Klassen. In der auf der kapitalistischen Produktionsweise beruhenden Gesellschaft bilden Lohnarbeiter als Ausgebeutete und Kapitalisten und Grundeigentümer als Ausbeutende die drei für diese Produktionsweise charakteristischen Hauptklassen. Aber aufser diesen fundamentalen Klassen teilt sich die konkrete kapitalistische Gesellschaft unserer Zeit auch in andere durch die früheren Produktionsweisen erzeugte Klassen. Stände irgend eine ökonomisch abgesonderte Gruppe aufserhalb aller Ausbeutungsverhältnisse, so wäre sie gewifs keine Klasse. Das ist jedoch in der auf der unbezahlten Mehrarbeit beruhenden Gesellschaft eine bare Unmöglichkeit, da der Klassencharakter der Gesellschaft seinen Stempel dem gesamten sozialen Leben aufdrückt.

So bildeten z. B. selbständige kleine Produzenten in der primitiven Gesellschaft keine Klasse. Heute finden wir mitten im Kapitalismus auch kleine Produzenten, die sogar die grofse Masse der Bevölkerung in den meisten Staaten Europas darstellen. Sie werden aber heute zur Klasse dank der herrschenden Wirtschaftsordnung. Die Parzelle des französischen Bauers befreit ihn von der Herrschaft des

Kapitals nicht. „Die Parzelle des Bauern ist nur noch der Vorwand, der dem Kapitalisten erlaubt, Profit, Zinsen und Rente von dem Acker zu ziehen und den Ackerbauer selbst zusehen zu lassen, wie er seinen Arbeitslohn herausschlägt. Die auf dem französischen Boden lastende Hypothekarschuld legt der französischen Bauernschaft einen Zins auf, so grofs wie der Jahreszins der gesamten britischen Nationalschuld[1].“

Ebenso bildet das Kleinbürgertum in der kapitalistischen Gesellschaft eine Übergangsklasse zwischen zwei Extremen — dem Kapital und dem Proletariat — doch eine Klasse mit Klasseninteressen und Klassengegensätzen. Handwerker und kleine Händler, die das Rückgrat dieser Klasse liefern, sind kapitalistische Unternehmer und stehen in dieser Eigenschaft den Lohnarbeitern gegenüber. Doch haben sie die Konkurrenz des grofsen Kapitals am meisten zu fürchten. Sie beuten ihre Arbeiter aus, aber werden vom grofsen Kapital ruiniert; die glücklichsten unter ihnen steigen in die Reihen der Bourgeoisie empor, während die Verunglückten ins Proletariat herabsinken. Diese schwankende Stellung des Kleinbürgertums bestimmt den sozialen Typus dieser Klasse, ist aber nicht imstande, es über Klassengegensätze zu heben und es aufserhalb der die moderne Gesellschaft beherrschenden Ausbeutungsverhältnisse zu stellen.

Die sogenannte Intelligenz, die Vertreter der liberalen Berufe, der geistigen unwirtschaftlichen Arbeit bilden an sich keine selbständige Klasse aus dem einfachen Grunde, weil ihre Arbeit keine wirtschaftliche Arbeit ist. Trotzdem stehen auch sie nicht aufserhalb der Klassengegensätze, da sie durch die Macht der ökonomischen Verhältnisse gezwungen sind, an diese oder jene Klasse sich anzuschliefsen. Die meisten von ihnen gehören nach Geburt zur Bourgeoisie und sind mit dieser nach ihren ökonomischen Interessen aufs engste verknüpft; ein anderer kleinerer, aber immer wachsender Teil schliefst sich an das Proletariat an. Auf

---

[1] **Marx**, Der achtzehnte Brumaire, S. 101.

diese Weise spaltet sich die gesamte Gesellschaft in Klassen mit bestimmten gegensätzlichen ökonomischen Interessen; der Gegensatz der unbezahlten Aneignung der Mehrarbeit erzeugt die gegensätzliche Gestaltung des sozialen Lebens in seinem Ganzen.

Wir müssen aber nicht aufser acht lassen, dafs eine Klasse eine lange Entwicklung durchmachen mufs, ehe sie sich als reife Klasse konstituiert. Diese Entwicklung wird durch das wachsende Klassenbewufstsein gekennzeichnet. Die noch nicht konstituierte Klasse entbehrt des Bewufstseins ihrer Klasseninteressen und, was dasselbe ist, des Bewufstseins des Gegensatzes dieser Interessen zu denen anderer Klassen. Darum ist eine noch nicht konstituierte Klasse keines politischen, also Klassenkampfes fähig.

Die Entwicklung des Klassenbewufstseins macht eine Klasse zur konstituierten Klasse. Dies Bewufstsein besteht aber nicht nur im Solidaritätsgefühl mit den Vertretern derselben Klasse, da das Sympathisieren mit den Mitmenschen, die sich in ähnlichen Lebensbedingungen befinden, ein natürliches Gefühl jedes normalen Menschen ist und ein Klassenbewufstsein bei weitem nicht ausmacht. Für dieses letztere ist etwas gröfseres erforderlich, namentlich die Erkenntnis, dafs die Lebensbedingungen der Vertreter der bezüglichen Klasse durch die Stellung dieser Klasse in der herrschenden Wirtschaftsordnung, also durch die herrschende Wirtschaftsweise direkt bestimmt und beherrscht werden. So ist für das proletarische Klassenbewufstsein erforderlich, dafs die Proletarier sich nicht nur solidarisch fühlen, sondern auch durch das Kapital ausgebeutet erkennen. Das Klassenbewufstsein ist also gleichbedeutend mit dem Bewufstsein der Klassengegensätze, der Unvermeidlichkeit des Klassenkampfes.

Jeder Klassenkampf ist aber ein politischer Kampf aus dem Grunde, weil der Staat ein Organ der Klassenherrschaft ist und die ausgebeutete Klasse nur durch politische Revolution ihre Stellung in der herrschenden Wirtschaftsordnung zu ihren Gunsten wechseln kann. Die herrschende

Klasse benutzt ja die Staatsgewalt als ein Mittel, ihre ökonomische Herrschaft zu begründen, und nur durch das Ergreifen der Staatsgewalt kann sich die unterdrückte Klasse ökonomisch befreien. Das Aufbrechen des Klassenbewufstseins in einer Klasse ist also gleichbedeutend mit der Verwandlung der ökonomischen Kämpfe dieser Klasse in politische Kämpfe.

In welchem Sinne aber behauptete Marx, dafs die Geschichte aller bisherigen Gesellschaften die Geschichte von Klassenkämpfen sei? Wir wissen ja, dafs die Klasse eines Klassenkampfes nur auf einer bestimmten Stufe fähig ist, und dafs diese Stufe von kürzerer Dauer ist, als die, während der die noch nicht konstituierte Klasse kein Klassenbewufstsein besitzt und keinen Klassenkampf führt. Wie stimmt das mit der angegebenen Marxschen Behauptung überein?

Gewifs wollte Marx damit nicht sagen, dafs etwa jede soziale Bewegung ein Klassenkampf sei. Wie weit Marx von solcher törichten Idee entfernt war, beweist dasselbe „Kommunistische Manifest", wo die Verwandlung lokaler Kämpfe der Arbeiter in einen Klassenkampf als das nächste Ziel der kommunistischen Bewegung aufgestellt wird. Vielmehr bilden in der Auffassung von Marx Klassenkämpfe eine seltene Erscheinung im Laufe der Geschichte. Dies ist übrigens von Marx nie näher erörtert worden. Wollten wir aus seinen bezüglichen widersprechenden Äufserungen eine logisch zusammenhängende Theorie konstruieren, so könnten wir ihr folgende Fassung geben. Die geschichtliche Entwicklung gipfelt zwar in Klassenkämpfen, besteht aber nicht ausschliefslich aus ihnen. Die Klassenkämpfe sind die Vorboten einer politischen und sozialen Erschütterung und enden „mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen" [1]. Da aber die Geschichte nicht aus lauter Revolutionen besteht, so besteht sie nicht ausschliefslich aus den Klassenkämpfen. Trotzdem

[1] Das Kommunistische Manifest, S. 10.

kann man den Inhalt der Geschichte in den Klassenkämpfen erblicken, da diese die entscheidenden und wichtigsten geschichtlichen Ereignisse bilden und alles andere vom Standpunkte dieser betrachtet werden muſs.

So war die Arbeiterbewegung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kein Klassenkampf, wohl aber eine Vorbereitung für diesen; entbehren die ökonomischen Zusammenstöſse unorganisierter Arbeitergruppen mit vereinzelten Kapitalisten eines Klassencharakters, so bilden sie doch einen notwendigen und höchst wichtigen Bestandteil der Klassengeschichte des Proletariats, da sie die künftige proletarische Revolution vorbereiten. So verstanden verwandelt sich die ganze Weltgeschichte in die Geschichte von Klassenkämpfen — namentlich in die Geschichte der langsamen Entwicklung der Klassen, des allmählichen Aufbrechens des Klassenbewuſstseins, welches zu Klassenkämpfen führt und in sozialer Revolution gipfelt.

Nur so interpretiert kann die Marxsche Lehre vom Klassenkampf eine wissenschaftliche Geltung haben. Sie bildet mit der Lehre von den Produktivkräften den zweiten Bestandteil der materialistischen Geschichtsauffassung; beide Lehren sind von ihrem Urheber als ein unteilbares Ganzes gefaſst und betrachtet. Ob sie in der Tat ein solches bilden, das werde ich in der folgenden Untersuchung zu zeigen versuchen.

Zweites Kapitel.

Der psychologische Ausgangspunkt der materialistischen Geschichtsauffassung.

Marx und Hegel. Wille und Verstand als treibende Mächte der Geschichte. Voluntaristische Richtung in der Psychologie und das Verhältnis zu ihr von Marx. Das Gemeinsame in den psychologischen Ansichten der Aufklärer vom 18. Jahrhundert und Marx.

Marx ist aus Hegelscher Schule hervorgegangen und wird allgemein als Junghegelianer anerkannt. Ein gewisser Einflufs der Hegelschen Philosophie auf die Ansichten von Marx ist freilich nicht zu leugnen. Aber dieser Einflufs war bei weitem nicht so tief, wie es manche Kritiker von Marx annehmen. So ist z. B. nicht anders als gröfste Übertreibung zu bezeichnen die Behauptung von Eugen Dühring, dafs die gesamte Geschichtsphilosophie von Marx auf der Hegelschen Negation der Negation beruht und mit der Hegelschen Dialektik steht oder fällt[1]. Mit viel gröfserem Rechte wies Marx im Vorworte zur zweiten Auflage des ersten Bandes des „Kapitals" darauf hin, dafs seine dialektische Methode „der Grundlage nach von der Hegelschen nicht nur verschieden, sondern ihr direktes Gegenteil ist" und dafs er mit der Hegelschen Ausdrucksweise nur „kokettiert" hat. „Indem Marx den Vorgang als Negation der Negation bezeichnet", sagt Engels, „denkt er nicht daran, ihn dadurch beweisen zu wollen als einen geschichtlich not-

---

[1] Vgl. Dühring, Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus. 3. Aufl., 1879, S. 487 ff.

wendigen. Im Gegenteil: nachdem er geschichtlich bewiesen hat, dafs der Vorgang in der Tat teils sich ereignet hat, teils noch sich ereignen mufs, bezeichnet er ihn zudem als einen Vorgang, der sich nach einem bestimmten dialektischen Gesetz vollzieht[1]."

Die Bemerkung von Engels ist höchst charakteristisch und bringt die wahre Stellung — welche eine Doppelstellung war — der beiden Urheber der materialistischen Geschichtsauffassung der Hegelschen Dialektik gegenüber an den Tag. In der „Negation der Negation" erblickt Engels kein Gesetz des tatsächlichen Geschehens, aber doch ein „dialektisches Gesetz". Ein seltsames Gesetz, welches weder zum Beweis gebraucht werden darf, noch ein Voraussehen zuläfst!

Das zeigt vielleicht am besten, welche Rolle die Hegelsche Dialektik in den geschichtsphilosophischen Konstruktionen von Marx gespielt hat. Von dieser Dialektik sich ganz loszumachen — dazu konnte sich Marx nicht entschliefsen. Bis zu seinem Tode blieb er bis zu einem gewissen Grade Hegelianer — obschon am Ende fast nur in seiner Ausdrucksweise. Aber in die Hegelsche Hülle hat Marx einen ganz anderen Kern eingelegt, welcher mit den Ideen Hegelscher Philosophie nichts gemeinsames hatte. Nicht nur war Hegel ein idealistischer Metaphysiker, während Marx zu denjenigen Denkern gehört, die man als materialistische Metaphysiker bezeichnen darf, sondern auch in ihren psychologischen und geschichtsphilosophischen Ansichten waren beide Denker grundverschieden. Als Psychologe und Geschichtsphilosoph hatte Hegel mit den Aufklärern des 18. Jahrhunderts das Gemeinsame, dafs er, wie diese, im Intellekte die treibende Macht des menschlichen Bewufstseinslebens und der Geschichte erblickte. „C'est l'opinion qui gouverne le monde" — damit resümiert sich die Psychologie und die Geschichtsphilosophie des Jahrhunderts der grofsen Revo-

[1] Engels, Dührings Umwälzung usw., S. 136.

lution. Auch für Hegel war der Denkprozefs, um mit Marx zu sprechen, „der Demiurg des Wirklichen". Diese intellektualistische Geschichtsphilosophie war mit der intellektualistischen Psychologie, welche bis zur neuesten Zeit vorherrschend war, in innerster Verbindung.

Es war Fichte und noch mehr Schopenhauer beschieden, eine andere Richtung in der wissenschaftlichen Psychologie zu begründen. Schopenhauer hat namentlich den Satz aufgestellt, dafs nicht der Verstand, sondern der Wille das ausschlaggebende Element des Bewufstseinlebens bildet. „Die Erkenntnis überhaupt", sagt er, „vernünftige sowohl als blofs anschauliche, geht ursprünglich aus dem Willen selbst hervor, gehört zum Wesen der höheren Stufen seiner Objektivation, als eine blofse μηχανη, ein Mittel zur Erhaltung des Individuums und der Art, so gut wie jedes Organ des Leibes. Ursprünglich also zum Dienste des Willens, zur Vollbringung seiner Zwecke bestimmt, bleibt sie ihm auch fast durchgängig gänzlich dienstbar: so in allen Tieren und in beinahe allen Menschen[1]."

Das ist gewifs eine vollständige Umkehrung des Standpunktes Hegels. Dem Willen und nicht dem Verstand gebührt im menschlichen Leben der Primat. Nun ist Marx in diesem entscheidenden psychologischen Punkte nicht mit Hegel, sondern mit Schopenhauer einig.

Zwar haben wir kein Recht, eine direkte Beeinflussung von Marx durch Schopenhauer anzunehmen, aber es steht aufser allem Zweifel, dafs Marx ebenso entschieden wie Schopenhauer den Primat des Willens über den Intellekt anerkannte. „Die Idee", sagt er z. B. in seiner Polemik mit Bruno Bauer, „blamiert sich immer, soweit sie von dem ‚Interesse' unterschieden war. Andererseits ist es leicht zu begreifen, dafs jedes massenhafte, geschichtlich sich durchsetzende ‚Interesse', wenn es zuerst die Weltbühne betritt, in der ‚Idee' oder ‚Vorstellung' weit über seine

---

[1] **Schopenhauer**, Die Welt als Wille und Vorstellung, 8. Aufl., 1891, I, S. 181.

wirklichen Schranken hinausgeht und sich mit dem menschlichen Interesse schlechthin verwechselt. Diese Illusion bildet das, was Fourier den Ton einer jeden Geschichtsepoche nennt[1]."

Am schärfsten ist der psychologische Ausgangspunkt der materialistischen Geschichtsauffassung in den von Engels angegebenen Marxschen Thesen über Feuerbach ausgedrückt. „Der Hauptmangel alles bisherigen Materialismus", sagt Marx, „ist, dafs der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit nur unter der Form des Objektes oder der Anschauung gefafst wird; nicht aber als menschliche, sinnliche Tätigkeit, Praxis, nicht subjektiv. Daher geschah es, dafs die tätige Seite im Gegensatz zum Materialismus vom Idealismus entwickelt wurde — aber nur abstrakt, da der Idealismus natürlich die wirkliche, sinnliche Tätigkeit als solche nicht kennt . . . Die Frage, ob dem menschlichen Denken gegenständliche Wahrheit zukomme, ist keine Frage der Theorie, sondern eine praktische Frage. In der Praxis mufs der Mensch die Wahrheit, d. h. die Wirklichkeit und Macht, die Diesseitigkeit seines Denkens beweisen. Der Streit über die Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit eines Denkens, das sich von der Praxis isoliert, ist eine rein scholastische Frage . . . Das gesellschaftliche Leben ist wesentlich praktisch. Alle Mysterien, welche die Theorie zum Mysticismus verleiten, finden ihre rationelle Lösung in der menschlichen Praxis und im Begreifen dieser Praxis[2]."

Das alles scheint gerade durch Fichte veranlafst zu sein. Die Geringschätzung des intellektuellen Momentes im Menschenleben im Vergleich mit dem Momente des praktischen Interesses ist für den Marxismus höchst charakteristisch.

Diese Verwandtschaft der geschichtsphilosophischen

---

[1] Die Heilige Familie. Gesammelte Schriften von Marx und Engels. 1902, Bd. II, S. 182.

[2] Engels, Ludwig Feuerbach, 1895, Anhang. — Marx über Feuerbach, S. 59—61.

Ansichten von Marx mit einigen psychologischen Lehren von Fichte und Schopenhauer ist aber keinesfalls als schwacher Punkt des Marxismus zu bezeichnen. Auf Grundlage der Hegelschen Philosophie ist heute wohl kein wissenschaftliches System aufzubauen, da sie heute als überwunden gelten kann. Gerade das Gegenteil gilt aber von der voluntaristischen Psychologie eines Schopenhauer. Ihr gehört die Gegenwart und, wie es scheint, auch die Zukunft.

Man kann drei wichtigste Richtungen in der wissenschaftlichen Psychologie unterscheiden — intellektualistische, materialistische und voluntaristische. Die intellektualistische hatte lange Zeit die Oberhand. Die Vertreter der von Hartley und Hume begründeten englischen Assoziationspsychologie wie deutsche Metaphysiker des 18. Jahrhunderts gehörten zu dieser Richtung. Die materialistische Psychologie war hauptsächlich in Frankreich vertreten. Aber die neueste Psychologie ist weder intellektualistisch, noch materialistisch, sondern entschieden voluntaristisch. „Der Voluntarismus ist die vielleicht am stärksten ausgeprägte Tendenz der Psychologie des 19. Jahrhunderts; es ist die Form, worin die empirische Wissenschaft Kants und Fichtes Umlegung des Standpunktes der Philosophie aus der theoretischen in die praktische Vernunft sich zu eigen machte. In Deutschland hat nach dieser Seite hauptsächlich Fichtes und Schopenhauers Metaphysik gewirkt [1]." Der einseitige Rationalismus des 18. Jahrhunderts stellte in den Vordergrund des psychischen Geschehens den Verstand; das Gefühlsleben des Menschen fand dabei keine Berücksichtigung. Aber nicht den Verstand und nicht das Gefühl, welches am wenigsten einen selbständig in sich abgeschlossenen psychischen Vorgang bildet, sondern den Willen gebührt es als Grundlage des Bewufstseinslebens zu betrachten. „Das Geistige", sagt Wundt, „ist das Reich des Willens. Nicht die Vorstellung, nicht die Intelligenz oder das Denken geben den Aus-

[1] W. Windelband, Geschichte der Philosophie, 1900, S. 518.

schlag[1]." „Sollte irgendeine der drei Gattungen von Bewufstseinselementen (Erkennen, Fühlen und Wollen) als fundamentale Form des Bewufstseinslebens angesehen werden, so müfste es offenbar der Wille sein"[2], bemerkt der bekannte dänische Philosoph Harald Höffding in seiner „Psychologie". Die Unhaltbarkeit der von den englischen Psychologen so beliebten Erklärung des Denkprozesses aus passiver Vorstellungenassoziation ist von Windelband in einem seiner geistreichen Essays meisterhaft bewiesen. Das gefühllose Denken existiert in der Wirklichkeit gar nicht. „In dem Turniere des Seelenlebens sind die Vorstellungen nur die Masken, hinter denen sich die wahren Streiter, die Gefühle, vor dem Auge des Bewufstseins verbergen. Was ist denn aber dies Interesse, was sind diese Gefühle, deren Einflufs in dem wirklichen Gange unserer Vorstellungen so unverkennbar die Hauptrolle spielt? Sie alle sind nichts anderes als Formen und Erregungsweisen des unbewufsten Willens[3]."

Jeder Organismus ist dem Einflusse unendlich mannigfaltiger Kräfte der ihn umgebenden äufseren Natur ausgesetzt. Alles in der Natur steht in einer durchgängigen Gemeinschaft — dieser, von Kant in seiner „Kritik der

---

[1] Wilhelm Wundt, Logik, 2. Aufl., 1895. — Methodenlehre II, S. 17.

[2] Höffding, Psychologie. Dritte deutsche Ausgabe, 1901, S. 134.

[3] Windelband, Präludien, 2. Aufl., 1903, S. 229. Riehl weist auf die Verdienste Schopenhauers als des Begründers des modernen Voluntarismus hin. „Von philosophischer Seite hat diese Verhältnisse niemand tiefer erfafst und anschaulicher dargestellt als Schopenhauer. Seine hierher gehörigen Äufserungen stehen, von der Willensmetaphysik abgesehen, in vollem Einklange mit unserer heutigen entwicklungsgeschichtlichen Ansicht über die funktionelle Bedeutung des Bewufstseins . . . Der Intellekt ist nach seiner wie nach unserer gegenwärtigen wissenschaftlichen Anschauung etwas Hervorgebrachtes, Sekundäres, ein Produkt der Organisation, nicht der Produzent derselben. Er hat Dasein und Leben zur Voraussetzung, und es wäre daher verkehrt, vielmehr ihn dem Dasein und dem Leben voraussetzen zu wollen." A. Riehl, Der philosophische Kritizismus II, 1887, S. 204.

reinen Vernunft" als dritte Analogie der Erfahrung aufgestellte Grundsatz[1] wird durch die neuere Naturwissenschaft vollkommen bestätigt. Der entfernntere Stern bleibt nicht ohne Wirkung auf unseren Organismus, und erfährt umgekehrt eine Gegenwirkung, so klein sie auch sein mag, seitens unseres Körpers, wodurch Alles in ein buntes, aber zusammenhängendes Gewebe geflochten wird. In unserer sachlichen Umgebung durchkreuzen sich alle unzähligen Kräfte der Natur, und die unendlich komplizierten Wellenbewegungen der materiellen Welt schlagen beständig in die materielle Hülle unseres Geistes. Aber unser Bewufstseinsleben weist keine ebenso grofse Mannigfaltigkeit auf. Nur ein verschwindend kleiner Teil der Reize der Aufsenwelt wird durch entsprechende Empfindungen in unserem Geiste begleitet. Für alle anderen, unvergleichlich zahlreicheren Reize bleiben wir blind und stumm: sie affizieren nicht unsere Sinnesorgane und wir bemerken sie gar nicht, als ob sie gar nicht da wären. Der unendlichen Kompliziertheit der äufseren Natur gegenüber besitzen wir nur eine kleine Zahl wenig differenzierter Sinnesorgane, und alles, was diese nicht affiziert, existiert nicht für unser Bewufstsein.

Was bestimmt aber die Auslese unter denjenigen Reizen, welche wir wahrnehmen und welche wir nicht wahrnehmen? Nichts anderes als das praktische Interesse des Lebens. Die Sinnesorgane wie das Bewufstsein überhaupt werden durch den Kampf ums Dasein der Organismen erzeugt. Das Bewufstseinsleben ist da, um das Leben des betreffenden Organismus zu sichern. Das Bewufstsein ist ein blofses Mittel der Lebenserhaltung. Tast-, Geschmack- und Geruchsempfindungen, das Gesicht und das Gehör dienen ursprünglich nur dazu, um dem Tiere das Nahrungsfinden, die Flucht vorm Feinde, dem Männnchen das Auffinden des Weibchens u. a. zu erleichtern. Der Wille zum Leben beherrscht die Entwicklung des Bewufstseinslebens — nicht

[1] Vgl. Kant, Kritik der reinen Vernunft. Hrsg. von Kirchmann, 5. Aufl. 1881, S. 223 ff.

umgekehrt. Das praktische Interesse bestimmt, welche Reize der Aufsenwelt vom Bewufstsein aufgenommen werden, und welche nicht; der Organismus ist aber interessiert, nur das in der sachlichen Umgebung zu unterscheiden und wahrzunehmen, was seine bewufsten Bewegungen zu seinen Gunsten regeln kann. Das Bewufstsein ist also, vom biologischen Standpunkt, nichts anderes als ein Regulator der Bewegungen des Organismus, welche, seinerseits, durch den Willen zum Leben bestimmt werden[1].

Gewifs ist Marx kein Schüler von Schopenhauer gewesen. Aber er war, wie Schopenhauer, durch die Ideenströmung des 19. Jahrhunderts beeinflufst, welche in so vielen Beziehungen eine Reaktion gegen die Aufklärungsphilosophie des Jahrhunderts der grofsen Revolution bildete. „Esprit classique" des 18. Jahrhunderts, sagt Taine, scheute vor allem konkreten, individuellen, geschichtlich verschiedenen. Eine hohle Abstraktion des Menschen, eine räsonnierende Maschine wurde als der wahre Mensch betrachtet, der als „ein fühlendes und urteilendes Wesen, das in dieser Eigenschaft den Schmerz vermeidet und die Lust sucht", definiert wurde. Alle Unterschiede in Sitten, sozialen und natürlichen Lebensbedingungen, geschichtlichen Traditionen u. a. wurden ignoriert und nur ein Unterschied berücksichtigt — der der Bildung, welcher als der Schlüssel zu allem anderen betrachtet wurde. Es genüge, die Bildung in den Volksmassen zu verbreiten, um eine neue vernünftige Gesellschaftsordnung zu erzeugen. Der Staat ist ja, seinem Wesen nach, nichts als ein gesellschaftlicher Vertrag der Staatsangehörigen — und nur die Unwissenheit der Volksmassen macht diesen Vertrag den Interessen der Mehrzahl so wenig entsprechend[2].

Nun hat Marx eingesehen, dafs nicht der Stand der

---

[1] Vgl. Alfred Fouillée, La psychologie des Idées-Forces, 1893, I, S. 12 ff.

[2] Vgl. Taine, Les Origines de la France Contemporaine. L'ancien régime, 1885, Livre III.

Bildung, nicht die Meinungen, nicht die Ideen der Menschen, sondern die Interessen den Lauf der Weltgeschichte beherrschen, und ist damit in entschiedenen Gegensatz zu der Aufklärungsphilosophie getreten. Durch die Anerkennung des Primats des Willens über den Verstand huldigt Marx, wie gesagt, der voluntaristischen Psychologie des 19. Jahrhunderts [1]. Trotzdem hat Marx nicht vollständig mit der Psychologie der Aufklärungsepoche gebrochen. Zwar betrachtet er die Praxis des sozialen Lebens für das ursprüngliche und primäre, das Bewufstsein aber für das sekundäre Moment des Gesellschaftslebens. Aber das Charakteristische der psychologischen Ansichten von Marx besteht auch in der Ignorierung der Mannigfaltigkeit der menschlichen Interessen, welche an „esprit classique" der Aufklärungsepoche stark erinnert. Aus all dem bunten Gewebe der menschlichen Motive wird von Marx fast nur ein einziges berücksichtigt — das ökonomische Interesse im engsten Sinne, worunter Marx das Streben nach unmittelbarer Selbsterhaltung versteht. Es scheint sogar, dafs die Marxsche Psychologie fast ärmer ist als die der Aufklärer: diese kannten nur einen Beweggrund des menschlichen Handelns — das Streben nach Lust; nun will Marx den menschlichen Willen in einen noch engeren Kreis einschliefsen, indem nur eine Art von Lust — die des unmittelbaren Lebensunterhalts — als sozial bedeutender Beweggrund des menschlichen Handelns betrachtet wird [2]. Zwar leugnet Marx nicht die Mannigfaltigkeit der menschlichen Bedürfnisse und Triebe; aber er glaubt, dafs das ökonomische Interesse das historisch bei weitem mächtigste und ausschlaggebende unter allen ist. So geht er in der Vereinfachung des Bewufstseinslebens des Menschen noch weiter als die Aufklärer.

[1] Auf die Verwandtschaft des Marxismus mit dem Voluntarismus von Schopenhauer weist Masaryk hin. Vgl. seine Schrift: „Die soziologischen und philosophischen Grundlagen des Marxismus", 1899, S. 156 ff.

[2] Vgl. Wundt, Ethik, 1903, I, S. 510 ff.

Drittes Kapitel.

Bedürfnisse als treibende Mächte der sozialen Entwicklung.

I. Physiologische Bedürfnisse nach Selbsterhaltung und nach sinnlichem Genufs. Produktion des unmittelbaren Lebens. Die Rolle verschiedener Bedürfnisse bei der Entwicklung der Wirtschaft. Der Einflufs der Bedingungen des Nahrungserwerbs auf das soziale Leben. — *II. Der Geschlechtstrieb.* Hunger und Liebe. Die Entwicklung der Familie. Morgansches Schema. Seine Unhaltbarkeit. Die Abhängigkeit der Familienformen von den Wirtschaftsbedingungen. — *III. Sympathische Triebe.* Ihr Ursprung. Mutterliebe und Geselligkeitstrieb. Altruistische Gefühle. — *IV. Egoaltruistische Triebe.* Ihre Bedeutung als Triebkräfte der Geschichte. Der Wille zur Macht. — *V. Interesselose Triebe.* Das Spiel. Sein Wesen und sein Ursprung. Die Kunst. Erkennen. Die Rolle des praktischen Interesses am Entstehen der Wissenschaft. Das Interesse an Wahrheit. Das religiöse Bedürfnis. Seine Grundlage und soziale Bedeutung.

Wir haben anerkannt, dafs der Wille das ausschlaggebende Element des Bewufstseinslebens bildet. Aber bewufster Wille wird durch Motive bestimmt, welche ihrerseits durch Bedürfnisse und Triebe des individuellen Menschen gegeben werden. Der Primat des Willens über den Verstand ist also der Primat im Bewufstseinsleben der Triebe und Bedürfnisse, die, in letzter Instanz, alles menschliche Handeln bestimmen. Da aber die Gesellschaft aus einzelnen Individuen besteht, von welchen jedes durch seine Triebe bewegt wird, so kann auch das soziale Handeln keinen anderen Zweck haben, als die Befriedigung mannigfacher Bedürfnisse einzelner Individuen,

Diese Bedürfnisse darf man in folgende fünf Hauptgruppen einteilen:

1. physiologische Bedürfnisse nach unmittelbarer Lebenserhaltung und sinnlichem Genufs;
2. Geschlechtstrieb;
3. sympathische Triebe;
4. egoaltruistische Triebe;
5. interesselose (d. h. auf keinem praktischen Interesse beruhende) Triebe.

I.

Die erste Bedürfnisgruppe bildet die psychologische Grundlage des individuellen Lebens und ist dem Menschen mit dem gesamten Tierreich gemeinsam. Da aus der Befriedigung des Lebensunterhaltsbedürfnisses ein Lustgefühl entspringt, so geht dies Bedürfnis in ein anderes, eng mit ihm verknüpftes über — in den Trieb nach dem sinnlichen Genufs aus der reicheren und feineren Befriedigung physiologischer Bedürfnisse des Organismus, was zur Selbsterhaltung des letzteren nicht immer beiträgt, ja in einigen Fällen sogar entgegenwirkt (sinnliche Exzesse aller Art).

Der Befriedigung dieser Bedürfnisgruppe dient diejenige Tätigkeit, welche Marx und Engels als „Produktion des unmittelbaren Lebens“ bezeichnen und mit der wirtschaftlichen Tätigkeit überhaupt gleichstellen. Nun ist es klar, dafs der unmittelbare Lebensunterhalt, Produktion der Lebensmittel, eine notwendige Vorbedingung aller anderen Tätigkeit ist. Aus der besonderen Dringlichkeit der Bedürfnisse dieser Gruppe nimmt Engels sein wichtigstes Argument zugunsten der materialistischen Geschichtsauffassung, das er bei den verschiedensten Gelegenheiten fast wörtlich zu wiederholen nicht müde war. Dieses Argument besteht namentlich darin, dafs „die Menschen zuerst essen, trinken, wohnen und sich kleiden müssen, ehe sie Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion usw. treiben können; dafs also die Produktion der unmittelbaren materiellen Lebensmittel und damit die jedesmalige ökonomische Entwicklungsstufe eines Volkes oder

eines Zeitabschnitts die Grundlage bildet, aus der sich die Staatseinrichtungen, die Rechtsanschauungen, die Kunst und selbst die religiösen Vorstellungen der betreffenden Menschen entwickelt haben“ [1].

Es ist gewifs nicht zu bestreiten, dafs ohne Essen und Trinken Politik zu treiben unmöglich ist; darin hat Engels vollkommen recht. Mit dieser tiefen Wahrheit ist aber die Frage über die Zusammenhänge zwischen der „Produktion des unmittelbaren Lebens“ und der Politik, Kunst, Religion usw. bei weitem nicht erledigt, da diese Zusammenhänge in der Wirklichkeit nicht so einfach sind, wie es Engels annimmt. Die Produktion der notwendigen Lebensmittel ist namentlich nicht nur die Grundlage der Politik, Religion usw., sondern auch umgekehrt Religion, Politik usw. sind die Grundlage dieser Produktion.

Nehmen wir z. B. die Produktion der Kleidung, welche einen der wichtigsten Abschnitte der wirtschaftlichen Produktion überhaupt bildet. Die Kleidung sind wir gewohnt als ein unentbehrliches Lebensbedürfnis zu betrachten. Nun ist es eine durch die moderne ethnologische Wissenschaft festgestellte Tatsache, dafs „der Mensch den Schmuck sich vor der Kleidung geschaffen hat, ja die Kleidung zum Teil nur entwickelter Schmuck ist“ [2]. Es gibt Völker, bei welchen keine Spur von Kleidung zu finden ist, aber bei keinem fehlt es an irgendeiner Art von rohem Schmuck. „Dieser frühe Hang des Menschen, individuell hervorzutreten, durch irgend eine von der Natur ihm nicht gewordene Kennzeichnung sich als ein Individuum bemerkbar zu machen, diese Art angeborenen Strebertums des Menschen unterscheidet seine Gattung ebenso auffällig von den nächst verwandten Tieren wie etwa der Gebrauch der Werkzeuge [3].“

[1] Der Sozialdemokrat, 1883, Nr. 13. Gedächtnisrede von Engels am Grabe von Marx. Zitiert bei **Woltmann**, Der historische Materialismus, 1900, S. 213.

[2] **Lippert**, Die Kulturgeschichte, 1885, Bd. I, S. 175.

[3] A. a. O., S. 175—176.

Auf dasselbe weist Ratzel hin, indem er von der Vorliebe der Australier zum Schmuck bei dem Mangel, trotz der Kälte des Klimas, an Kleidung spricht. „Was sie tragen, ist mehr Schmuck als Kleidung[1].“ Dasselbe gilt auch von vielen Negervölkern in Afrika; sie betrachten ihre Kleider als Schmuck und gehen bei dem Unwetter nackt, während sie beim schönen Wetter mit Stolz gekleidet paradieren[2].

Es kann heute kein Zweifel darüber obwalten, dafs die primitive Kleidung bei weitem nicht dazu diente, nur etwa der Erkältung des Körpers vorzubeugen. Später ist es anders geworden — das, was früher Ehrenzeichen und Schmuck war, entwickelte sich mit der Zeit zu einem unentbehrlichen Lebensbedürfnis.

Es wäre jedoch verkehrt, nach der Vorliebe der Naturvölker zum Schmuck die Stärke ihres ästhetischen Bedürfnisses zu bemessen. Nicht ästhetische Rücksichten bewegen einen Naturmenschen, den Selbstschmuck so hoch zu schätzen, sondern Gefühle ganz anderer Art: die der Eitelkeit, das Streben anderen durch seine Person zu imponieren. Die primitive Kleidung war ein Mittel, sein Ansehen nicht schöner, aber eindrucksvoller zu machen. Der Schmuck wurde vorwiegend als eine soziale Auszeichnung (wie etwa heute Ehrenzeichen), als ein Merkmal von Klassenherrschaft (da bei vielen Völkern gewisse Arten von Schmuck alleiniger Besitz der herrschenden Klasse sind) geschätzt. Felle der wilden Tiere waren eine Auszeichnung für Führer und gute Krieger. „An dem Entwicklungsgang des Kleidungsbedürfnisses, das mit dem menschlichen Hang zum Schmuck so eng verknüpft ist, läfst sich die Wirkung des sozialen Strebens nach Geltung, Rangabgrenzung und Betonung der bevorzugten Stellung innerhalb der Gesellschaft deutlich erkennen[3].“ Also hat die „Politik“ viel-

[1] **Ratzel, Völkerkunde, Bd. II, 1886, S. 38.**

[2] **Spencer, The Principles of Sociology, 1879, part IV, S. 180.**

[3] **Gurewitsch, Die Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse, 1891, S. 56.**

leicht die wichtigste Rolle bei der Entstehung der Kleidung gespielt. Politik und bis zu einem gewissen Grade die Religion. Gehören doch „viele Arten des menschlichen Schmucks ursprünglich dem Kultgebiete an, oder stehen doch in so inniger Verbindung damit, dafs sich nicht feststellen läfst, wieviel Anteil an der Erscheinung der Kult, wieviel die Putzsucht hat“ [1].

Auch die Entwicklung der Produktion der Nahrungsmittel ist unter dem starken Einflusse der Bedürfnisse, welche mit dem Nahrungsbedürfnis nichts gemeinsames haben, geschehen. Eine höchst wichtige Stufe der Wirtschaftsentwicklung war der Übergang zur Zähmung der Tiere und zur Viehzucht. Nun steht es fest, dafs keine wirtschaftlichen Rücksichten zur Zähmung der Tiere geführt haben. „Pöppig nennt südamerikanische Indianer Meister in der Kunst der Zähmung, hebt aber besonders hervor, dafs sie diese Kunst am liebsten Affen, Papageien und anderen Spielgenossen angedeihen lassen. Mit solchen Tieren sind ihre Hütten angefüllt. Überhaupt darf man wohl glauben, dafs der mächtige Geselligkeitstrieb der Menschen beim ersten folgenreichen Schritt zur Gewinnung von Haustieren mächtiger wirkte als die Rücksicht auf den Nutzen, der erst später sich zeigen mochte. Im allgemeinen tut der Mensch, wo er auf der niedersten Stufe der Kultur steht, immer erst das, was ihm gefällt, das Nützliche aber in der Regel nur, wenn eine Notwendigkeit ihn dazu drängt [2].“ Nach der Meinung von Lewis Morgan: „Den Anfang (der Zähmung der Tiere) machte wahrscheinlich der Hund als Begleiter auf der Jagd, woran in einer späteren Periode das Einfangen und Aufziehen der Jungen anderer Tiere, vielleicht nur aus blofser Laune der Liebhaberei sich anschlofs“ [3]. „Die Neigung der Menschen, Tiere unter seine Herrschaft zu nehmen“, bemerkt Lippert, „wird man nie

[1] **Lippert**, a. a. O., S. 177.
[2] **Ratzel**, Anthropogeographie, I. Bd., 2. Aufl., 1899, S. 494.
[3] **Morgan**, Die Urgesellschaft, deutsch von Eichhoff, 1891, S. 35, 36.

bis an ihre Anfänge verfolgen können: sie verliert sich in einer Mischung mit dem kindlichen Hange zum Spiel . . . So bringt auch heute noch der Jäger einen jungen Fuchs nach Hause, blofs um ihn den Kindern zum ungezogenen Gespielen zu geben" [1].

Also der Spieltrieb hat vielleicht am meisten zur Einführung der Viehzucht beigetragen. Die Religion spielte dabei auch eine grofse Rolle. Der Hund — dieses älteste Haustier — wurde von vielen Völkern als heiliges Tier in sorgfältige Pflege genommen. Dasselbe gilt auch von vielen anderen Tieren. Eitelkeit und das Streben nach sozialer Macht bewegten seinerseits die Menschen der Urzeit, gefährliche Tiere zu zähmen; bei den Herrschern vieler primitiver Völkerschaften bleibt es Sitte bis auf unsere Zeit, Löwen, Leoparden, Wölfe gezähmt zu halten — das Erscheinen eines solchen Herrschers in Begleitschaft eines gezähmten Raubtieres mufste ja auf die Masse einen tiefen Eindruck machen.

Wir sehen also, welchen mächtigen Einflufs auf die Wirtschaftsentwicklung nicht wirtschaftliche Motive ausgeübt haben. Die wenig dringenden Bedürfnisse, wie die nach Ehrenzeichen und Schmuck, haben höchst wichtige Zweige der Produktion der notwendigen Lebensmittel direkt hervorgerufen. Die Menschen ziehen trotz Engels sehr oft das nutzlose dem nützlichen vor; nicht wegen der ungeheuren wirtschaftlichen Vorteile, die daraus später resultierten, haben die Menschen die Zucht der Tiere eingeführt, sondern aus blofser Laune, aus dem kindlichen Trieb einen Spielgenossen zu haben. Es ist gewifs nicht klug, um entbehrliche Dinge sich zu sorgen, wenn es am notwendigen mangelt. Die Menschen, insbesondere die Naturmenschen, sind aber ja solche unvernünftige Wesen, was man immer im Auge behalten mufs, um den ganz irrationellen Lauf der Weltgeschichte richtig zu verstehen.

Damit will ich gewifs nicht sagen, dafs die Produktion

[1] Lippert, a. a. O., S. 128, 129.



der Lebensmittel keine Grundlage des Gesellschaftslebens ist. Das Leben der primitiven Menschen ist vorwiegend der Nahrungssuche gewidmet. Der Kampf ums Dasein, welcher nach den modernen Anschauungen eine so groſse Rolle bei der Entwicklungsgeschichte der Organismen spielt, ist zunächst der Kampf um die Nahrung. Zwar ist das Leben sogar des primitiven Menschen unvergleichlich reichlicher als das der Tiere und beschränkt sich bei weitem nicht auf die Sorge um Selbsterhaltung. Doch bildet Lebensfürsorge nicht nur bei den primitiven, sondern sogar bei der groſsen Masse der zivilisierten Menschen ihre wichtigste Beschäftigung. Ceteris paribus muſs die Lebensfürsorge eine um so gröſsere Arbeitszeit des Menschen in Anspruch nehmen, je geringer die Arbeitsproduktivität ist. „Dem Menschen vor der Erfindung der Werkzeuge und der Feuerbereitung muſste selbst in dem glücklichsten Erdstriche die Nahrungssorge und das Bedürfnis der Ruhe im steten Wechsel alle Zeit ausfüllen[1].“ „Der Ertrag des Jagens und Sammelns (der niederen Jäger)“, sagt Grosse, „ist im Ganzen so dürftig und unsicher, daſs er häufigst nicht einmal gegen den bittersten Mangel schützt. Die Buschmänner und die Australier pflegen aus guten Gründen ‚Hungergürtel‘ zu tragen. Die Feuerländer leiden fast beständig Not. Und in den Erzählungen der Eskimo spielt die Hungersnot eine so groſse Rolle, daſs man daraus leicht schlieſsen kann, welche furchtbare Bedeutung sie in ihrem Leben hat[2].“ Der Mangel an zugänglicher Nahrung bestimmt die gesamte Lebensweise solcher Völkerschaften. So können sie keine gröſseren gesellschaftlichen Agglomerationen bilden, da nur eine kleine Horde genügende Nahrung finden kann, müssen ein stetes Wanderleben führen, da ein dauernder Aufenthalt am selben Orte die Erschöpfung der zugänglichen Nahrungsmittel zur Folge haben muſs usw.

---

[1] Lippert, Kulturgeschichte III, S. 68.

[2] Grosse, Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft, 1896, S. 36.

Nur reichere Völkerschaften sind imstande, an der materiellen und geistigen Kultur teilzunehmen; eine gewisse Stufe der Arbeitsproduktivität ist eine notwendige Vorbedingung aller Kultur. Die Bedingungen der Produktion der Nahrungs- und überhaupt notwendigen Lebensmittel können also unter gewissen Umständen zum ausschlaggebenden sozialen Faktor werden, wenn namentlich die betreffende Gesellschaftsgruppe Mangel an diesen Mitteln leidet. Droht aber dem Menschen keine Gefahr des Verhungerns, so erwachen in ihm mannigfache Bedürfnisse, die mit dem Nahrungsbedarf nichts gemeinsames haben und die, wie oben gezeigt, auf den Entwicklungsgang der „Produktion des unmittelbaren Lebens“ den gröfsten Einflufs ausüben.

II.

Neben dem Nahrungsbedürfnis gibt es im Menschen einen anderen mächtigen Trieb, welcher für die Erhaltung der Gattung nicht minder unentbehrlich ist — der Geschlechtstrieb. Der Hunger und die Liebe — das sind nach den bekannten Worten von Schiller die beiden Kräfte, wodurch die Natur „das Getriebe erhält“. Beide Triebe wurzeln tief in der tierischen Natur des Menschen. Es ist höchst charakteristisch für die Vorliebe der Urheber des historischen Materialismus für naturwissenschaftliche Begründung der Menschengeschichte, dafs sie der Versuchung nachgegeben haben, auch diesen zweiten ganz physiologischen menschlichen Trieb als eine ausschlaggebende soziale Macht zu betrachten. Diese neue Wendung des historischen Materialismus wurde, wie bekannt, durch die Engelssche Schrift „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats“ zustande gebracht. Der ursprüngliche strenge Monismus der materialistischen Geschichtsauffassung wurde auf diese Weise aufgegeben.

Die Rolle des Verführers hat der Amerikaner Morgan gespielt. Morgan hat namentlich in seinem berühmten

Werke „Ancient Society“ den kühnen Versuch gemacht, eine für die ganze Welt geltende Entwicklungsgeschichte der Familie zu konstruieren. Auf Grund des Glaubens an die Einheit des Ursprungs des Menschengeschlechts behauptete er die volle Identität der Entwicklungsphasen der Menschenfamilie bei allen Völkern des Erdrunds, wie verschieden ihre Lebensbedingungen auch seien [1]. Überall fand er dieselben Formen der Familie, welche sich mit eherner Notwendigkeit in einer unabänderlichen Reihe einander ablösten.

Der Versuch von Morgan ist jetzt entschieden als völlig mifsglückt zu betrachten. Die neuesten ethnologischen Forschungen haben die Unhaltbarkeit seines ganzen Entwicklungsschemas zur Evidenz bewiesen, dessen Ausgangspunkt die „Blutverwandtschaftsfamilie“ bildet, obschon ihre Existenz nach Zugeständnis von Morgan selbst „durch andere Beweismittel nachgewiesen werden mufs, als durch Vorführung dieser Familienform selbst“ [2]. Genauer gesagt, existierte diese Familienform nur in der Phantasie vom Verfasser von „Ancient Society“. Dann folgen im Morganschen Schema andere Familienformen, welche bei den verschiedensten Völkerschaften aufzufinden sind, und alles wird in eine für alle Völker gleichmäfsig geltende geradlinige Reihe aufgestellt.

Es ist wahrlich sonderbar, dafs durch diese ganz in der Luft schwebende Konstruktion Marx und Engels verführt wurden, den Grundgedanken ihres geschichtsphilosophischen Systems preiszugeben. Was aber anders, wenn nicht ein solches Preisgeben, bildet folgende Behauptung von Engels: „Die gesellschaftlichen Einrichtungen, unter denen die Menschen einer bestimmten Geschichtsepoche und eines bestimmten Landes leben, werden bedingt durch beide Arten der Produktion: durch die Entwicklungsstufe einerseits der Arbeit, anderseits der Familie. Je weniger

---

[1] Vgl. **Morgan**, Die Urgesellschaft, S. 319.

[2] A. a. O., S. 337.

die Arbeit noch entwickelt ist, je beschränkter die Menge ihrer Erzeugnisse, also auch der Reichtum der Gesellschaft, desto überwiegender erscheint die Gesellschaftsordnung beherrscht durch Geschlechtsbande?[1]" Also nicht ein Moment — sachliche Faktoren der Wirtschaft —, sondern zwei ganz besondere und von einander unabhängige Momente beherrschen das soziale Leben.

Waren aber die Ausführungen von Morgan wirklich derart, um eine so wichtige Umänderung des Grundgedankens der materialistischen Geschichtsauffassung notwendig zu machen? Die Unhaltbarkeit dieser Ausführungen kann heute, wie gesagt, als festgestellt betrachtet werden. Es scheint sogar, dafs, wenn in irgend welchem Gebiete des Gesellschaftslebens die ökonomischen Lebensbedingungen entscheidend sind, so ist es gerade im Gebiete der Familie.

„Der Glaube an die Theorie Morgans", bemerkt mit Recht Grofse, „hat in demselben Mafse an Boden verloren, in welchem die Kenntnis der ethnologischen Tatsachen an Boden gewonnen hat[2]." Der amerikanische Forscher betrachtete das Matriarchat als eine ursprüngliche Familienorganisation, welche seit langem dem Patriarchat voranging. Das erwies sich jedoch als ein Irrtum: die genauere Beobachtung der Familienverhältnisse bei den niedersten Völkern hat gezeigt, dafs die patriarchalische Sonderfamilie bei ihnen die Regel ist. Die Frau ist bei diesen Völkerschaften eine Sklavin ihres Gatten, welcher über ihr und ihrer Kinder Leben und Arbeit verfügt[3]. Der gröfste Irrtum Morgans war aber seine Grundidee, sein Ausgangspunkt: der Glaube an Ähnlichkeit, ja Identität der Entwicklungs-

---

[1] Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. 8. Aufl., S. VIII.

[2] Die Formen der Familie, S. 4.

[3] Auf der untersten Stufe ist „die einzige Gewalt oder Herrschaft noch die des Mannes über Weib und Kind, welche daher auch eine ganz unbedingte und uneingeschränkte ist". Rich. Hildebrand, Recht und Sitte auf den verschiedenen wirtschaftlichen Kulturstufen, 1896, S. 5.

reihe der Familie bei allen Völkern. Die Tatsachen haben diesen Glauben als ganz grundlos erwiesen. Es gibt keine allgemeingültige Entwicklungsreihe der Familie, da die Formen der Familie durch die bei den verschiedenen Völkern verschiedenen Existenzbedingungen bestimmt werden. Die Familie ist keine von anderen sozialen Momenten unabhängige soziale Erscheinung, sondern ist mit ihnen in durchgängiger Wechselwirkung begriffen, was das Vorhandensein besonderer Entwicklungsgesetze der Familie unmöglich macht.

So ist z. B. die Vorherrschaft bei einigen Völkerschaften der Muttersippe, welche die Form eines wahren Matriarchats annehmen kann, durch ökonomische Bedingungen zu erklären. Die Muttersippen sind namentlich eine spätere Erscheinung und sind nur bei den ackerbautreibenden Völkern zu finden. Bei den Jägern herrscht die Sonderfamilie mit dem Manne als ihrem Haupte. Bei den Viehzüchtern nimmt das Patriarchat seine strengsten Formen an. Alle diese Unterschiede finden ihre Erklärungen in den Wirtschaftsbedingungen der betreffenden Völker. Jagd und Viehzucht sind männliche Beschäftigungen, während der Ackerbau sich aus der ursprünglichen weiblichen Produktionsform, dem Pflanzensammeln entwickelte. Aus diesem Grunde wird bei den niederen Ackerbauern der Boden nicht selten als Fraueneigentum betrachtet; so kommt die Frau ganz natürlich, auf der Grundlage der wirtschaftlichen Suprematie, zu ihrer Suprematie in der Familie und im Stamme. Der primitive Ackerbau verlangt eine Kooperation vieler Arbeiter — und das führt zur dauernden Gemeinschaft der Blutsverwandten. So entsteht aus der patriarchalischen Sonderfamilie der Jäger, die wegen ihrer Nahrungserwerbsbedingungen nicht anders als in kleinen Gruppen leben können, die grofse, aus zahlreichen Blutsverwandten bestehende Muttersippe der niederen Ackerbauer.

Es ist daher ganz natürlich, dafs das Marx-Engelssche Preisgeben ihrer eigenen Theorie zu Gunsten der von

Morgan bei weitem nicht bei allen ihren Anhängern Beifall gefunden hat. Der unter den Marxisten unbestreitbar beste Kenner der Lebensbedingungen der primitiven Völker — Cunow — erklärt die Entwicklung der Familie aus den Wirtschaftsbedingungen. Auf demselben Standpunkt steht Grofse, der kein Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung ist, was seine Meinung in diesem Falle noch wichtiger macht. Auf Grund seiner ausgezeichneten Untersuchung der Familienformen bei den verschiedenen Völkern kommt er zu dem Schlufs, „dafs unter jeder Kulturform diejenige Form der Familienorganisation herrscht, welche den wirtschaftlichen Verhältnissen und Bedürfnissen angemessen ist“ [1].

Es gibt also keinen Grund, die Entwicklung der Familie als eine selbständige und von den ökonomischen Bedingungen unabhängige Reihe zu betrachten. Der Geschlechts- wie der Selbsterhaltungstrieb sind zur Erhaltung der Spezies gleich unentbehrlich, aber ihre Bedeutung in der Gesellschaftsentwicklung ist höchst verschieden. Während der Trieb nach Verbesserung der wirtschaftlichen Existenzbedingungen der Stachel ist, welcher die Menschheit immer vorwärts treibt zum unaufhörlichen Kampf mit der Natur, da jede erreichte Stufe der Wirtschaftsentwicklung auf neue Ziele hinweist, zu neuen Anstrengungen herausfordert, ist der Geschlechtstrieb konservativ und kommt bald zur Sättigung. Während im wirtschaftlichen Gebiet die Laufbahn der Menschheit eine beinahe ins unendliche gehende, fortschreitende Linie darstellt, dreht sich die Menschheit im Gebiet der Geschlechtsliebe fast im Kreise. Die Formen der Familie bei einigen primitiven Völkerschaften sind von denen der zivilisierten Nationen der Neuzeit wenig verschieden und in bezug auf die Stellung der Frau in der Familie sind wir vielleicht mit aller unserer Zivilisation im Rückstand im Vergleich mit den von Morgan so meisterhaft beschriebenen Irokesen. Das zeigt vielleicht am an-

---

[1] Grofse, Die Formen der Familie, S. 245.

schaulichsten, wie wenig das Moment der Geschlechtsliebe an dem dazwischen stattgefundenen ungeheueren sozialen Fortschritt teilgenommen hat, und wie verfehlt es wäre, etwa in der „Liebe“ einen ebenbürtigen sozialen Faktor neben dem „Hunger“ zu erblicken.

III.

Dafs es in der Menschennatur selbständige, von allen anderen Trieben unterschiedene sympathische Triebe gibt, darüber kann kein Zweifel obwalten. Sie sind, wie es scheint, zweifachen Ursprungs. Zunächst haben sie sich aus einem der stärksten menschlichen Gefühle — der Mutterliebe — entwickelt. Was diese betrifft, so ist sie ebenso elementar und ursprünglich, wie der Selbsterhaltungs- und Geschlechtstrieb. Beispiele der stärksten Mutterliebe sind, wie bekannt, bei vielen Tierarten zu treffen, während es bei anderen Tierarten an irgend einer Brutpflege seitens der Eltern vollkommen mangelt, was durch den Einflufs der natürlichen Auswahl am besten zu erklären ist. Ist namentlich für die Erhaltung der Spezies die Brutpflege erforderlich, so sorgen die Eltern (gewöhnlich die Mutter) für ihre neugeborenen Jungen; im entgegengesetzten Falle bleiben die Eltern der Zukunft ihrer Brut ganz gleichgültig. So bei den Arten, die eine grofse Masse von Eiern hervorbringen, was die Brutpflege überflüssig macht.

Der neugeborene Mensch bedarf einer Pflege in viel höherem Mafse als die Jungen irgend einer anderen Tierart. Ohne Mutterliebe hätte das Menschengeschlecht nicht existieren können, was die Stärke dieses Gefühls in der menschlichen Seele vollkommen erklärt. Auf diesem Boden entwickeln sich die Sympathiegefühle unter den Familienangehörigen und Blutsverwandten.

Eine andere Wurzel dieser Gefühle, welche nicht nur Blutsverwandte, sondern auch ganz fremde Leute in ein zusammenhängendes Ganze verknüpfen, bildet der ebenso wie die Mutterliebe elementare Geselligkeitstrieb der Menschen. Auch dieser Trieb ist dem Menschen mit vielen anderen

Tierarten gemeinsam. Es gibt Tiere, welche ausschliefslich in Gruppen leben, wie auch solche, die keine Neigung dazu aufweisen, was wieder durch die Bedingungen des Kampfes ums Dasein am ungezwungensten zu erklären ist. Grofse Raubtiere, wie Löwe und Tiger, sind ungesellig, was sehr natürlich ist, da ihre Beute spärlich auf grofse Flächen verteilt ist und eine grofse Gruppe von Tigern oder Löwen keine Nahrung finden würde. Wilde Rinder, Esel, Antilopen bilden im Gegenteil starke Herden und zeigen das gröfste Bedürfnis nach Gesellschaftsleben; das hängt davon ab, dafs grasfressende Tiere ihre Nahrung im Überflufs vorfinden und in Herden vereinigt den Raubtieren erfolgreicher entweichen und sich gegen ihre Angriffe verteidigen können. Nur in Herden können sie existieren — und das hat bei ihnen eine starke Entwicklung des Herdeninstinkts zur Folge[1].

Dieser Geselligkeitstrieb wird, nach der Meinung von Groos, durch zwei elementarere gebildet, durch „den Trieb, sich Artgenossen anzunähern und den Trieb, Lock- oder Warnungsrufe auszustofsen und auf sie zu antworten“[2]. Diese beiden relativ einfachen Instinkte sind allen höheren geselligen Tieren gemeinsam, zu denen im höchsten Grade auch der Mensch gehört. Wir kennen keine Menschenrasse, die nicht in gröfseren oder kleineren Gemeinschaften lebe. Die Notwendigkeit, in Gesellschaft seinesgleichen zu leben, hat bei dem Menschen den Geselligkeitstrieb zum stärksten Bedürfnis gemacht, dessen Nichtbefriedigung als unerträgliche Qual empfunden wird.

Die elementare Liebe der Blutsverwandten und der gesellige Instinkt bilden die wichtigste psychologische Grundlage der menschlichen Gemeinschaft. Unter den zur selben Gemeinschaft gehörenden Menschen entwickeln sich ganz natürlich schwächere oder stärkere Sympathiegefühle

[1] Vgl. Spencer, The Principles of Psychology, 1872, second Edition, part VIII, chap. V. Auch Ammon, Der Ursprung der sozialen Triebe. Zeitschrift für Sozialwissenschaft, 1901.

[2] Karl Groos, Die Spiele der Menschen, 1899, S. 431.

und die gegenseitige Liebe, welche Auguste Comte im Gegensatz zum Egoismus als Altruismus bezeichnet hat. Das Vorhandensein altruistischer Gefühle in der menschlichen Natur ist gewifs nicht zu leugnen. Die Frage ist nur, welche Kraft diesen Gefühlen beizumessen ist, ob es der Wirklichkeit entspricht, in ihnen einen mächtigen, geschichtlichen Faktor zu erblicken.

Ein englischer Soziologe — Benjamin Kidd — hat neuestens den Versuch gemacht, zu beweisen, dafs in der modernen Gesellschaft altruistische Gefühle den Ausschlag geben [1]. Zu diesem Schlusse ist er gekommen auf Grund origineller soziologischer Erwägungen, deren Kernpunkt der Gedanke bildet, dafs nicht die intellektuelle Begabung, sondern die moralische Stärke eines Volkes ihm den Sieg im Kampfe ums Dasein sichert.

Das ist bis zu einem gewissen Grade richtig. Kidd aber irrt sich gewaltig in der Bestimmung der Art der moralischen Eigenschaften, die bei der heutigen Gesellschaftsordnung zum Siege über Mitbewerber führen. Bis der Krieg aus der Weltgeschichte nicht verschwunden ist, wird die starke Entwicklung altruistischer Gefühle durch die natürliche Auswahl schwerlich befördert werden. Eine Härte des Charakters, ein Mangel an Mitleid den Leiden des Feindes gegenüber sind notwendige Eigenschaften eines guten Kriegers. Kidd ist sehr hoher Meinung vom nationalen Charakter der Anglosachsen und erblickt darin die wichtigste Ursache ihrer wirtschaftlichen und politischen Erfolge. Das ist sehr wahrscheinlich, aber gewifs nur die nationale Selbstverblendung hat Kidd die Meinung eingeflöfst, dafs die Vorzüge der Anglosachsen im Überflufs an altruistischen Gefühlen bestehen. Nicht der Altruismus, sondern die hartnäckige Energie in der Verfolgung seiner meistens ganz egoistischen Zwecke, die Ausdauer und der Mut, mit welchen die Widerstände überwunden werden, haben

[1] Benjamin Kidd, Soziale Evolution, deutsch von Pfleiderer, 1895, S. 147 ff.

den Anglosachsen zum Sieger im Kampfe ums Dasein gemacht. Was aber Kidd von der warmen Menschenliebe der herrschenden Klassen in der heutigen auf der Ausbeutung beruhenden Gesellschaft erzählt, das ist zu naiv, um einer Widerlegung zu bedürfen.

Gerade die Bedingungen des Kampfes ums Dasein erklären uns, warum altruistische Gefühle in der bisherigen Gesellschaft so wenig günstigen Boden finden. „Unter den Stämmen der Naturvölker," bemerkt mit Recht Spencer, „sind die gröbsten eher als die wohlwollendsten im Kriege gediehen, der die ersten gesellschaftlichen Vereinigungen hervorgerufen hat; und im weiteren Verlauf der Geschichte bleiben lange Zeit der gewissenlose Druck von aufsen auf die Gesellschaft und grausame Vergewaltigungen von innen übliche Begleiter der politischen Entwicklung. Leute, welche die am besten organisierten Gesellschaften gebildet haben, waren ursprünglich, und lange Zeit später, nichts anderes als stärkere und schlauere Wilden. Und sogar heute, wenn sie sich von den Einflüssen, die ihr Verhalten dem Anschein nach verändert haben, frei fühlen, zeigen sie sich als nicht viel besser[1]."

Da die politische Organisation der Gesellschaft Hand in Hand mit dem Kriege geht, so ist es natürlich, dafs gerade die am meisten kriegerischen, also grausamen Stämme, zur Zivilisation gelangten. Es gibt bis heute viele primitive Völkerschaften, welche einen erstaunlich hohen Grad des altruistischen Gefühls aufweisen und in dieser Hinsicht die modernen zivilisierten Nationen bei weitem übertreffen; aber es ist charakteristisch, dafs alle solche Völkerschaften nur eine lose politische Organisation besitzen[2].

Die moderne kapitalistische Gesellschaft fördert ebensowenig die Entwicklung der altruistischen Gefühle, wie die alten kriegerischen Despotien. Zwar sind die Sitten fried-

---

[1] Spencer, The Principles of Sociology, 1882, part V, S. 238.

[2] Vgl. Spencer, The Principles of Sociology §§ 437 und 574; The Principles of Ethics, § 153.

licher geworden, der Menschenmord wie andere Formen der physischen Gewalt werden mehr und mehr verabscheut und nur in seltenen Fällen, wie im Kriege, den Feinden gegenüber für erlaubt anerkannt. Die Kriege werden seltener und weniger andauernd. Wir sind gewifs weniger grausam als unsere Vorfahren. Aber für die Verbreitung des wahren Altruismus, des uneigennützigen Wohlwollens unter den Menschen gewährt die kapitalistische Gesellschaftsordnung wenig Spielraum. Die Gewalt hat weichere Formen angenommen, aber bei weitem nicht aufgehört, da die kapitalistische Gesellschaft nicht minder als die Sklaven- und Feudalgesellschaft auf der Ausbeutung der grofsen Mehrzahl der Bevölkerung durch wenige beruht. Die schonungslose Konkurrenz, die die kapitalistische Wirtschaftsweise zum Gesetz des wirtschaftlichen Gedeihens gemacht hat, erwies sich als eine kolossale Steigerung und Verschärfung der Heftigkeit des Kampfes ums Dasein, welcher, obwohl dem Anschein nach weniger grausam geworden, eine gröfsere Anstrengung seitens des Individuums heute erfordert. Auf der Grundlage des von Carlyle genannten „cash-nexus" können sich schwerlich altruistische Gefühle entwickeln.

Es scheint also, dafs altruistische Gefühle nie im Laufe der Geschichte eine solche Kraft gehabt haben, dafs sie mächtige Triebkraft der sozialen Entwicklung würden. Das gilt für die neuere Geschichte nicht minder wie für die ältere. Nur in engeren Menschengruppen erhält das Sympathiegefühl, als Untergrund des menschlichen Handelns, eine gröfsere Bedeutung. Das Sympathisieren mit Anderer Leiden und Freuden beruht ja auf der Fähigkeit des Menschen, das Bewufstseinsleben anderer Menschen in seinem eigenen Bewufstsein hervorzubringen. Diese Fähigkeit aber setzt voraus ein genügendes Verständnis des Bewufstseinslebens des anderen Menschen, was, seinerseits, nur in dem Falle möglich ist, wenn beide Individuen viel Gemeinsames in ihren geistigen Erlebnissen haben. Je enger der Kreis der unter sich verkehrenden Menschen, um so stärker das Sympathiegefühl zwischen ihnen. Im Schofse

der Familie ist es am mächtigsten — und nur in diesem engen Kreise finden wir eine wahre und warme, ganz uneigennützige und opferwillige gegenseitige Liebe. Die Menschen derselben sozialen Klasse sympathisieren in der Regel stärker als die Vertreter verschiedener Klassen. Auf diese Weise entsteht ein Klassengefühl, welches sich mit egoistischen und egoaltruistischen Gefühlen verbindet und in dieser Gestalt zur mächtigen Triebkraft der Geschichte wird. Das Nationalitätsgefühl ist ebensowenig ein reines altruistisches Gefühl, da egoaltruistische Elemente (nationaler Stolz) in ihm die Oberhand haben.

Die Nationalität ist nicht selten die äufserste Grenze des Sympathiegefühls des modernen Menschen. Unter den Vertretern der verschiedenen Rassen kann das Sympathisieren vollständig mangeln, was die Grausamkeit der Europäer den farbigen Rassen gegenüber zwar nicht berechtigt, aber erklärt.

IV.

Ist der moderne Mensch nicht fähig, mit den Leiden eines anderen ihm fremden Menschen stark zu sympathisieren, so ist er höchst empfänglich für Billigung oder Mifsbilligung seines Handelns und seiner Person seitens dieses. Er will anerkannt, geachtet, gepriesen, ihm soll gehorcht werden. Er beneidet diejenigen, welche sich gröfserer Anerkennung erfreuen und strebt nach sozialer Macht, nach Ruhm als nach dem höchsten Glücke. Alle diese, von Spencer als egoaltruistische bezeichnete Gefühle bilden überaus wichtige Beweggründe des Handelns der zivilisierten wie der primitiven Menschen.

„Selbst der roheste Mensch“, sagt Lippert, „begnügt sich nicht blofs zu existieren wie die Tiere; er will bemerkt werden, er will etwas gelten vor seinesgleichen [1].“ „Wie grofs die Eitelkeit des zivilisierten Menschen auch sein mag, sie gibt der des unzivilisierten nach“, äufsert sich Spencer. „Der Selbstschmuck beschäftigt die Gedanken eines

[1] Lippert, Kulturgeschichte I, S. 176.

wilden Häuptlings noch mehr als die einer feinen Dame unserer Zeit[1]." Der Wilde fürchtet nicht die gröfste physische Pein (wie Tätowieren und verschiedene körperliche Verstümmelungen, denen die Wilden sich gern unterwerfen), um sein Ansehen eindrucksvoller zu machen. „Der Fidschihäuptling, dessen Haar in langen Borsten weit vom Kopfe absteht, kann niemals sein Haupt zur Ruhe niederlegen, sondern mufs es sich genügen lassen, während des Schlafes seinen Nacken durch einen Holzblock zu unterstützen. Auch die Nasenringe, die Klötze, die der Botokude in der Unterlippe trägt, die scharfkantigen Spitzen, in die der Malaie seine Zähne zuschleift, sie vermehren gewifs nicht die Annehmlichkeiten des Daseins; aber sie werden ebenso als ein unvermeidlicher Zwang ertragen wie die Selbstpeinigungen, die sich der Mensch auferlegt, in der Meinung, den Göttern wohlgefällig zu sein[2]."

Diese Eitelkeit der primitiven Menschen erklärt uns, warum die von den Europäern importierten nichtigen Schmucksachen so hoch von den Wilden geschätzt werden. Es sind gewifs nicht ästhetische Rücksichten, welche den Häuptling eines Negervolkes veranlassen, im europäischen Kostüme vor seinen schwarzen Untertanen stolz zu paradieren, sondern dasselbe Motiv, welches dem französischen Bourgeois den berühmten „ruban rouge" so hoch geschätzt macht.

In seinen „Principles of Psychology" weist Spencer darauf hin, welches mächtige Motiv des menschlichen Handelns die Furcht vor der öffentlichen Meinung immer war und ist. Nur ganz seltene Naturen sind der starken altruistischen Gefühle fähig; aber es gibt fast keinen Menschen, dem die Billigung oder Mifsbilligung seiner Person durch die öffentliche Meinung gleichgültig wären, was in den sozialen Lebensbedingungen der bisherigen Menschheit seine Erklärung findet. Je fester die innere Organisation einer Ge-

---

[1] Spencer, The Principles of Sociology, 1876, vol. I, S. 71.
[2] Wundt, Ethik, Bd. I, 1903, S. 152.

sellschaft, je vollkommener die Abhängigkeit des Individuums vom gesellschaftlichen Ganzen, um so gröfseren Grund hat jedes Individuum die öffentliche Meinung zu fürchten und sein Handeln durch diese zu regeln. Jede politisch organisierte Gesellschaft besitzt ja die Macht, alle Individuen zum Gehorsam zu zwingen. Wie schrecklich aber die Strafe, ebenso grofs ist der Lohn für denjenigen, dessen Handeln von der Gesellschaft gebilligt wird. Der Klassenkampf und der Krieg, welche der Verbreitung der altruistischen Gefühle so mächtig entgegenwirken, begünstigen im hohen Grade die Entwicklung des Ehrgeizes, welche fast zum herrschenden Gefühle des heutigen Menschen wird. Die Behauptung von Nietzsche, dafs „der Wille zur Macht" die wahre Essenz der menschlichen Welt ist, hat in sich viel wahres.

Das christliche Moralideal ist der Ausdruck der reinsten Menschenliebe, des höheren Altruismus; aber das wirkliche Handeln der heutigen Menschen wird nicht durch dieses ethische Ideal beherrscht. So schreibt die christliche Religion vor, die Beleidigungen zu verzeihen. Die heutige Gesellschaft hat aber ihren eigenen Ehrenkodex ausgebildet, der die Verzeihung der Beleidigungen zur gröfsten Schmach macht — und nur wenige haben den Mut, die Gebote Christus' denen dieses Kodex vorzuziehen. Dem Gebote, seine Feinde zu lieben, hat der heutige Staat ein anderes gegenübergestellt, das diese im Kriege zu töten befiehlt — und der Krieg wird von den christlichen Völkern mit der gröfsten Unbarmherzigkeit geführt. Die christliche Moral fordert den Verzicht auf den Reichtum und betrachtet als gröfste Sünde die Verweigerung des Almosens für einen armen Menschen; die herrschenden Sitten huldigen dem Reichtum und strafen das Betteln als ein Verbrechen. Kurz, die christliche Moral unterwühlt alle Grundlagen der modernen Gesellschaft, und wenn dieselbe trotzdem aufrecht bleibt, so nur deshalb, weil das wirkliche Handeln der Menschen durch ganz andere Normen als christliche Gebote bestimmt wird. Die psychologische Grundlage dieser Normen wird vor

lem durch solche egoaltruistische Gefühle wie das Ehr-
əfühl gebildet[1].

Das Klassengefühl, das Gefühl seiner Solidarität mit ən Angehörigen derselben sozialen Klasse, ist ein sehr ɔmpliziertes Gefühl, worin sich verschiedene Elemente ɜreinigen, aber egoistische und egoaltruistische die Ober-ɩnd haben.

Das ganz natürliche gegenseitige Sympathisieren der sich den gleichen Lebensbedingungen befindenden Menschen ɩt gewifs einen Anteil an dem Entstehen dieses Gefühls, ɔer dies Element bildet nicht seinen Kern, was durch den angel an uneigennütziger gegenseitiger Hilfe unter den lassenangehörigen täglich bewiesen wird. Das starke ɟgenseitige Sympathisieren könnte sich innerhalb einer lasse schon aus dem Grunde nicht entwickeln, weil die lassenangehörigen zugleich Konkurrenten sind und sich ɟgenseitig nicht selten viel mehr fürchten als lieben. Den ıderen Klassen gegenüber zeigen aber dieselben Leute oft n sehr starkes Solidaritätsgefühl und verteidigen die Inter-ısen ihrer Klasse mit dem gröfsten Mut und mit Opferwillig-ɔit. So der französische Adel während der grofsen Revo-tion. Das Gefühl der Standesehre, das Streben in Über-nstimmung mit der öffentlichen Meinung seiner Klasse zu ɩndeln und dann in nicht geringem Grade das Bewufst-in des engen Zusammenhangs seiner eigenen egoistischen ıteressen mit den Interessen seiner Klasse haben in diesem alle den Ausschlag gegeben.

Sogar diejenigen wenigen Leute, welche gegen die fentliche Meinung ihrer Zeit auftreten und sie heraus-rdern, sind nicht imstande, sich vom Einflufs der öffent-ɔhen Meinung überhaupt loszumachen. Sie mögen die egenwart verachten — um so mehr glauben sie an die Zu-ɩnft. Sie werden von der realen öffentlichen Meinung der egenwart nur dadurch unabhängig, dafs sie sich eine

[1] Vgl. Spencer, The Principles of Psychology, §§ 521, 522.

ideelle öffentliche Meinung der Zukunft vorstellen und sich von dieser abhängig fühlen[1].

Das Nationalitätsgefühl wird ebenso aus den altruistischen, egoistischen und egoaltruistischen Elementen zusammengesetzt, wobei die beiden letzten entschieden überwiegen. Es ist namentlich viel weniger eine Liebe zu den Menschen derselben Nationalität als eine Abneigung, eine Feindseligkeit, zuweilen sogar ein Hafs den Menschen anderer Nationalitäten gegenüber. Der Stolz des Angehörens zu einer mächtigen Nationalität, die Abneigung gegen die fremden und unverständlichen Sitten und Lebensweise, das Bewufstsein der gemeinsamen Interessen, die ganz egoistisch den Menschen an seine Nationalität anknüpfen — das sind die wichtigsten Grundlagen dieses Gefühls, welches eine so grofse Rolle in der Geschichte spielt.

Das Streben nach sozialer Macht neben dem Streben nach Selbsterhaltung und sinnlichem Genufs sind die beiden wichtigsten Motive des sozialen Handelns. Der Kampf um die soziale Auszeichnung ist zwischen den Menschen ebenso heftig wie der Kampf ums Dasein. Das ist eines der entscheidenden Charaktermerkmale der Menschengeschichte, welches sie von der Entwicklungsgeschichte irgendeiner anderen Tierart unterscheidet.

Sogar das Streben nach Reichtum, nach wirtschaftlichem Wohlstand, welches man gewohnt ist, dem nach der sozialen Macht gegenüberzustellen, ist in sehr hohem Grade durch dieses letzte direkt erzeugt. Der Reichtum wird angestrebt nicht blofs wegen sinnlicher Genüsse, welche er ermöglicht, sondern nicht minder wegen der sozialen Macht, die er unvermeidlich mit sich führt. Die Psychologie des Geizes ist hauptsächlich durch dieses Motiv zu erklären[2]. Wäre die Reichtumsgier nichts anderes als die Gier nach sinn-

[1] Vgl. Lacombe, De l'histoire considérée comme science, 1894 ch. III.

[2] Vgl. Gurewitsch, Die Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse, 1900, S. 48.

lichem Genusse, so müſste sie dieselben Schranken wie diese letztere haben. Solche kennt aber auri sacra fames bekanntlich nicht.

Es steht auſser allem Zweifel, daſs alle gröſseren sozialen Bewegungen in direktem Zusammenhang mit dem Willen der einzelnen Individuen und der Volksmassen zur Macht stehen. Es wäre gewiſs irreführend, den Krieg ausschlieſslich aus diesem Motiv zu erklären. Aber es ist nicht zu leugnen, daſs der Ehrgeiz der einzelnen Persönlichkeiten wie ganzer Nationen ein höchst wichtiges Moment der Entstehung der Kriege bildet. Die politische wie die soziale Weltgeschichte hätte einen ganz anderen Charakter gehabt, spielten nicht egoaltruistische Gefühle eine so dominierende Rolle im Menschenleben.

V.

Das praktische Interesse beherrscht das Bewuſstseinsleben, erschöpft es aber nicht. Im Menschen gibt es Bedürfnisse, welche nicht auf die Praxis des Lebens gerichtet sind und welche aus diesem Grunde als interesselose Bedürfnisse bezeichnet werden können. Das einfachste von ihnen ist der Spieltrieb.

Das Spiel ist gewiſs nicht so alt wie das Bewuſstseinsleben, da die niederen Tiere nicht spielen. Auf den ersten Stufen nimmt die Lebensfürsorge alle Kräfte des Organismus in Anspruch und für das Spielen bleibt nichts übrig. Aber schon sehr früh in der Entwicklungsgeschichte des Tierreichs beginnt das Spiel als eine von der Lebensfürsorge ganz unterschiedene Tätigkeit. Das Tier spielt, indem es ganz unnütze Bewegungen macht, springt, läuft, macht eine scheinbare Jagd, alles ohne irgendeinen anderen Zweck als die Lust der Bewegung selbst. Die Ursache dieser unzweckmäſsigen Tätigkeit besteht, wie es scheint, in einem Überflusse an den nicht verausgabten Lebenskräften des Organismus, die in Ermangelung einer nützlichen Arbeit, in zweckloser aber lustbringender freier Tätigkeit ausgenutzt werden. So entsteht der Spieltrieb, welcher desto gröſser

sein mufs, je gröfser beim Organismus der Überflufs der angesammelten und nicht verausgabten Lebenskräfte ist.

Die am meisten tätigen und regen Tiere zeigen auch die gröfste Neigung zum Spiele. So Raubtiere und unter ihnen das vollkommenste Raubtier — die Katze. Auch der Naturmensch liebt das Spiel. „Es ist bekannt“, sagt Karl Bücher, „dafs die primitiven Völker Tätigkeiten, die den Charakter des Spieles tragen, mit grofsem Eifer und einer für uns unbegreiflichen Ausdauer üben. Zu diesen gehört in erster Linie der Tanz . . . Alle Naturvölker tanzen, tanzen bis zur Raserei und zur Erschöpfung der Kräfte, oft bis die Tänzer mit blutigem Schaum vor dem Munde zu Boden sinken[1].“

Auf Grund eines umfassenden Tatsachenmaterials kommt Bücher zu dem Schlufs, „dafs in den Frühzeiten menschlicher Entwicklung Arbeit und Spiel sich nicht voneinander scheiden“[2]. Das Differenzieren der wirtschaftlichen Arbeit und des Spiels gehört einer späteren Epoche an. Der Naturmensch spielt ebenso ernst, wie wir arbeiten, und verknüpft die ernste Arbeit mit Elementen, die wir zum Spiel rechnen. Die Arbeit des Naturmenschen wird mit Gesang begleitet und ist in einigen Fällen vom Tanze schwer zu unterscheiden.

Auf den höheren Stufen, wo die Arbeit vom Spiel sich scharf scheidet, verlieren die niederen Formen des Spiels ihre frühere Bedeutung. Nur in den seltenen Fällen beobachten wir bei den Kulturvölkern eine so starke Entwicklung des Interesses an physischem Spiele, dafs es die Bedeutung einer wichtigen geschichtlichen Macht erhält; so in Rom und Byzanz, wo Zirkusspiele grofse Ereignisse waren, eine politische Bedeutung gewannen. „Panem et circenses“ — diese Gleichstellung der notwendigen Lebensmittel und des Spieles ist für das alte Rom höchst charakteristisch.

---

[1] Bücher, Arbeit und Rhythmus, 3. Aufl., S. 18.

[2] A. a. O., S. 295.

Das Spiel ist aber besonders darin wichtig, dafs aus ihm so überaus wertvolle menschliche Geistestätigkeit wie die Kunst hervorgegangen ist. Auf den Zusammenhang der ästhetischen Tätigkeit mit dem Spiel hat zuerst Schiller hingewiesen[1], welcher übrigens in dieser Hinsicht nur einige Grundgedanken der „Kritik der Urteilskraft“ von Kant weiter entwickelt hat. Die Lust am Schönen ist uninteressiert und frei; da aber, „wo eine Tätigkeit rein um der Lust an der Tätigkeit selbst willen stattfindet, da ein Spiel vorhanden ist“[2], sind wir berechtigt, die Kunst als eine Form vom Spiel zu betrachten. Zu demselben Schlufs ist später, unabhängig von Schiller, Spencer gekommen.

Die bedeutende Untersuchung von Bücher hat gezeigt, dafs Musik und Poesie ursprünglich mit der wirtschaftlichen Arbeit eng verbunden waren. Es scheint sogar, dafs der Rhythmus, welcher das Wesen der Musik und der Dichtkunst ausmacht, vorwiegend aus den rhythmischen Arbeitsbewegungen hervorgegangen ist[3]. Mit der Zeit ist die Musik aus einem blofsen Hilfsmittel der wirtschaftlichen Arbeit zu einer der schönsten Künste geworden. Das hat aber die Bedeutung der Musik, als einer sozialen Macht, wenig erhöht. Die Musik gewährt vielleicht die reinste ästhetische Lust und ist in dieser Hinsicht nicht hoch genug zu schätzen; aber ihr Einflufs auf die Formen des sozialen Lebens ist nicht leicht zu entdecken. Es ist z. B. unmöglich festzustellen, welchen ungünstigen Einflufs auf die soziale Entwicklung Englands die geringe musikalische Begabung des englischen Volkes ausgeübt hat, oder welche soziale Vorteile aus der hohen musikalischen Begabung der Italiener oder Juden für sie hervorgegangen sind. Wären jene Nachteile oder diese Vorteile bedeutend, so könnte man sie leichter einsehen, als dies der Fall ist[4].

---

[1] Vgl. Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschen, Briefe 15, 26, 27.

[2] Karl Groos, Die Spiele der Menschen, S. 7.

[3] Vgl. Bücher, Arbeit und Rhythmus, Kap. VII u. a.

[4] Die Versuche von Spencer, die hohe soziale Nützlichkeit der

Dasselbe gilt auch von anderen schönen Künsten, obgleich in minderem Grade, da Musik diejenige schöne Kunst ist, welche den praktischen Interessen des Lebens am fernsten steht. Was die schöne Literatur betrifft, so ist sie gewifs eine bedeutende soziale Macht, aber nur aus dem Grunde, weil in der Literatur die schöne Form einem bestimmten Ideengehalt angehört. Diese Ideen sind jedoch der Literatur gemeinsam mit anderen Gebieten des sozialen Denkens — mit der Philosophie und Wissenschaft. Nur wegen dieses intellektuellen Inhalts, nicht aber wegen des eigentlichen ästhetischen Elementes — der schönen Form — ist Literatur zu einer so grofsen geschichtlichen Macht geworden.

Das Gebiet der reinen Ästhetik übt keinen bedeutenden Einflufs auf die Praxis des Lebens, was sehr natürlich ist, da das Wesen des Schönen in seiner Unabhängigkeit von allen praktischen Interessen besteht. Schön ist doch, nach der berühmten Definition von Kant, was ohne Interesse gefällt[1]. Zwar besteht ein gewisser Zusammenhang zwischen Schönem und Gutem, da der ästhetische Genufs etwas veredelndes in sich enthält und das ästhetische Leben, wie es Kant und Schiller betont haben, das wirksamste Mittel ist, den seiner Sinnlichkeit unterworfenen Menschen zum sittlichen Wollen heranzuheben. Das Ideal der „schönen Seele" mögen wir mit Schiller als das höchste Menschenideal anerkennen, aber das kann uns nicht bewegen, im ästhetischen Elemente der Kunst eine grofse geschichtliche Macht zu erblicken. Das wirkliche Leben ist vom Ideal weit entfernt, und wenn die Kunst eine moralisch veredelnde Wirkung ausübt, so kann das vom soziologischen Standpunkt nicht viel gelten, da eine solche Geltung auch den altruistischen Gefühlen in moderner Gesellschaft schwerlich zukommt.

Musik zu beweisen, scheinen mir ganz verfehlt zu sein. Vgl. Spencer, The Origin and Function of Music. Essays, vol. II, 1901.

[1] „Das Wohlgefallen, welches das Geschmacksurteil bestimmt, ist ohne alles Interesse". Kant, Kritik der Urteilskraft. Herausg. von Kehrbach, S. 44.

Das soziale Leben bleibt bis heute zunächst ein grausamer Kampf ums Dasein und um die Macht, und das Interesse am Schönen kann dabei nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Der Wissensdrang hat das mit dem ästhetischen Bedürfnis gemeinsam, dafs beide interesselos sind oder sein können: das Erkennen kann ja ganz für sich, ohne irgend eine praktische Absicht, um der Lust des Erkennens selbst willen gepflegt werden. „Wie es musikalische und poetische Naturen gibt, so gibt es auch intellektuelle Naturen. Diesen sind Selbstwiderspruch, Unklarheit und Mangel an Zusammenhang ebenso peinlich, wie jenen falsche Töne und schlechte Verse[1].“ Der Mensch mit einer solchen Natur strebt nach Wahrheit um der Wahrheit willen. Zwar ist der Erkennenstrieb auf den ersten Stufen höchst schwach, und auch später gibt er an Stärke dem ästhetischen Bedürfnisse bei der Mehrzahl der Menschen entschieden nach. Intellektuelle Naturen sind ja viel seltener als musikalische und poetische. Eine rein wissenschaftliche Leistung kann nie auf ein solches Interesse bei der grofsen Masse der Bevölkerung rechnen, wie eine schöne Novelle oder ein Musikstück. Das reine Wissensbedürfnis mag also bei der Mehrzahl schwach sein, es ist aber als ein selbständiges Bedürfnis aus dem menschlichen Geiste nicht wegzuschaffen.

Es wäre trotzdem ganz verfehlt, die Entstehung und die Entwicklung der Wissenschaft auf die ausschliefsliche Rechnung dieses Bedürfnisses zu stellen. Die Wissenschaft ist namentlich nicht aus dem theoretischen Interesse, dem Trieb nach Erkennen der objektiven Wahrheit entstanden, sondern aus dem praktischen Interesse der Lebensfürsorge. Das gilt von den abstrakten, reinen Wissenschaften nicht minder wie von den angewandten, praktischen wissenschaftlichen Disziplinen. Das praktische Interesse gibt in allen Gebieten der Wissenschaft auf den ersten Stufen den Ausschlag.

---

[1] Höffding, Psychologie, S. 359.

Das wird durch die Geschichte aller wissenschaftlichen Disziplinen bewiesen. „Die zwei Hauptzweige der älteren Mathematik, Arithmetik und Geometrie, verdanken ihre Trennung und selbständige Ausbildung den verschiedenartigsten Anforderungen, die der Handelsverkehr und die Aufgaben der Feldmessung an die Rechenkunst stellten[1].“ Die Bedürfnisse der Feldmessung und der Baukunst gaben der Geometrie ihren Ursprung, während die Arithmetik aus der Zählung der Wertobjekte sich entwickelte. Auch die Naturwissenschaft ist aus den praktischen Bedürfnissen hervorgegangen. „Wie ein Körper von gegebener Form zu unterstützen sei, um seinen Fall zu verhindern, wie eine gegebene Kraft in Bewegung zu setzen, wie die Spannung einer Bogensehne zunehmen müsse, wenn die erzielte Kraft um ein bestimmtes Maſs wachsen solle: diese und ähnliche Aufgaben haben einen Archimedes und Heron von Alexandrien zu ihren mechanischen Untersuchungen geführt[2].“

In der Entstehung der Mechanik hat das praktische Bedürfnis verschiedene Wertobjekte zu wägen eine groſse Rolle gespielt. „Die rationelle Mechanik könnte keinen anderen Ausgangspunkt haben als die Wage[3].“ Der Ursprung der Astronomie ist gleichfalls in den praktischen Lebensinteressen zu suchen. „Dem theoretischen Interesse an den Himmelserscheinungen war durch die unbestimmten Vorstellungen über den Umschwung der Gestirnsphären, wie sie sich bei Plato und Aristoteles finden, Genüge geleistet; aber zum Zweck einer exakten Jahreseinteilung bedurfte man quantitativer Bestimmungen, die schlieſslich in einer für die Hilfsmittel der Alten erreichbaren Genauigkeit in dem astronomischen System eines Hipparch und Ptolemäus ihren Abschluſs fanden[4].“

Nicht das theoretische, sondern das praktische Interesse,

---

[1] Wundt, Logik, Bd. II, Abt. I, S. 91.
[2] A. a. O., S. 263.
[3] Spencer, Essays, 1901, vol. II. The Genesis of the Science, p. 50.
[4] Wundt, a. a. O., S. 263.

ein Mittel aufzufinden, alles in Gold zu verwandeln, hat zur Entstehung der Alchemie, aus welcher die wissenschaftliche Chemie hervorgegangen ist, geführt. Die theoretischen biologischen Wissenschaften entwickelten sich unter dem starken Einflufs ihrer angewandten Zweige — Medizin, Zootechnik, Agronomie usw. „Die Wissenschaften sind unzertrennlich zusammengewebt mit den technischen Künsten; und nur konventionell können sie unabhängig von diesen betrachtet werden. Ursprünglich waren beide das eine. Wie festzustellen die Tage der religiösen Festlichkeiten; wenn säen; wie Waren aufwägen; und wie den Boden messen; das waren ganz praktische Fragen, die zur Entstehung der Astronomie, Mechanik und Geometrie geführt haben[1]."

Der Ursprung der Geisteswissenschaften ist auch kein anderer. Ethische und politische Aufgaben sind relativ spät zum Objekt einer wissenschaftlichen Reflexion geworden. „Erst als im 5. Jahrhundert in den Sophisten öffentliche Lehrer der politischen Beredsamkeit auftraten, die, alle Spekulationen über den Zusammenhang der Naturerscheinungen als nutzlos verwerfend, ihre Dienste dem Bedürfnis des Lebens nach praktischer und vor allem nach politischer Ausbildung der einzelnen widmeten, erwachte auch das Interesse an den theoretischen Problemen, die mit der rhetorischen und politischen Tätigkeit in Verbindung standen[2]." Von den Sophisten stammt auch die Philologie als eine besondere Wissenschaft über die Sprache her. Als praktische Lehrer der Beredsamkeit waren sie dazu genötigt, Elemente der Sprache zu studieren und zu analysieren.

Was die Rechtswissenschaft betrifft, so ist sie in engster Verbindung mit der Praxis entstanden und hat sich weiter entwickelt. In dieser Hinsicht ist es charakteristisch, dafs die erste wissenschaftliche Bearbeitung bei den Römern diejenigen Abteilungen des Rechts erfahren haben, welche

---

[1] Spencer, a. a. O., S. 69.
[2] Wundt, Logik, Methodenlehre II. S. 2.

mit dem wirtschaftlichen Leben am engsten zusammenhingen — namentlich das Privatrecht, während das öffentliche Recht der systematischen Bearbeitung bei den Römern ganz entbehrte. Der andere grofse Zweig der Sozialwissenschaften — ökonomische Wissenschaften — hat ebenfalls seine Wurzel in praktischen Bedürfnissen des sozialen Lebens und bleibt bis heute mit diesen aufs engste verknüpft.

Die Geschichte der Wissenschaft bestätigt also vollkommen den Primat des praktischen über das theoretische Interesse, des Willens über den Verstand. Das gilt für das Gebiet des Erkennens ebenso sehr wie für das Gebiet der Kunst. „Das ästhetische Gefühl hat sich aus den Instinkten entwickelt, die zur Erhaltung des Individuums und der Gattung führen. Es setzt einen Überschufs der Energie voraus, der nicht im Lebenskampfe verbraucht wird und deshalb auf anderer Weise verwertet werden kann[1].“ Was den reinen Wissensdrang betrifft, so ist er ein spätes Produkt der gewaltigen Entwicklung des menschlichen Intellekts, welche durch die ausschlaggebende Bedeutung des Intellekts für das praktische Leben bedingt wird. Trotzdem ist auch das theoretische Interesse als eine selbständige und unentbehrliche Triebkraft der wissenschaftlichen Erkenntnis zu betrachten, da ohne dieses von allen praktischen Rücksichten ganz freie Interesse keine Wissenschaft gedeihen möchte. Auf den ersten Stufen ist das theoretische Interesse schwach; aber je weiter die Wissenschaft fortschreitet, um so mächtiger wird es. Ursprünglich waren theoretische wissenschaftliche Disziplinen den praktischen unterworfen; später wird das praktische Wissen durch das theoretische beherrscht. Darin besteht eben der natürliche Entwicklungsgang der Wissenschaft. Technische Erfindungen kommen auf doppelte Weise zustande. Die Praxis des Lebens kann dem Volksbewufstsein eine bestimmte praktische Aufgabe stellen, deren Lösung viele

[1] Höffding, Psychologie, S. 360—361.

Menschen sich widmen, bis diesem oder jenem diese Lösung endlich gelingt. Auf diese Weise wurden groſse technische Erfindungen des 18. Jahrhunderts, welche die industrielle Revolution hervorgerufen haben, gemacht. So wurde die Spinnmaschine deshalb erfunden, weil in England eine starke Nachfrage nach dem Baumwollgarn entstand; das Bedürfnis, das Weben zu beschleunigen, hat zur Erfindung der Webmaschine geführt.

Aber technische Erfindungen können auch einen anderen Ursprung haben. Sie entstehen häufig als ganz und gar unvorhergesehene und ursprünglich gar nicht beabsichtigte Folgen der theoretischen Erkenntnis. Das theoretische Interesse ruft eine gewisse Forschung hervor, und diese letzte führt den Forscher unerwartet zur Lösung einer wichtigen praktischen Aufgabe. Erfindungen dieser Art sind für das 19. Jahrhundert ebenso charakteristisch, wie auf praktischem Wege entstandene Erfindungen für das 18. Jahrhundert. So ist die eine Hälfte der Elektrotechnik aus theoretischen Untersuchungen von Volta und die andere aus ebenso theoretischen Arbeiten von Faraday hervorgegangen. Die neueste groſse Erfindung — die des Telegraphierens ohne Draht — steht im engsten Zusammenhang mit den Experimenten von Hertz, die der Lösung eines theoretischen Problems über die elektrische Natur des Lichtes gewidmet waren. Theoretische Untersuchungen von Crookes haben zur Folge die auch in praktischer Hinsicht wichtige Röntgensche Entdeckung der X-Strahlen gehabt. Eine Reihe theoretischer Arbeiten hat einem Hofmann die Lösung der eminent praktischen Aufgabe ermöglicht — der Bereitung des Alizarins aus Kohlenteer.

So ist die Wissenschaft aus Bedürfnissen des praktischen Lebens entstanden; sie hat aber das praktische Leben revolutioniert und ist so groſs gewachsen, daſs sie zum Selbstzweck geworden ist. Der Mensch erkennt nicht nur, um daraus einen praktischen Nutzen zu ziehen, sondern auch um der erhabenen Lust des Erkennens selbst willen. Zwar gibt es auch bei den fortgeschrittensten Völkern wenige Leute, die

für diese Lust im hohen Grade empfindlich sind. Aber so schwach das entsprechende Bedürfnis auch sein mag, seine soziologische Bedeutung als Triebkraft der Geschichte ist überaus grofs: die Befriedigung dieses Triebs bei wenigen Menschen übt den gröfsten Einflufs auf die Schicksale der ungeheueren Mehrzahl, die den Wissensdrang wenig kennt. Durch die einsame Arbeit weniger Forscher wird das grofsartige Gebäude der Wissenschaft erbaut, unter dessen Obdach die gesamte Menschheit ihre Zuflucht findet. Die Freude am wahren, am logisch zusammenhängenden, wie die ästhetische Lust, ist uninteressiert — sie ist nicht die Freude am praktischen Nutzen, der etwa aus der Gedankenarbeit entspringen mag. Sehr treffend charakterisiert Sigwart folgendermafsen die allgemeinsten Züge der Entwicklung unserer theoretischen und praktischen Interessen: „Zunächst nimmt das Bedürfnis und die Not des Lebens das Denken in seinen Dienst, und setzt ihm Zwecke, die mit Bewufstsein aufgefafst und verfolgt werden . . . Nach richtiger Erkenntnis der Dinge und ihres Verhaltens verlangt aber, auch über das praktische Bedürfnis hinaus, der überall lebendige Wissenstrieb; rein um des Erkennens willen soll unser Denken sich anstrengen, die Natur der Dinge zu erforschen, und in der Gesamtheit unseres subjektiven Wissens ein getreues und vollständiges Bild der objektiven Welt entwerfen. Die Befriedigung des Erkenntnistriebes schliefst also jene Ziele des praktischen Denkens mit ein; Erkenntnis des Seienden ist der unmittelbare Zweck, der unser Denken in Bewegung setzt und seine Richtung bestimmt[1].“

Das höchste Bedürfnis der Menschenseele ist das religiöse Bedürfnis. Zwar ist es nicht allen Menschen eigen — aber dasselbe gilt auch für das Erkennens- und das ästhetische Bedürfnis. Die beste Definition des Wesens des Religiösen hat, nach meiner Meinung, Schleiermacher gegeben, indem er die Religion als „das Gefühl der schlecht-

---

[1] Christoph Sigwart, Logik, I. Bd., 2. Aufl., 1889, S. 4.

hinigen Abhängigkeit“ oder als „unmittelbares Bewufstsein von dem allgemeinen Sein alles Endlichen im Unendlichen, alles Zeitlichen im Ewigen“ [1] bestimmte. Als spezifisch religiöse Gefühle sind die Ehrfurchtsgefühle zu betrachten, welche nicht minder wie die Neigungsgefühle, auf denen das soziale Leben des Menschen beruht, zu den Grundtrieben der menschlichen Natur gehören [2].

Die Religion in diesem Sinne ist mit dem Glauben an überirdische Mächte bei weitem nicht identisch. „Der Dämonenglaube zeitigt zwar die Affekte der Furcht und des Schreckens; doch von religiösen Ehrfurchtsgefühlen ist schwerlich schon eine Spur zu finden [3].“ Die niederen Völker glauben an die Macht der Toten, an die Zauberkunst ihrer Priester, treiben das Götzenopfer, aber sie entbehren fast in unserem Sinne der Religion. Die wichtigsten Motive, welche sie zur Geisterverehrung bewegen, sind ganz andere, als interesseloses Ehrfurchtsgefühl, als Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit. Der primitive Mensch ist durch Beobachtung mancher Erscheinungen dazu geführt, an selbständige Existenz der menschlichen Seele auch nach dem Tode des Menschen zu glauben. Der primitive Kultus ist nichts anders als die „Pflege der Seele“ des heimgegangenen Menschen, welchen man fürchtet, weil er Schaden bringen kann. Ganz egoistische Motive rufen also diesen Kultus hervor. Der Naturmensch benimmt sich gegen seinen Gott fast ebenso, wie er sich gegen seinen lebenden mächtigen Feind betragen hätte; er bemüht sich, seine Gunst durch reiche Abgaben zu erwerben, fühlt aber ihm gegenüber Furcht viel eher als Ehrfurcht.

Dasselbe gilt auch von der scheinbaren Religion vieler zivilisierter Leute. Der französische Soziologe Lacombe hat gewifs recht, wenn er in egoistischen Motiven den wichtig-

---

[1] Schleiermacher, Reden über die Religion, 4. Aufl., S. 42 zitiert bei Wundt, Ethik I, S. 42.

[2] Wundt, Ethik I, S. 273.

[3] Wundt, a. a. O., S. 273.

sten Beweggrund zum religiösen Kultus bei der Mehrzahl der Menschen erblickt. Aber Lacombe geht in dieser Richtung so weit, dafs er die gesamte Religion als eine Art von Lebensfürsorge, als eine vorgestellte, scheinbare Wirtschaft betrachtet. Die religiöse Tätigkeit jedes Menschen sei ein blofses Mittel, mit der Hilfe der vorgestellten überirdischen Gewalten sich gewisse Vorteile zu sichern. Kein spezifisch religiöses Gefühl sei in der Menschennatur vorhanden [1].

Diese Betrachtungsweise ist als völlig irreführend zu bezeichnen. Zwar wird der religiöse Kultus öfters aus nicht religiösen Beweggründen gepflegt. Aber neben dieser scheinbaren Religion gibt es auch eine andere, echte Religion, die mit der Wirtschaft nichts gemeinsames schon deshalb haben kann, weil Wirtschaft dem praktischen Interesse dient, während die echte Religion auf dem interesselosen Ehrfurchtsgefühl beruht. Nicht alle empfinden das Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit; wer es aber empfindet, für den ist sein höchstes Ideal, der Gott, kein Mittel zu anderen Zwecken, sondern der letzte und oberste Zweck für sich, ein Gegenstand der höchsten Wertschätzung.

Man mag dieses Gefühl billigen oder mifsbilligen, aber man kann seine reale Existenz nicht bezweifeln. Zwar sind echt religiöse Naturen nicht häufig, doch sie sind. In der Askese tritt die Religion in Kampf mit dem Willen zum Leben und besiegt diesen. Aber auch bei der Mehrzahl der Menschen haben wir keinen Grund, einen totalen Mangel an religiöser Gesinnung anzunehmen. Wäre dem so, so wäre die Zähigkeit des Glaubens an überirdische Gewalten auch bei den zivilisiertesten Völkern unerklärbar, da positive Erkenntnis einen solchen Glauben schwerlich unterstützen kann.

Die Sittlichkeit hat sich unter einem überwiegenden Einflufs der Religion entwickelt. „Die reife Sittlichkeit ist das mündig gewordene Kind von Religion und Sitte [2].“

---

[1] Vgl. Lacombe, De l'histoire considerée comme science, ch. VI, § 9.

[2] Wundt, Ethik I, S. 276.

Wir können uns kein Pflichtbewufstsein ohne Ehrfurchtsgefühl vorstellen, und Ehrfurcht ist das spezifisch religiöse Gefühl. Es ist ganz sicher, dafs in der Sittlichkeit der heutigen zivilisierten Menschheit der Anteil der Religion viel gröfser ist als der der altruistischen Gefühle. Diese letzteren, wie oben hingewiesen, können bei der herrschenden Gesellschaftsordnung nur in sehr engem Kreise — hauptsächlich im Familienkreise gelten. Die religiöse Gesinnung ist aber in ihrer mehr oder weniger reinen Form grossen Volksmassen gemeinsam. Wir sehen sehr selten, dafs die Menschen aus reinem Altruismus handeln, aber religiöser Enthusiasmus hat mehrmals grofse Volksbewegungen hervorgerufen, bei denen die Menschen die höchste Opferwilligkeit an den Tag gelegt haben. Die Religion war immer und bleibt bis auf heute eine der gröfsten Triebkräfte der Geschichte.

Zwar mufs man nicht aufser acht lassen, dafs bei solchen religiösen Bewegungen, wie religiöse Kriege, Ketzerverfolgungen u. a. echt religiöse Motive nicht die Oberhand haben. Das mächtige egoaltruistische Ehrgefühl tritt leicht in Verbindung mit dem religiösen Gefühl, und nur dank dieser Verbindung erhält der religiöse Fanatismus eine solche Stärke. Der Fanatiker erblickt in der Äufserung eines fremden Glaubens die Beleidigung seines Gottes, welche er noch stärker als seine eigene Beleidigung empfindet. Das erklärt die Erbitterung, welche die religiösen Kriege kennzeichnet. Indem der Fanatiker mit dem gröfsten Hafs die Feinde seines Gottes verfolgt, verfolgt er im Grunde seine eigenen Feinde, die ihn am empfindlichsten durch die Nichtbeachtung des Objekts seiner höchsten Wertschätzung beleidigt haben.

Viertes Kapitel.

Wirtschaft und Gesellschaftsleben.

Der Kampf ums Dasein in der organischen Welt und in der Menschengeschichte. — *I. Der Begriff der Wirtschaft.* Mängel des Engelsschen Begriffs der Wirtschaft. Charaktermerkmale der wirtschaftlichen Tätigkeit. Die Arten der Wirtschaft. — *II. Wirtschaft als Grundlage aller anderen Tätigkeit.* Die Rolle der Wirtschaft bei der Befriedigung verschiedener Bedürfnisse. Wirtschaft als Grundlage der sozialen Macht. Sachliche Grundlage der Kunst und der Wissenschaft. Die zentrale Lage der Wirtschaft im sozialen Leben. — *III. Wirtschaft als wichtigste Beschäftigung der Mehrzahl der Bevölkerung.* Der indirekte Einfluſs der Wirtschaft auf andere soziale Tätigkeiten. Wirtschaft und geistige Umgebung. — *IV. Das sachliche Moment der Wirtschaft.* Äuſsere Natur. Ihr direkter und indirekter Einfluſs auf das Gesellschaftsleben. Natur und primitive Völker. Die relative Befreiung des Menschen von der Macht der Natur. — *V. Bewuſstsein und gesellschaftliches Sein.* Genetischer und teleologischer Fortschritt. Gemeinschaft und Gesellschaft. Das Reich der Notwendigkeit und das der Freiheit.

Aus den verschiedenen sozialen Tätigkeiten hat Marx Produktion der Lebensmittel hervorgehoben und sie als ausschlaggebend anerkannt. Das Motiv der Lebensfürsorge beherrsche das menschliche Handeln. Der Kampf ums Dasein zwischen den einzelnen Individuen und sozialen Gruppen spielt, nach der Meinung von Marx, in der Menschengeschichte dieselbe entscheidende Rolle wie bei der Entwicklungsgeschichte der Organismen nach der Lehre von Darwin.

Es scheint aber, daſs sogar in bezug auf biologische Geschichte der Kampf ums Dasein ein zu enger Begriff ist,

da der Kampf zwischen den Organismen nicht blofs ums Dasein geführt wird, sondern um möglichst reiches, üppiges Dasein. Jeder Organismus ist bestrebt, etwas besseres und gröfseres sich zu sichern als bare Existenz; es wird ein hartnäckiger Kampf geführt um freiere Entfaltung aller Kräfte des Organismus, um immer vollere Befriedigung aller seiner Bedürfnisse und Triebe[1]. Darum hört dieser Kampf nie auf und treibt die organische Welt immer vorwärts. Jede erreichte Stufe ist ein Ausgangspunkt neuer Anstrengungen, neuer Kämpfe und so ohne Ende.

Um wie viel mehr gilt das für die Menschengeschichte! Der Mensch hat mannigfache Bedürfnisse aufser dem Selbsterhaltungstrieb und er strebt sie alle zu befriedigen. Zwar ist das Bedürfnis nach Nahrungsmitteln das dringendste unter allen; das hat jedoch eine entscheidende Bedeutung nur in dem Falle, wenn der Hunger den Menschen bedroht. Die Tatsache aber, dafs der Mensch nicht nur ifst, sondern auch Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion u. a. treibt, beweist, dafs die Alternative — essen oder philosophieren — nur in seltenen Fällen vor dem Menschen steht.

Dem historischen Materialismus hat man öfters vorgeworfen, dafs er von einer zu niedrigen Auffassung der menschlichen Natur ausgeht und alle höheren Beweggründe des menschlichen Handelns, wenn nicht gerade leugnet, so wenigstens ignoriert. In bezug auf Marx und Engels trifft dieser Vorwurf gewifs zu. Aus der bunten Mannigfaltigkeit der psychologischen Motive des menschlichen Handelns haben sie nur den Selbsterhaltungstrieb herausgegriffen und hofften damit den Schlüssel zu allen Problemen der Weltgeschichte gefunden zu haben. Damit tritt der Marxismus in Widerspruch mit den realen Tatsachen des Gesellschaftslebens, welche auf das Vorhandensein anderer, nicht weniger mächtigen Triebfedern des menschlichen Handelns hinweisen; aufserdem kann die objektive Beurteilung der Menschen-

[1] Vgl. Fouillée, Les Idées Forces I, p. 78 ff.

geschichte die ausschlaggebende Bedeutung für die Schicksale des Menschengeschlechts solcher an sich schwachen Triebe, wie der Erkenntnistrieb, nicht leugnen. Wäre im menschlichen Geiste die interesselose Neugier, die Freude an Erkenntnis der Wahrheit nicht vorhanden, so hätte kein noch so wichtiges praktisches Bedürfnis zur grofsartigen Entwicklung des menschlichen Intellekts, worauf alle Zivilisation beruht, geführt. Man soll die Bedeutung der praktischen Bedürfnisse des Lebens nicht überschätzen. Der Mensch (und der Naturmensch insbesondere) ist ein träges Wesen, das sehr ungern etwas unternimmt, was ihm keine unmittelbare Lust gewährt. „Man ist immer wieder erstaunt", sagt Ratzel, „über die geringe Zahl selbständiger Erfindungen bei Völkern tieferer Stufen, die selbst Nächstliegendes übersehen[1]." Alle Schilderungen der Naturmenschen stimmen darin überein, dafs die Sorge um Zukunft diesen unbekannt ist. Bei solcher psychologischen Natur des primitiven Menschen ist es ganz unwahrscheinlich, dafs irgendeine nützliche Erfindung je gemacht würde, gewährte nicht die Tätigkeit des Intellekts auch dem Naturmenschen eine selbständige Lust. Noch weniger kann man nur durch praktischen Nutzen der Wissenschaft ihre späteren auffallenden Erfolge erklären. Die intellektuelle Arbeit ist für jeden wahren Forscher die gröfste Lust, welche mit dem Selbsterhaltungsinstinkt psychologisch nichts gemeinsames hat.

I.

Ist also die materialistische Geschichtsauffassung als ein einseitiges und irreführendes System einfach zu verwerfen? Ich glaube nicht. Ich glaube vielmehr, dafs dies System einer Rekonstruktion fähig ist, welche sie zur ganz brauchbaren wissenschaftlichen Theorie machen wird.

Als das faule Element des historischen Materialismus betrachte ich vor allem den ganz verkehrten Begriff von Wirtschaft, wovon Marx und Engels im Ausbau ihrer

[1] Ratzel, Anthropogeographie II, S. 711.

geschichtsphilosophischen Theorie ausgegangen sind. Es ist zugleich ein lehrreiches Beispiel, wie wichtig es für jede Wissenschaft ist, klare und bestimmte Begriffe von ihren Grundelementen zu besitzen. Für die ökonomische Wissenschaft gilt bis auf heute dasselbe, was Kant seinerzeit der Rechtswissenschaft vorgeworfen hat — es wird über den Grundbegriff der ökonomischen Wissenschaft — den der Wirtschaft — gestritten. Zu welcher Verwirrung das führen mufs, davon hat uns neuerdings Stammler durch seine übrigens höchst beachtenswerte und in vielen Hinsichten ganz treffende Kritik der materialistischen Geschichtsauffassung ein Beispiel gegeben. Der gröfste Mangel der genannten Kritik besteht namentlich im ganz irreführenden Begriff der sozialen Wirtschaft, auf dem sie beruht.

Viele Nationalökonomen — und unter ihnen auch Marx und Engels — glauben in der Art der zu befriedigenden Bedürfnisse das Unterscheidungsmerkmal der Wirtschaft zu finden. Nach der Meinung der Urheber des historischen Materialismus wird die Tätigkeit des Menschen dadurch zur Wirtschaft, dafs sie auf die Befriedigung der notwendigen Bedürfnisse des Organismus, wie Nahrung — Kleidung — Wohnungsbedürfnisse — gerichtet wird. Dient sie aber der Befriedigung anderer entbehrlicherer Bedürfnissn, so ist sie keine Wirtschaft.

So sagt Engels, dafs „die Produktion des unmittelbaren Lebens“, welche das bestimmende Moment in der Geschichte bildet, aus „der Erzeugung von Lebensmitteln, von Gegenständen der Nahrung, Kleidung, Wohnung und den dazu erforderlichen Werkzeugen“ [1] besteht. Dasselbe wiederholt Engels in seinem Briefe aus dem Jahre 1894: „Unter den ökonomischen Verhältnissen, die wir als bestimmende Basis der Gesellschaft ansehen, verstehen wir die Art und Weise, worin die Menschen einer bestimmten Gesellschaft

[1] Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates, 8. Aufl. Vorwort, S. VIII.

ihren Lebensunterhalt produzieren und die Produkte untereinander austauschen[1]."

Gegen diese Auffassung des Wesens der wirtschaftlichen Tätigkeit kann man folgendes hervorheben. Zunächst ist es unmöglich eine bestimmte Unterscheidungslinie zwischen den Lebensunterhalts- und den minder dringenden Bedürfnissen zu ziehen. Zu welcher Art gehören z. B. die Bedürfnisse nach schöner Kleidung, Juwelen, Prachtmöbeln usw.? Gewifs nicht zu den notwendigen Bedürfnissen — aber die Kleidungsproduktion zählt Engels zur Wirtschaft. Zweitens kann fast jeder Gegenstand den verschiedensten Bedürfnissen dienen, und es ist also vom Standpunkt Engels' ganz unmöglich, festzustellen, ob eine gewisse Tätigkeit eine Wirtschaft oder nicht ist. Aus den Steinen kann man ein Fabrikgebäude und einen Tempel bauen, aus der Leinwand werden Kartoffelsäcke verfertigt, aber auf die Leinwand werden auch Gemälde gemalt. Aus dem Holze macht man Stühle und Tische, aber auch Musikinstrumente usw. usw. Alle Produktion kann also von diesem Standpunkte aus zur nichtwirtschaftlichen Tätigkeit gezählt werden, da sie anderen Zwecken als der unmittelbaren Lebenserhaltung dienen kann.

Von diesen Betrachtungen ausgehend, verzichtet Stammler auf alle Unterscheidung der wirtschaftlichen und nichtwirtschaftlichen Tätigkeit und bezeichnet als soziale Wirtschaft das äufserlich geregelte „Zusammenwirken, das auf Befriedigung menschlicher Bedürfnisse gerichtet ist"[2]. Also alle soziale Tätigkeit ist eine Wirtschaft — Materie des sozialen Lebens — im Gegensatz zum Recht, der Form desselben. Ein Krieg, eine Messe, ein Theaterspiel, gehören nach Stammler zur sozialen Wirtschaft, deren Begriff alles im sozialen Leben, was nicht das Recht ist, umfafst.

Die Willkürlichkeit dieser Terminologie liegt auf der Hand. Stammler bedarf des Begriffs der Materie des

[1] Dokumente des Socialismus, 1902, II. Bd., S. 73.
[2] Stammler, Wirtschaft und Recht, 1896, S. 139.

sozialen Lebens und gibt diesem Begriff den Namen der sozialen Wirtschaft. Jedem Schriftsteller steht es frei, neue Terminologie zu schaffen, aber es ist klar, dafs Wirtschaft im Sinne von Stammler etwas ganz anderes ist, als was unter diesem Begriff allgemein verstanden wird. Die Wirtschaft im üblichen Sinne fällt mit der Materie des sozialen Lebens bei weitem nicht zusammen — sie macht nur einen Teil dieser aus. Die Wissenschaft wie der übliche Sprachgebrauch verstehen unter Wirtschaft meines Erachtens nichts anderes als den Inbegriff der auf die sachliche Aufsenwelt gerichteten menschlichen Handlungen, deren Zweck ist, für die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse entsprechende sachliche Bedingungen zu schaffen. Die wirtschaftliche Tätigkeit unterscheidet sich von der nichtwirtschaftlichen vor allem durch zwei Momente:

1. Wirtschaftliche Tätigkeit ist immer ein Mittel zu etwas, nie aber Selbstzweck. Wirtschaft schafft Mittel zur Befriedigung unserer Bedürfnisse, ist aber eine solche an sich nicht. Damit unterscheidet sich Wirtschaft von Spiel, Kunst, wie überhaupt von aller Tätigkeit, die Selbstzweck ist. Darum ist das Malen eines wahren Künstlers keine Wirtschaft, wohl aber ist Wirtschaft das Zeichnen eines Fabrikmusters. Karl Bücher sieht in der Wirtschaft eine historische Erscheinung und geht so weit, in der Tätigkeit der Urmenschen nicht die Arbeit, sondern ein Spiel zu erblicken. „Das Spiel", sagt er, „ist älter als die Arbeit, die Kunst älter als die Nutzproduktion [1]." Das scheint mir eine Übertreibung zu sein, da die Nahrungssuche des Naturmenschen kein Spiel ist, sondern eine höchst mühsame Arbeit. Aber allerdings hat Bücher darin recht, dafs die Arbeit und das Spiel bei den primitiven Menschen wenig differenziert sind und es öfters schwer ist, zwischen beiden eine Unterscheidungslinie zu ziehen. Insofern ermangelt die Tätigkeit des Naturmenschen des wirtschaftlichen Charakters.

---

[1] **Bücher**, Die Entstehung der Volkswirtschaft, 2. Aufl., S. 34.

Die Konsumtion ist keine Wirtschaft, da sie Selbstzweck ist. Wirtschaftliche Tätigkeit hört auf in dem Moment, wo der Mensch zum Konsum übergeht. Andernfalls wäre beinahe die gesamte Lebenstätigkeit des Menschen nichts als Wirtschaft, da fast jede menschliche Tätigkeit als die Konsumtion dieser oder jener sachlichen Gegenstände betrachtet werden kann[1].

2. Wirtschaft wird immer auf die äufsere Natur, auf sachliche Bedingungen unseres Daseins gerichtet. Das unterscheidet Wirtschaft von denjenigen Tätigkeiten, deren Objekt der Mensch selbst ist; ein Lehrer, Richter, Priester, Arzt treiben keine Wirtschaft, indem sie lehren, richten usw.

Nach ihrem Inhalt besteht die wirtschaftliche Tätigkeit in der Veränderung der äufseren Natur (Produktion und Gütertransport), in der Veränderung der räumlichen Lage der Menschen der äufseren Natur gegenüber (Personentransport) und in den Veränderungen der Besitzverhältnisse unter den Menschen in bezug auf die Gegenstände der äufseren Natur (Austausch). In allen Fällen bleibt der Zweck der Wirtschaft das Schaffen möglichst günstiger sachlicher Bedingungen zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse[2].

---

[1] „Die Akte der Bedürfnisbefriedigung in allen Formen, von den gröbsten bis zu den edelsten, sowie alle Tätigkeiten, über die wir nicht, wie über unsere Arbeitsleistungen, mit Absicht auf einen selbständigen Erfolg willkürlich und berechnend verfügen, sondern in denen sich die strebende Persönlichkeit enthüllt und entwickelt, sind nicht wirtschaftlicher Art . . Die Verzehrungsakte und Genufsakte, die mit Hilfe von wirtschaftlichen Gütern vollzogen werden, sind selbst keine wirtschaftlichen Akte, sie sind es so wenig als die Genufsakte überhaupt.“ Fr. v. Wieser, Über den Ursprung des wirtschaftlichen Wertes, 1884, S. 77.

[2] Heinrich Dietzel definiert die Wirtschaft als „das Ganze der Handlungen, mittelst deren ein Subjekt seinen Bedarf an Sachgütern deckt“ (Dietzel, Theoretische Sozialökonomik, 1895, I. Bd., S. 159). Gegen diese Definition, mit welcher die meinige etwas gemeinsames hat, habe ich folgendes einzuwenden. Sie zählt die gesamte Konsumtion zur Wirtschaft, — Dietzel spricht sogar vom Atmen als vom wirtschaftlichen Akte (a. a. O., S. 159) —, was mir höchst irreführend scheint, da

II.

Es ist ein grober Irrtum, etwa anzunehmen, dafs Wirtschaft ausschliefslich dem Selbsterhaltungstrieb dient. Diesen Irrtum begehen aber Marx und Engels, indem sie die Wirtschaft mit der „Produktion des unmittelbaren Lebens" gleichstellen. Unter Produktionsbedingungen, die nach ihrer Meinung das soziale Leben beherrschen, verstehen sie die Bedingungen der Produktion der Nahrungs-, Kleidungs- und Wohnungsmittel, welche zum Lebensunterhalt unentbehrlich sind. So verstanden, wird der historische Materialismus zu einer höchst einseitigen geschichtsphilosophischen Theorie, die auf der Verkennung der wahren menschlichen Psychologie beruht. Der Selbsterhaltungstrieb ist nur einer unter vielen Trieben, die das menschliche Handeln bestimmen, und die Bedingungen des Lebensunterhalts werden durch die Befriedigungsbedingungen anderer Bedürfnisse am wirksamsten beeinflufst.

Nun ist diese Einseitigkeit der materialistischen Geschichtsauffassung eine blofse Folge des ihr zugrunde liegenden falschen Begriffs der Wirtschaft. Ist aber alle Arbeit als wirtschaftliche zu bezeichnen, soweit sie auf die Überwindung des Widerstandes der äufseren Natur gerichtet ist, ganz unabhängig von der Art der Bedürfnisse, deren Befriedigung sie dient, so fallen viele Einwände gegen den historischen Materialismus weg. Die materialistische Geschichtsauffassung, so verbessert, ist fremd von psychologischer Einseitigkeit der alten Theorie — der Allein-

auf diese Weise jede Unterscheidungslinie zwischen Wirtschaft und Nicht-Wirtschaft aufgehoben wird. Zweitens setzt die Dietzelsche Definition voraus, dafs die Wirtschaft der Deckung des Bedarfes des Wirtschaftssubjektes immer diene, was gewifs unrichtig ist, da die Wirtschaft auch Bedürfnisse anderer Personen zu ihrem Zwecke haben kann; Wohltätigkeitsanstalten treiben ja eine Wirtschaft, indem sie den Bedarf anderer Personen, als Wirtschaftssubjekte, decken. Drittens ist es schwer vom Dietzelschen Standpunkt aus, das Fahren eines Menschen in seinen Angelegenheiten als eine wirtschaftliche Tätigkeit anzuerkennen, was es zweifelsohne trotzdem ist.

berücksichtigung des Selbsterhaltungsmoments; sie leugnet nicht die hohe soziale Bedeutung idealer Motive unseres Handelns. Die das soziale Leben beherrschende Wirtschaft ist, vom Gesichtspunkte richtiger Theorie, unseren idealen Zwecken nicht minder dienstbar wie dem Unterhalt unseres Lebens.

Es bleibt freilich die Frage, ob man die Wirtschaft, auch in diesem erweiterten Sinne, als die Grundlage der Gesellschaftsordnung anerkennen darf. Aber die angegebene neue Fassung des historischen Materialismus befreit ihn allerdings von dem ihm immer — und mit Recht — vorgeworfenen Fehler der Verkennung der bunten Mannigfaltigkeit der bewufsten Motive des menschlichen Handelns.

Es ist also irreführend, gesellschaftliche Bedürfnisse in zwei Gruppen — wirtschaftliche (Lebensunterhalts-) und nichtwirtschaftliche (alle andere) — einzuteilen. Es gibt keine Bedürfnisart, zu deren Befriedigung die Wirtschaft nicht beiträgt.

So ruft der Geschlechtstrieb sehr umfangreiche und mannigfache wirtschaftliche Tätigkeit hervor. Der gröfste Teil des Schmucks, besonders in Frauenkleidung, ist auf Rechnung dieses psychologischen Motivs zu stellen. Die Produktion der Schmucksachen ist aber eine sehr wichtige Industrie; es genügt, darauf hinzuweisen, dafs im Exporthandel Frankreichs die Seidenstoffe, ihrem Werte nach, die erste Stelle einnehmen. Millionen von Arbeitern sind in zivilisierten Staaten mit der Bereitung der Schmucksachen beschäftigt — die Kleidung hat ja bisher ihren ursprünglichen Charakter des Schmucks nicht verloren.

Was die sozialen Triebe betrifft, so ist der stärkste unter ihnen — die Elternliebe — einer der mächtigsten Beweggründe des wirtschaftlichen Handelns. Das Streben, seiner Familie einen wirtschaftlichen Wohlstand zu sichern, ist am besten geeignet, die natürliche Trägheit des Menschen zu überwinden und ihn zur energischen wirtschaftlichen Tätigkeit zu bewegen. Das so wichtige soziale Institut des Erbrechts, welches eine der Grundlagen der herrschenden

Wirtschaftsordnung bildet, beruht zunächst auf dem psychologischen Motive der Elternliebe. Ohne Sympathie- und Solidaritätsgefühle könnte Wirtschaft höhere Stufen nie erreichen, da der unvermeidlich jedem Individuum bevorstehende Tod jedes wirtschaftliche Handeln, welches auf fernere Zukunft rechnet, des vernünftigen Zweckes berauben würde. Das Treiben solcher Industrien wie Forstpflanzung, Gartenkultur u. a. beruht mehr oder weniger auf der Bereitwilligkeit des Menschen, seine augenblicklichen Interessen denen anderer Menschen (vor allem seiner Familie) zu opfern. Dasselbe gilt bis zu einem gewissen Grade für die Kapitalakkumulation überhaupt. Wäre der Mensch ausschliefslich durch egoistische Motive bewegt, so hätte das seinem wirtschaftlichen Handeln eine ganz andere als die tatsächlich beobachtete Richtung gegeben. Der Zustand Roms zur Zeit des Verfalls kann ein Bild geben von dem verschwenderischen Charakter der Wirtschaft, die durch die egoistische Gier nach sinnlichem Genufs vorwiegend bewegt wird.

Nicht minder klar ist es, dafs das Streben nach sozialer Auszeichnung mit der wirtschaftlichen Tätigkeit im engsten Zusammenhang steht. Der Reichtum ist und war immer eine der grösften sozialen Mächte und vorwiegend als solche wird er begehrt. Gewifs nicht die Genufssucht bewegt einen Millionär zur weiteren und weiteren Kapitalakkumulation — und nicht die ökonomische Notwendigkeit der Ausdehnung des Betriebes aus Konkurrenzrücksichten, da jeder erfolgreiche Unternehmer seine die gröfste Anspannung der Kräfte erfordernde Unternehmertätigkeit mit dem ruhigen Leben eines wohlhabenden Rentiers vertauschen möchte, wenn er nur wollte. Der Ehrgeiz und nicht die Genufssucht oder etwa der Selbsterhaltungstrieb ist die wichtigste psychologische Triebkraft der kapitalistischen Akkumulation. Ein Jay Gould war ein sehr mäfsiger Mann und seine rücksichtslose und unersättliche Gier nach Reichtum konnte nur im ebensogrofsen Ehrgeiz seine Erklärung finden. Der Reichtum ist ja nicht nur ein Genufsmittel, sondern auch ein Machtmittel. Diese letzte Bedeutung des Reichtums ist im eigentlichen Gebiet der

Politik besonders klar, da die politische Macht jedes Staates vor allem auf seiner ökonomischen Macht beruht. Die Bereitung des Kriegsmaterials ist eine sehr wichtige Industrie, und es ist für den modernen Kapitalismus bezeichnend, dafs ein Krupp zu den gröfsten Kapitalisten Deutschlands gehört.

Auch das ästhetische Bedürfnis ist als eine Triebfeder der wirtschaftlichen Tätigkeit zu betrachten. In der Architektur ist der Zusammenhang der Wirtschaft mit der Kunst am offenkundigsten. Aber sogar eine so weit vom Lebensunterhalt abstehende Kunst wie Musik bedarf der wirtschaftlichen Grundlage. Klavier oder Kirchenorgel sind sehr komplizierte Maschinen, deren Erzeugung einen hohen Stand der industriellen Technik voraussetzt. Die Lust, die uns das Anhören einer schönen Oper gewährt, hat an sich gewifs keine wirtschaftlichen Elemente. Aber um diese Lust zu ermöglichen, dazu ist etwas mehr als das Talent des Komponisten und des Sängers erforderlich, dazu mufs man über die durch die wirtschaftliche Arbeit zu erzeugenden sachlichen Mittel verfügen — über Musikinstrumente und Theatergebäude mit allen technischen Vorrichtungen, die zu einem Theaterspiel unentbehrlich sind.

Dasselbe gilt auch für die Wissenschaft. Die Wissenschaft beruht auf einer sachlichen Grundlage, die durch Wirtschaft geschaffen wird. Die Buchdruckerei ist eine Industrie wie jede andere, und deren Erfindung war durch ganz wirtschaftliche Motive verursacht — durch das Streben eines unternehmenden Mannes, die Produktionskosten der von ihm herzustellenden Ware — des Buches — zu verringern.

Die Erkenntnis hat ihre sachlichen Arbeitsmittel, ihre Werkzeuge, wie die Industrie die ihren. Kann man auf Grund der Arbeitsinstrumente einer Epoche über ihre Wirtschaft urteilen, so gilt fast dasselbe auch von der Wissenschaft, deren Instrumente die von der wissenschaftlichen Erkenntnis erreichte Stufe kennzeichnen. Da aber die Produktion der Arbeitsmittel der Erkenntnis der Wirtschaft angehört, so bildet Wirtschaft die sachliche Grundlage auch der Erkenntnis.

Sogar die Religion hat ihre wirtschaftliche Grundlage. Die Architektur ist aus dem Tempelbau entstanden, und bis auf heute bleiben die Tempel die schönsten und grofsartigsten Produkte der Baukunst. In Rufsland gibt es ganze Dörfer, deren Bewohner ausschliefslich mit der Herstellung von Heiligenbildern beschäftigt sind, was eine Industrie ist wie alle anderen und auf einer sehr weit durchgeführten Arbeitsteilung beruht.

Alle Bedürfnisse der Menschen geben also Anlafs zur wirtschaftlichen Arbeit, die auf diese Weise zur universellen Grundlage jeder menschlichen Tätigkeit wird. Die ausschlaggebende Bedeutung der Wirtschaft im sozialen Leben beruht nicht nur darauf, dafs „die Menschen zuerst essen, trinken und sich kleiden müssen, ehe sie Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion usw. treiben können“, sondern auch darauf, dafs „Politik, Wissenschaft usw.“ ihre sachliche, durch die Wirtschaft zu schaffende Grundlage haben und von dieser unzertrennlich sind. Welches Gebiet der sozialen Tätigkeit wir auch nehmen, überall werden wir finden, dafs der erste Schritt der bezüglichen Tätigkeit in der Anpassung der sachlichen Bedingungen dieser Tätigkeit an bestimmte besondere Zwecke dieser Tätigkeit — also in der Wirtschaft — besteht.

Darauf beruht die zentrale Lage der Wirtschaft im sozialen Leben. In alle Richtungen gehen vom wirtschaftlichen Zentrum radial die Linien der sozialen Tätigkeit verschiedenster Art ab.

Wie das Zentrum ein gemeinsamer Verbindungspunkt aller Radien ist, die nur im Zentrum sich berühren, so verbindet die soziale Wirtschaft alle Arten der sozialen Tätigkeit, deren gemeinsamer Zusammenhang durch die Wirtschaft hergestellt wird. Alles, was im Zentrum geschieht, mufs seinen Widerhall auch in Radien haben. Jede tiefere Veränderung der sozialen Wirtschaft mufs Veränderungen in allen Richtungen des sozialen Lebens hervorrufen.

Trotzdem soll man nicht aufser acht lassen, dafs das soziale Leben mit der Wirtschaft nicht zusammenfällt: nur

in seinem Ausgangspunkte fällt der Radius mit dem Zentrum zusammen, entfernt sich aber dann von diesem immer weiter. Die Bedeutung der wirtschaftlichen Stufe in verschiedenen Gebieten der sozialen Tätigkeit ist sehr verschieden. Die Arbeit des Lebensunterhaltes ist nichts als Wirtschaft. Das gilt aber nicht für verschiedene Tätigkeiten, die der Befriedigung anderer gesellschaftlichen Bedürfnisse dienen. So ruft das Streben nach sozialer Macht sehr mannigfache Handlungen der Menschen hervor, die zwar der wirtschaftlichen Grundlage bedürfen, aber weit über diese hinausgehen. Die Kriegführung ist an sich keine Wirtschaft, und die Kriegserfolge werden nicht ausschliefslich durch die wirtschaftliche Macht der bezüglichen Parteien bestimmt – die Barbaren haben doch das römische Reich zerstört. Die Gerichtsverhandlung ist ebensowenig eine Wirtschaft. Zwar setzt auch die Rechtspflege die wirtschaftliche Grundlage voraus — das moderne Strafrecht ist ohne Gefängnisse undenkbar, welche erbaut werden müssen —, aber die Aufgabe des Richters besteht nicht darin, Gefängnisse möglichst voll zu halten.

Kunst und Wissenschaft ragen turmhoch über die Wirtschaft hinaus. Der Zusammenhang mit der Wirtschaft ist unter allen schönen Künsten bei der Architektur am engsten. So könnte sich der griechische Baustil in einem Lande, dem es an Bausteinen mangelt, wie z. B. in Rufsland, gewifs nicht entwickeln. Der nationale russische Baustil weist anderseits auf den Waldreichtum des Landes hin. Aber auch Architektur als schöne Kunst ist kein blofses Produkt der Wirtschaft. Der moderne Kapitalismus, trotz seiner wirtschaftlichen Macht, erwies sich doch als unfähig, einen neuen eigenartigen Baustil zu schaffen und ist genötigt, Baustile früherer Epochen eklektisch nachzuahmen.

Auch die Blüte der Philosophie und der Wissenschaft wird nicht durch den wirtschaftlichen Reichtum ausschliefslich bedingt. Das Beispiel der Vereinigten Staaten Amerikas — dieses wirtschaftlich mächtigsten Landes der Welt — mit ihrer Unfähigkeit, sich von der Abhängigkeit vom

alten Europa im intellektuellen Gebiet loszumachen, ist in dieser Hinsicht besonders lehrreich. Der Kapitalismus hat sachliche Arbeitsmittel der Erkenntnis kolossal vermehrt und verbessert; trotzdem kann sich das 19. Jahrhundert solcher Titanen im Gebiet der Erkenntnis, wie Plato, Aristoteles, Newton, Leibniz, Kant, nicht rühmen.

Was die Religion anbetrifft, so kann kein Tempelbau die religiöse Gesinnung erzeugen, wenn dazu andere Bedingungen fehlen. Die religiöse Begeisterung war sehr stark unter den ersten Christen, obschon ihr Kultus höchst einfach war und jeder Üppigkeit entbehrte, während in unserer Zeit die schönsten Tempel nicht imstande sind, die wachsende religiöse Indifferenz zu besiegen.

Verschiedene Tätigkeiten, deren Inbegriff das soziale Handeln ausmacht, bilden eine Treppe, als deren niederste Stufe die Produktion der unmittelbaren Lebensmittel gelten kann, welche nichts als Wirtschaft ist, während auf den höheren Stufen die wirtschaftliche Arbeit zu einer immer geringeren Quote der gesamten bezüglichen Tätigkeit wird. Je höher das betreffende Bedürfnis, eine um so geringere Rolle spielt die wirtschaftliche Arbeit in der ihrer Befriedigung dienenden Tätigkeit. Die höheren Tätigkeitsarten haben ihre selbständige, von der Wirtschaft unabhängige Bedeutung, und es wäre höchst verkehrt, sie als ein passives Produkt oder sogar einen bloſsen Reflex der Wirtschaft zu betrachten. Da aber der geschichtliche Fortschritt gerade in der Vergeistigung des Menschen besteht, im Versetzen des Schwerpunktes des Menschenlebens von den niederen physiologischen Bedürfnissen des Lebensunterhalts zu den höheren Geistesbedürfnissen, so muſs, wie es scheint, auch die soziale Bedeutung des wirtschaftlichen Momentes mit dem Lauf der Geschichte abnehmen.

III.

Auſser dem direkten Zusammenhang zwischen Wirtschaft und aller anderen Tätigkeit gibt es einen noch zu betrachtenden mittelbaren Zusammenhang zwischen ihnen,

welcher darauf beruht, dafs die Wirtschaft die wichtigste Beschäftigung der grofsen Mehrzahl der Bevölkerung immer war und ist. Die Zahl der von wirtschaftlicher Arbeit freien Leute ist heute sehr klein und war früher noch kleiner im Vergleich mit den wirtschaftlich arbeitenden Bevölkerungsschichten. So gehörten von je hundert Personen der Gesamtbevölkerung des Königreichs Preufsen zu den Berufsgruppen[1]:

	1843:	1895:
I. Wirtschaftliche Berufe (Landwirtschaft, Gewerbe, Handel u. Verkehr, häuslicher Dienst)	95,5	88,3
II. Nicht-wirtschaftliche Berufe (Armee-, Hof-, Staats-, Gemeinde-, Kirchendienst, freie Berufsarten, Berufslose)	4,5	11,7

Gewifs kann die Berufsstatistik auf die relative soziale Bedeutung verschiedener Tätigkeitsarten nicht hinweisen, da der soziale Wert jeder Tätigkeit durch Zahlenangabe der mit ihr beschäftigten Menschen nicht gemessen werden kann. Die Leistungen eines Pasteur oder eines Werner Siemens haben sogar vom Standpunkt ihrer Bedeutung für den sozialen Reichtum aus einen gröfseren Wert als wirtschaftliche Arbeiten Tausender Fabrikarbeiter. Die Geringfügigkeit der Quote der mit den nicht-wirtschaftlichen Arbeiten beschäftigten Menschen beweist also gar nicht den geringen sozialen Wert dieser Tätigkeitsarten; wohl aber die quantitative Vorherrschaft der wirtschaftlichen Arbeit. Der gröfste Teil der Arbeitskräfte, über welche die Gesellschaft verfügt, wird durch die Wirtschaft in Anspruch genommen, was aus der besonderen Dringlichkeit der Lebensunterhaltsbedürfnisse einerseits und aus dem grofsen Kraftaufwand anderseits, den der Lebensunterhalt wegen des niedrigen, bisher erreichten Grades der Arbeitsproduktivität erfordert, zu erklären ist.

---

[1] Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert, 1903, S. 491.

Der Mensch ist und war immer zunächst mit wirtschaftlicher Arbeit beschäftigt; alles andere mag sehr wichtig sein, fordert aber unvergleichlich kleineren Kraftaufwand seitens der Gesellschaft. Da aber das Leben des Menschen von seiner Tätigkeit unzertrennlich ist und diese den vorwiegend wirtschaftlichen Charakter hat, so mufs das zur indirekten Beeinflussung der nicht-wirtschaftlichen Tätigkeiten durch Bedingungen der wirtschaftlichen Arbeit führen.

Die direkte Einwirkung der wirtschaftlichen Arbeit auf andere Tätigkeitsarten hat einen mehr äufseren Charakter und bestimmt nicht den tiefsten Inhalt derselben. Zwar gibt die Wirtschaft der Malerei Leinwand und Farben, der Skulptur das zu bearbeitende Material, der Musik Instrumente, der Literatur Papier und Schreibmaterial, aber welches Gemälde auf der Leinwand gemalt, welches Marmorbild aus dem Marmor gehauen, welches Musikstück auf dem Klavier gespielt und was auf dem Papier geschrieben wird — das hängt nicht unmittelbar von der Beschaffenheit der sachlichen Grundlage der Kunst ab. Das soziale Übergewicht der Wirtschaft, als wichtigster Menschenbeschäftigung, hat aber zur Folge, dafs auch der Inhalt der Kunst durch die wirtschaftlichen Bedingungen des Menschenlebens bestimmt wird. Der Künstler wohnt in einer sachlichen und geistigen Umgebung, die den gröfsten Einflufs auf sein Schaffen ausübt. Taine hat sehr gut die Bedeutung des geistigen Milieu für den Charakter der Kunst einer bestimmten geschichtlichen Epoche geschildert. Nur ein kleiner Teil des geistigen Schatzes jedes Menschen, die gröfsten nicht ausgeschlossen, kann als sein individueller Besitz betrachtet werden — alles andere erhält er von seiner Umgebung, vom Verkehr mit anderen Menschen und von der Bekanntschaft mit den Produkten ihrer Tätigkeit. „Wie es eine physische Temperatur gibt“, sagt Taine, „die je nach ihren Veränderungen das Auftreten dieser oder jener Pflanzenart bedingt, so gibt es auch eine moralische Temperatur, die, je nach ihren Veränderungen, die Erschei-

nung dieser oder jener Kunstgattung bedingt[1]." Wundt geht so weit, den isoliert gedachten Begriff der individuellen Seele als eine Abstraktion, welche der Wirklichkeit nicht entspricht, zu betrachten — „weil die Realität zahlreicher geistiger Vorgänge von zusammengesetzter Art eben darin besteht, dafs an ihrer Erzeugung stets eine Vielheit in geistiger Wechselwirkung stehender Einzelwesen beteiligt ist"[2]. Literatur, Kunst, Philosophie, Wissenschaft, Religion, Sittlichkeit sind kollektive Produkte der geistigen Gemeinschaft der Menschen. „Sprache, Sitte, Glaube bilden um jeden Menschen eine geistige Atmosphäre, ohne die er in der ihm eigenen geistigen Individualität nicht existieren würde, und die, so sehr sie sich einer genaueren quantitativen Abschätzung entzieht, doch wahrscheinlich das Ganze seines Charakters in höherem Mafse als irgendeiner der spezielleren Einflüsse bestimmt[3]."

Die geistige Umgebung ist jedoch kein ursprüngliches soziales Moment, welches eine weitere Analyse nicht zuläfst. Sie ist nichts anderes als Menschen selbst und ihre geistigen Produkte. Nun hängt es vor allem von den wirtschaftlichen Existenzbedingungen jedes Menschen ab, welchen geistigen Einflüssen er ausgesetzt wird. So ist z. B. die geistige Umgebung eines Fabrikarbeiters, welcher in Gesellschaft Hunderter und Tausender seiner Genossen in einem geschlossenen Lokal arbeitet, in einer grofsen Stadt wohnt mit ihren Bildungsanstalten, Theatern, politischen Versammlungen, aber auch Kneipen und Prostituierten, ihrem alltäglichen Kontrast des gröfsten Elends dicht neben dem üppigsten Reichtum, eine ganz andere als die eines Ackerbauers, welcher vereinzelt sein eigenes Fleckchen Erde bebaut, in kleinem Dorfe wohnt, wo er geboren war und wo er sterben wird, ohne anderen geistigen Einflüssen ausgesetzt zu werden als die, welche sein ruhiges

[1] H. Taine, Philosophie der Kunst, deutsche Ausg., 2. Aufl., S. 14. Zitiert bei Wundt, Logik, Bd. II, Teil II, S. 326.

[2] Wundt, Logik, Bd. II, Teil II, S. 293.

[3] Wundt, a. a. O., S. 35.

und monotones Leben auf dem Lande gewährt. Die geistige Umgebung eines Fabrikherrn ist wieder eine andere als die eines Fabrikarbeiters usw. Die wirtschaftliche Notwendigkeit zwingt bei der heutigen Gesellschaftsordnung die Mehrzahl der Bevölkerung, sich der anstrengenden physischen Arbeit zu ergeben, die keine freie Zeit für irgendeine andere höhere Betätigung zuläſst und die Menschen zum Arbeitsvieh degradiert. Die Armut macht jede höhere geistige Kultur unmöglich. Die geistige Umgebung jedes Menschen ist mit seinen ökonomischen Existenzbedingungen aufs engste verknüpft.

Diese ausschlaggebende Bedeutung der wirtschaftlichen Existenzbedingungen im Menschenleben hat zur Folge, daſs dieselben allen Gebieten des Bewuſstseinslebens ihren Stempel aufdrücken. Die Gesamtheit der psychologischen Eigenschaften, die ein Volk von dem anderen unterscheiden und die den sogenannten nationalen Charakter ausmachen, hängt zunächst von den Wirtschaftsbedingungen des betreffenden Volkes ab. Aber die führende Rolle der Wirtschaft, als wichtigster Beschäftigung der Bevölkerung, hat die Tendenz mit dem geschichtlichen Fortschritt zusammenzuschrumpfen. Die Entwicklung der Arbeitsproduktivität ruft immer mehr Tätigkeiten hervor, die mit der Wirtschaft nicht zusammenfallen. Die Vertreter der nichtwirtschaftlichen Arbeit bilden eine immer gröſsere Quote der Bevölkerung. So ist das Prozent der mit den nichtwirtschaftlichen Tätigkeiten beschäftigten Personen in Preuſsen von 4,5 (1843) auf 11,7 (1895) gestiegen[1]. Der Anteil der wirtschaftlichen Arbeit im ganzen der sozialen Tätigkeit nimmt also mit dem Lauf der Geschichte ab. Die Erhöhung der Arbeitsproduktivität

---

[1] Die scheinbar widersprechende Tatsache, daſs die nicht wirtschaftliche Tätigkeit, wie Tanz und Spiel, im Leben einiger primitiver, unter den Tropen wohnender Völkerschaften fast ebensoviele Zeit in Anspruch nimmt wie die Wirtschaft, erklärt sich durch die günstigen Naturbedingungen, in denen diese Völkerschaften leben, was einen geringen Kraftaufwand zu ihrem Lebensunterhalt ermöglicht, also durch die relativ hohe Produktivität der wirtschaftlichen Arbeit unter den Tropen.

untergräbt das soziale Übergewicht der Wirtschaft und die nichtwirtschaftlichen Tätigkeiten gewinnen eine immer gröfsere Rolle als Triebkräfte der Geschichte.

IV.

Die materialistische Geschichtsauffassung betrachtet als ausschlaggebendes Moment des sozialen Lebens nicht die Wirtschaft überhaupt, sondern die sachlichen Faktoren der Wirtschaft. Es ist höchst wichtig, diesen Unterschied nicht aufser acht zu lassen. An einer Stelle des „Kapitals“ gibt Marx folgende Begründung des historischen Materialismus:

„Die Arbeit ist zunächst ein Prozefs zwischen Mensch und Natur, ein Prozefs, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigene Tat vermittelt, regelt und kontrolirt. Er tritt dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber. Die seiner Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eigenes Leben brauchbaren Form anzueignen. Indem er durch diese Bewegung auf die Natur aufser ihm wirkt und sie verändert, verändert er zugleich seine eigene Natur[1].“

Hier ist eine Eigentümlichkeit des wirtschaftlichen Prozesses gekennzeichnet, die ihn von anderen Arten der menschlichen Tätigkeit von Grund aus unterscheidet. Der wirtschaftliche Prozefs vollzieht sich nämlich zwischen zwei Polen — dem Menschen und der sachlichen Natur; die soziale Wirtschaft schliefst in sich ein nicht nur die Beziehungen der Menschen untereinander, sondern auch ihre Beziehungen zu der äufseren Natur. Darum kann der wirtschaftliche Prozefs vom doppelten Gesichtspunkt betrachtet werden und wird von zwei ganz verschiedenen Wissenschaftsgruppen untersucht: als sozialer Prozefs von den sozialen Wissenschaften und als sachlicher Prozefs von der angewandten Naturwissenschaft.

---

[1] Das Kapital I, 4. Aufl., S. 140.

Diese Eigentümlichkeit der Wirtschaft schafft ihr eine ganz besondere Stellung unter allen sozialen Momenten. Wirtschaft verbindet die sachliche mit der sozialen, geistigen Umgebung zu einem unzertrennlichen Ganzen. Alle soziale Momente bestimmen sich gegenseitig, sind in der Wechslwirkung begriffen; Wirtschaft ist aber etwas gröſseres als ein soziales Moment, da sie ihre sachliche Seite hat, welche auſserhalb der sozialen Wechselwirkung steht. Zwar wird die äuſsere Natur durch wirtschaftliche Arbeit verändert — diese Veränderungen erfolgen aber nur auf der Grundlage der Eigenschaften der äuſseren Natur selbst, welche ein selbständiges und vom Menschen ganz unabhängiges objektives Moment der Wirtschaft bilden. Auch indem der Mensch die Natur verändert, bleibt er ihren Gesetzen unterworfen.

Im geschichtlichen Entwicklungsprozeſs verändern sich Sitten, politische Verfassungen, Rechtsnormen, philosophische und wissenschaftliche Lehren, Kunstformen usw. usw. Alle rein soziale Kategorien sind im stetigen Wechsel begriffen. Die Gesellschaftsordnung jedes Volkes ist auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung höchst verschieden, und es gibt kein rein soziales Element, welches beharrt und im Lauf der Geschichte unverändert bleibt.

Nun hat aber Wirtschaft eine Seite, die auſser diesem Veränderungsprozeſs steht und von ihm unabhängig ist. Das ist nämlich das durch die Eigenschaften der äuſseren Natur bedingte objektive Moment der Wirtschaft.

Es wird durch die soziale Entwicklung nicht verändert, da es an dieser nicht teilnimmt. Als ein Prozeſs zwischen dem Menschen und der Natur, findet Wirtschaft in der Eigenschaft dieser ihre letzte Schranke. Die geographische Lage eines Landes, sein Raum, sein Klima, seine Küstenlinie, der Bau seiner Gebirge u. a. sind von geschichtlichen Ereignissen unabhängig. „Wie an einem Felsen von bestimmter Form die Welle sich immer in denselben Formen bricht, so weisen bestimmte Naturbedingungen der Bewegung des Lebens immer gleiche Wege, sind ihnen dauernd und

in demselben Sinne Schranke und Bedingung und werden es immer von neuem. Sie erlangen damit eine Bedeutung, die über die des Schauplatzes für das einzelne geschichtliche Ereignis hinausreicht: sie sind ein Dauerndes im Wechsel der Völkergeschichte [1]."

Die äufsere Natur übt eine zweifache, unmittelbare und mittelbare Wirkung auf den Menschen aus. Ihre unmittelbare Wirkung besteht in der Beeinflussung des Körpers und des Geistes des Individuums durch die natürliche Umgebung; viel wichtiger ist aber die zweite mittelbare Wirkung der äufseren Natur auf den Menschen, nämlich durch Vermittlung der zielbewufsten menschlichen Handlungen. Die Natur bestimmt äufsere Ziele und Bedingungen der menschlichen Tätigkeit, und dadurch beeinflufst sie am wirksamsten das ganze Leben des Menschen sowie seine physischen und psychischen Eigenschaften. Diese zweite Art der Einwirkung der Natur geschieht aber zunächst durch Vermittlung der Wirtschaft [2].

Der fundamentale Fehler der von Paul Barth als anthropogeographische bezeichneten Geschichtsauffassung besteht in der Verkennung dessen, dafs nicht die direkte, sondern die indirekte Einwirkung der Natur auf das gesellschaftliche Leben ausschlaggebend ist. Was die erste betrifft, so ist sie gewifs nicht zu leugnen, aber sie bleibt für die bisherige Wissenschaft ganz dunkel. So ist z. B. nicht zu zweifeln, dafs das Klima auf den Organismus des Menschen unmittelbar einwirkt. Worin aber diese Wirkung besteht, kann niemand genau sagen. Die Versuche von Buckle und anderen, die unmittelbaren Zusammenhänge zwischen den Naturbedingungen und den sozialen Zuständen eines be-

---

[1] Ratzel, Anthropogeographie I, S. 13.

[2] „Die meisten Wirkungen der Natur auf das höhere geistige Leben vollziehen sich durch das Medium der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, welche ihrerseits auf das innigste miteinander verbunden sind", sagt mit Recht Ratzel. Vgl. seine Anthropogeographie I, S. 54.

stimmten Volkes aufzudecken, sind als gescheitert zu betrachten; keine Förderung der soziologischen Wissenchaft ist bisher aus diesen Versuchen hervorgegangen.

Dagegen sind die Zusammenhänge zwischen den Eigenschaften des Bodens, des Klimas, der geographischen Lage usw. und der herrschenden Wirtschaftsweise ganz klar und unbestreitbar. Durch Vermittlung der Wirtschaft bestimmt die Natur die Formen des sozialen Lebens. Es ist z. B. offenbar, dafs die Bedingungen der Nahrungsproduktion zugleich die Bedingungen des sozialen Lebens sind. Der Mensch kann sich den verschiedensten Klimaten anpassen — aber nicht dem Mangel an Nahrungsmitteln. „Als einzelner oder in kleinen Gruppen würde der Mensch am Nordpol von den überall verbreiteten Meerestieren leben können. Aber wo er in gröfserer Zahl den Boden besetzen soll, mufs der Boden ergiebig sein[1]." In den kältesten und trockensten Regionen kann nur eine sehr dünne Bevölkerung bestehen; die Abhängigkeit des Menschenlebens von der Niederschlagsmenge ist noch gröfser, als von der Wärmeverteilung. „Wärme kann durch Hüllen und Hütten und durch Feuerung bis zu einem gewissen Grade ersetzt werden. Aber Wasser mufs entweder aus den Wolken oder aus der Erde kommen. Die irdischen Quellen kommen noch in Gegenden vor, wo die himmlischen fast versiegt sind; wir denken an die Quellen in den Oasen der Wüsten. Aber wenn auch sie ausbleiben, kann der Mangel der Feuchtigkeit nicht ersetzt werden und wir sind in der baren Wüste, wo Pflanzen-, Tier- und Menschenleben alle drei einmal direkt durch Wassermangel zurückgedrängt sind[2]."

Die Natur setzt der menschlichen Tätigkeit äufsere Schranken und die Menschengeschichte ist gezwungen, in diesen Schranken sich abzuwickeln. So wird das soziale Leben durch die aufser ihm stehende Macht der natürlichen Wirtschaftsbedingungen geregelt und bestimmt. Ein

---

[1] Ratzel, Anthropogeographie II, S. 205.

[2] A. a. O., S. 207.

nicht an der Meeresküste wohnendes Volk kann Seeschiffahrt und Seehandel nicht treiben; in einem an nützlichen Mineralien armen Lande kann der Bergbau nicht existieren; jede Kulturpflanze hat ihre natürlichen Grenzen, aufserhalb deren sie nicht gedeihen kann usw. usw. Die Geschichte jedes Volkes beruht auf der unabänderlichen natürlichen Grundlage seiner stofflichen Daseinsbedingungen, welche durch Vermittlung der Wirtschaft die Schranken des für das betreffende Volk Möglichen bestimmen.

Es ist bekannt, welchen eigenartigen und beharrenden sozialen Typus der Nomadismus darstellt. Durch Jahrhunderte bewahren nomadische Völker die gleiche Lebensweise, Familienformen, soziale Einrichtungen usw. „Was uns von den Agathyrsen und Sauromaten, den Hamaxobiten des Altertums die Alten sagen, gilt noch heute für die Nogaier der Krim mit ihren Filzjurten auf zweiräderigen Wagen[1].“ Nun ist der Nomadismus mit den Naturbedingungen aufs engste verknüpft. Nur in den breiten Steppen kann das Hirtenvolk sein wanderndes Leben führen.

Die Waldvölker bilden ein anderes Beispiel des engen Zusammenhangs des sozialen Typus mit den natürlichen Daseinsbedingungen. Der Wald drückt dem gesamten Leben solcher Waldvölker, wie brasilianische Waldindianer, innerafrikanische kleine Buschjäger, nordamerikanische und nordasiatische Jägervölker usw. seinen Stempel auf. „Der Wald zersplittert solche Völker in kleine Völkchen, läfst keine starke politische Organisation aufkommen, erschwert den Verkehr, hält die Entwicklung des Ackerbaues und der Viehzucht auf. Die unmittelbare Abhängigkeit von der Natur erklärt daher die immer wiederkehrenden Vergleiche der Lebensweise der Negritos mit der der Tiere des Waldes[2].“

Das Leben aller primitiven Völker ist von den Eigenschaften der sie umgebenden äufseren Natur im höchsten

[1] Ratzel, Anthropogeographie I, S. 156.
[2] A. a. O., S. 478—479.

Grade abhängig. „Das zu einem grofsen Teil aus der Pflanzen- und Tierwelt entnommene Material für Wohnung, Kleidung, Hausgeräte, Waffen verbindet den ethnographischen Besitz der Völker mit ihrer Naturumgebung so eng, dafs beide gleiche Merkmale tragen, und prägt einzelnen Gebieten so entschieden seinen Stempel auf, dafs man von einer Bambus- und Muschelkultur mit demselben Rechte sprechen kann, wie von Reisvölkern, Rinderzüchtern, Ziegenhirten[1]."

Ein so enger Zusammenhang zwischen den Naturbedingungen und den Formen des sozialen Lebens ist jedoch nur auf den ersten Stufen der geschichtlichen Entwicklung zu konstatieren. Da aber der wirtschaftliche Fortschritt durch die zunehmende Macht des Menschen der Natur gegenüber gekennzeichnet wird, so mufs die gesellschaftliche Entwicklung zur relativen Befreiung des Menschen von der Macht der äufseren Natur führen. Im Laufe der Geschichte verändern sich alle sozialen Zustände, Wirtschaft inbegriffen; auf derselben natürlichen Grundlage lösen sich die verschiedensten Wirtschaftsformen ab, welche nichts gemeinsames miteinander haben. Die Natur läfst also dem sozialen Leben in seiner geschichtlichen Entwicklung einen breiten Kreis des innerhalb dieses Kreises Möglichen — und womit dieser Kreis ausgefüllt wird, das wird nur auf den ersten Stufen durch die äufseren Naturbedingungen direkt bestimmt.

Je niederer die Kulturstufe, um so enger ist das soziale Leben mit den Eigenschaften der äufseren Natur verknüpft. So bemerken wir u. a., dafs die Verkehrswege auf den ersten Stufen fast ausschliefslich durch Naturbedingungen bestimmt werden. Die Meeresküste, die Ströme, die Ränder und Übergänge der Gebirge bilden die ersten natürlichen Verkehrslinien, in deren Knotenpunkten Städte entstehen. Die Wirtschaftsentwicklung schafft aber mit der Zeit künstliche Wege, welche, besonders seit den Eisen-

[1] A. a. O., S. 502.

bahnen, mehr und mehr von den ursprünglichen natürlichen Verkehrslinien abweichen. Berge werden durchbohrt, Kanäle gezogen und dem Verkehr ganz neue Richtungen gegeben. So hat der Suezkanal den Welthandel auf eine neue Bahn gelenkt. Der Vergleich einer Strafsenkarte des römischen Reiches mit der modernen Verkehrskarte zeigt, dafs trotz des Festhaltens einiger Knotenpunkte die Richtung der Handelswege eine andere geworden ist.

„Die Bedeutung der Flufswege ist am gröfsten im Anfang der Entwicklung eines Landes. An sie schliefst sich der Verkehr zunächst an, sei es, dafs er ihre Wasserwege oder ihre Talwege benutzt. In ihren Niederungen verdichtet sich zuerst die Besiedelung. Sie geben die einfachste, unverschiebbarste Grenzlinie. Später geht die Entwicklung über sie hinaus. Die Bevölkerung verläfst die Tiefländer und Täler, indem sie zunimmt, die Wege finden die Flufswindungen zu lang, schneiden ab, die Grenzen rücken über die Flüsse weg, da deren lebhafter Verkehr die Sonderung durch die politische Grenzlinie nicht erträgt[1]."

So befreit sich die Gesellschaft nach und nach von der ursprünglichen Abhängigkeit von der äufseren Natur. Gewifs kann diese Abhängigkeit nie vollständig verschwinden: Die Natur beschränkt immer den Kreis des für die Gesellschaft möglichen — aber der Kreis selbst wird immer weiter. Die Kette, welche die Gesellschaft mit der äufseren Natur vereinigt, reifst nie, aber sie wird länger und die soziale Entwicklung wird relativ freier in dem Sinne, dafs sie immer mehr durch ihr eigene, innere, geistige, nicht aber durch ihr fremde, äufsere, sachliche Mächte bestimmt wird. „Naturvolk sollte nicht bedeuten ein Volk, das in den denkbar innigsten Beziehungen zu der Natur steht, sondern das, wenn der Ausdruck gestattet ist, unter dem Naturzwang lebt. Wenn daher wohl von Ethnographen die Behauptung ausgesprochen wurde, dafs im Gegensatz hierzu

[1] Ratzel, Anthropogeographie II, S. 535.

die Entwicklung zur Kultur in einer immer weitergehenden Loslösung von der Natur bestehe, so darf man betonen, dafs der Unterschied zwischen Natur- und Kulturvolk nicht in dem Grade, sondern in der Art dieses Zusammenhangs mit der Natur zu suchen ist. Die Kultur ist Naturfreiheit nicht im Sinne der völligen Loslösung, sondern in dem der vielfältigen weiteren und breiteren Verbindung[1]."

Wir kommen also wieder zu dem Schlufs, dafs das Übergewicht des wirtschaftlichen Moments im sozialen Leben mit dem Fortschritt der Geschichte abnehmen mufs. Zuerst wird das soziale Leben durch Wirtschaft beherrscht; dann aber wird Wirtschaft in immer gröfserem Mafse durch andere soziale Momente (und vor allem durch die von der Wirtschaft sich loslösende Wissenschaft) bestimmt — die Wirtschaft wird immer enger in den Kreis der sozialen Wechselwirkung eingeschlossen, sie wird immer mehr aus der Ursache zur Folge der sozialen Entwicklung.

V.

Wir haben drei Hauptargumente zugunsten des historischen Materialismus betrachtet:

1. die Unentbehrlichkeit der wirtschaftlichen Arbeit zur Herstellung der sachlichen Grundlage aller anderen Tätigkeit;
2. das quantitative Übergewicht der wirtschaftlichen Arbeit im ganzen der sozialen Tätigkeit;
3. das Vorhandensein im wirtschaftlichen Prozesse eines beharrenden sachlichen Momentes, das von der sozialen Entwicklung unabhängig ist und diese bestimmt.

Indem wir diese Argumente einer eingehenden Analyse unterworfen haben, haben wir gefunden, dafs, obschon ihnen die Gültigkeit nicht abzusprechen ist, sie zugleich die Unvermeidlichkeit der Abnahme mit dem Gang der Geschichte der überwiegenden Bedeutung der Wirtschaft im sozialen Leben beweisen. Je unentwickelter die Arbeits-

[1] **Ratzel**, Anthropogeographie I, S. 65.

produktivität, um so enger ist die Abhängigkeit der sozialen Entwicklung vom sachlichen Moment der äufseren Natur. Dieselbe Entwicklung schafft aber die Bedingungen der relativen Befreiung der Gesellschaft von der Macht des wirtschaftlichen Moments. So ist die Erkenntnis auf den ersten Stufen durch praktische Bedürfnisse des Lebens — vor allem durch Wirtschaftsbedürfnisse — beherrscht. Später aber kehrt dies Verhältnis um — die Wirtschaft wird durch die Wissenschaft direkt geregelt und auf neue Bahnen gelenkt. Das anfänglich schwache Bedürfnis nach Erkennen gewinnt immer gröfsere soziale Bedeutung und beeinflufst immer wirksamer durch die Vermittlung der Wissenschaft alle Arten der menschlichen Tätigkeit.

„Es ist nicht das Bewufstsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt, ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewufstsein bestimmt“, hat Marx einmal gesagt. Diese schroffe Gegenüberstellung des Bewufstseins und des gesellschaftlichen Seins irrt darin, dafs das gesellschaftliche Sein nicht nur Ursache, sondern auch Produkt des Bewufstseins ist. Was aber besonders betont werden mufs, das ist die wachsende Bedeutung des seinen eigenen Gesetzen unterworfenen Bewufstseins in Bestimmung des gesellschaftlichen Seins.

Die vom amerikanischen Soziologen Lester Ward gemachte Gegenüberstellung zweier Arten des sozialen Fortschritts — des passiven, natürlichen, genetischen und des aktiven, künstlichen, teleologischen — trifft im ganzen vollkommen zu[1]. Die soziale Entwicklung war bisher sehr wenig durch den bewufsten menschlichen Willen geregelt. Und doch ist die Gesellschaft aus einzelnen Individuen gebildet, von denen jedes seine bewufsten Zwecke verfolgt. Aber „die Zusammenstöfse der zahllosen Einzelwillen und Einzelhandlungen führen auf geschichtlichem Gebiet einen Zustand herbei, der ganz dem in der bewufstlosen Natur herrschenden analog ist. Die Zwecke der Handlungen sind ge-

[1] Vgl. Lester Ward, Dynamic Sociology, 1883, vol. I, Introduction.

wollt, aber die Resultate, die wirklich aus den Handlungen folgen, sind nicht gewollt, oder soweit sie dem gewollten Zweck zunächst doch zu entsprechen scheinen, haben sie schliefslich ganz andere als die gewollten Folgen“ [1].

Diese Bemerkung von Engels ist nur teilweise richtig. Richtiger wäre es zu sagen, dafs die Menschengeschichte in ihrem Ganzen bisher zwar kein gewolltes Resultat der menschlichen Handlungen war, aber mehr und mehr diesem sich nähert. Hier wie überall besteht der Fortschritt im wachsenden Einflusse des zielbewufsten menschlichen Willens auf elementare Kräfte. Die soziale Entwicklung gewinnt mehr und mehr einen künstlichen, teleologischen Charakter, wird im steigenden Mafse das direkt beabsichtigte Resultat des menschlichen Handelns.

„Die antike Philosophie des Rechtes hatte sich das Problem gestellt, ob das Recht ein Naturprodukt oder ein Kunstprodukt sei. Die Antwort gegenwärtiger Theorie geht dahin: dafs alles, was aus menschlichem Willen hervorgeht oder gebildet wird, natürlich ist und künstlich zugleich. Aber in seiner Entwicklung steigert sich das Kunsthafte gegen das Natürliche, je mehr die spezifisch menschliche und insonderheit die mentale Kraft des Willens in Bedeutung und Anteil zunimmt; bis sie endlich in eine (relative) Freiheit von ihrer natürlichen Basis sich gestaltend, auch in einen Gegensatz gegen dieselbe geraten kann“ [2].

Nach der treffenden Schilderung von Tönnies beginnt alle soziale Bildung mit einer ursprünglichen Gemeinschaft, welche nicht willkürlich geschaffen wird, sondern auf dem Boden der natürlichen Triebe der Menschen elementar entsteht. Der soziale Fortschritt besteht in der Verwandlung dieser elementaren Gemeinschaft in eine immer mehr willkürliche Vereinigung der einzelnen in eine Gesellschaft, oder genauer, in ein System der auf immer freierer Übereinkunft beruhenden Gesellschaften.

---

[1] Engels, Ludwig Feuerbach, S. 44.

[2] Ferdinand Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft, 1887, S. 235.

Zwar löst sich die Gesellschaft vom ursprünglichen elementaren Boden nie los — sie wird nie zum ganz freien Sozialvertrag, wie der Individualmensch sich nie von seinen natürlichen Trieben ganz befreit. Aber wie das eigentliche Wollen, das als Überlegung, Vorsatz und Entschlufs auftritt und das vom Bewufstsein der inneren Freiheit unzertrennlich ist, mit der Entwicklung des Bewufstseins immer mehr den Platz ursprünglicher, unwillkürlicher Instinkte und Triebe einnimmt, ebenso wird die soziale Entwicklung im steigenden Mafse das Produkt des relativ freien bewufsten menschlichen Willens. Die ökonomische Notwendigkeit, welche nichts anderes ist als die die Menschengeschichte durch Vermittlung der Wirtschaft beherrschende Macht der äufseren Natur, gibt dem Reiche der relativen Freiheit Platz — der bewufsten Schöpfung seiner sozialen Existenzbedingungen durch den Menschen.

Dieser Gedanke, obschon er dem Aufgeben der Grundidee des historischen Materialismus gleichbedeutend ist, war, wie seltsam es scheinen mag, dessen Urhebern nicht ganz fremd. „Ist der Staat noch heute," sagt Engels, „zur Zeit der grofsen Industrie und der Eisenbahnen im grofsen und ganzen nur der Reflex, in zusammenfassender Form, der ökonomischen Bedürfnisse der die Produktion beherrschenden Klasse, so mufste er dies noch viel mehr sein zu einer Epoche, wo eine Menschengeneration einen weit gröfseren Teil ihrer Gesamtlebenszeit auf die Befriedigung ihrer materiellen Bedürfnisse verwenden mufste, also weit abhängiger von ihnen war, als wir heute sind[1]." Waren die Menschen früher „weit abhängiger von ihren materiellen Bedürfnissen", so sind sie heute weit unabhängiger von diesen, — Engels erkennt also die Tendenz der sozialen Entwicklung an, die ausschlaggebende soziale Bedeutung der Wirtschaft zu untergraben.

In bezug auf die Zukunft äufsert sich Engels viel entschiedener. Der Sozialismus mufs die völlige Befreiung

[1] L. Feuerbach, S. 50.

der Menschheit vom wirtschaftlichen Zwang mit sich führen. „Die eigene Vergesellschaftung der Menschen, die ihnen bisher als von der Natur und Geschichte oktroyiert gegenüberstand, wird jetzt ihre eigene freie Tat. Die objektiven, fremden Mächte, die bisher die Geschichte beherrschten, treten unter die Kontrole der Menschen selbst. Erst von da an werden die Menschen ihre Geschichte mit vollem Bewufstsein selbst machen, erst von da an werden die von ihnen in Bewegung gesetzten gesellschaftlichen Ursachen vorwiegend und in stets steigendem Mafse auch die von ihnen gewollten Wirkungen haben. Es ist der Sprung der Menschheit aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit[1]."

Gegen diese Schilderung der künftigen Gesellschaftsordnung könnte man nichts einwenden, hätte sie nicht bei Engels eine zu absolute Fassung. Der Sozialismus ist ebensowenig von den objektiven Wirtschaftsbedingungen ganz frei, wie der Kapitalismus ausschliefslich durch diese bedingt ist. Eine völlige Freiheit vom Naturzwang wird der Mensch nie erreichen, aber eine relative Freiheit erhält er nicht nur mit dem künftigen rätselhaften „Sprung". Der Mangel der Engelsschen Schilderung besteht also darin, dafs Engels den sozialen Fortschritt nicht als einen langsamen Prozefs, sondern als einen Sprung darstellt. In der Wirklichkeit aber vollzieht sich die soziale Entwicklung stetig und ununterbrochen; das Reich der Freiheit wächst langsam aber unvermeidlich im Schofse des Reichs der Notwendigkeit schon manches Jahrtausend und jeder Schritt der Menschheit vorwärts ist ein neues Gebiet der Freiheit, das durch den Menschen der elementaren blinden Notwendigkeit abgewonnen wird.

[1] Engels, Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft, S. 305 bis 306.

Fünftes Kapitel.

Die soziale Klasse und der Klassenkampf.

Die Klassenzusammensetzung der heutigen Gesellschaft. *I. Die Beweggründe zum sozialen Kampf.* Der Kampf um den Reichtum und der um die Macht. Politischer Kampf. Der Krieg bei den Jägern, Nomaden, niederen Ackerbauern und zivilisierten Völkern. Verschiedene Beweggründe zu den Kriegen. — *II. Der Klassenstandpunkt in verschiedenen Gebieten der Geistestätigkeit.* Wissenschaft. Logische Wahrheit und Klasseninteresse. Objektive Gültigkeit der Denkgesetze. Moral. Allgemeingültigkeit der ethischen Normen. Pflichtbewufstsein. Religion. Der Einflufs der ökonomischen Existenzbedingungen auf Sittlichkeit und Religion. Kunst. — *III. Der Klassenkampf und die sozialen Bewegungen der Neuzeit.* Kooperative Bewegung. Der moderne Sozialismus. Sozialistische Intelligenz. Soziale Reformen. Arbeiterschutzgesetzgebung. Neueste Verschärfung des Klassenkampfes. Ihre Ursachen. Das wirtschaftliche Interesse und die sachlichen Wirtschaftsfaktoren.

Innerhalb des modernen Staates ist es leicht, zahlreiche Unterschiede zu bemerken in bezug auf die rechtliche Lage verschiedener sozialer Gruppen, die Nationalität, Religion, Bildung, Berufe usw. Nun ragt unter allen diesen Unterschieden einer empor als der bei weitem wichtigste und folgenreichste — der wirtschaftliche Unterschied der Angehörigkeit zu dieser oder jener sozialen Klasse.

Die Klassenzusammensetzung der Gesellschaft ist ein Ausdruck der sozialen Tatsache der Aneignung durch einige Gesellschaftsgruppen der Mehrarbeit anderer. Aber die sozialen Klassen unterscheiden sich nicht nur nach ihrer Rolle in der gesellschaftlichen Wirtschaft oder nach ihrem ökonomischen Wohlstand: jede Klasse stellt einen beson-

deren, höchst komplizierten sozialen Typus dar — auf der Grundlage der wirtschaftlichen Unterschiede gestalten sich mannigfache Unterschiede in Sitten, Meinungen und der gesamten Lebensweise der entsprechenden Klassen. Das, was wir moderne Kultur nennen, ist der Besitz vorwiegend der reicheren Klassen. Die Armut ist immer von Roheit und nicht selten von totaler Verwilderung begleitet. Auf den niedrigsten Stufen der sozialen Treppe ruft der geschichtliche Fortschritt fast keine Veränderungen hervor und bei den zivilisiertesten Gesellschaften der Neuzeit treffen wir die schroffsten Kontraste des Kulturniveaus höherer und niederer Klassen.

I.

Von dem ganz richtigen Gedanken ausgehend, dafs die Unterschiede in den wirtschaftlichen Existenzbedingungen durch entsprechende kulturelle Unterschiede begleitet werden müssen, und dafs wirtschaftliche Interessen verschiedener Klassen sich in einem Gegensatz befinden, haben die Urheber des historischen Materialismus die gesamte Weltgeschichte mit der Geschichte von Klassenkämpfen um Reichtum gleichgestellt.

„Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen“ lautet das berühmte „kommunistische Manifest“. In seiner Polemik mit Dühring behauptet Engels, dafs die „Gewalt nur das Mittel, der ökonomische Vorteil dagegen der Zweck ist“, und dafs „die Unterjochung stets, um Herrn Dührings elegante Ausdrucksweise zu gebrauchen, Mittel für Futterzwecke (diese Futterzwecke im weitesten Sinne genommen) war, nie und nirgends aber eine um ihrer selbst willen eingeführte politische Gruppierung“ [1].

Das ist die Grundidee der Lehre vom Klassenkampf. Aber ihre Formulierung durch Engels ruft schon von logi-

---

[1] Engels, Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft, S. 165. Vgl. auch Engels, Ludwig Feuerbach, S. 47 ff.

scher Seite ernste Bedenken hervor. Es ist irreführend „die Gewalt“ (die politische Macht) dem „ökonomischen Vorteil“ (dem Reichtum) gegenüberzustellen, da die Macht ein Selbstzweck werden kann und öfters wird, während der Reichtum immer ein Mittel zu etwas anderem ist[1]. Also nicht der „ökonomische Vorteil“, sondern das, wozu er dient — z. B. der Lebensunterhalt oder sinnlicher Genufs — kann dem Streben nach Macht als ein selbständiger endgültiger Zweck gegenübergestellt werden.

Es ist aber klar, dafs der Selbsterhaltungstrieb den alleinigen oder gar wichtigsten Beweggrund der Klassenkämpfe nicht bildet. Nur die Ärmsten kämpfen um ihre bare Existenz — sogar für höhere Schichten der Arbeiterklasse handelt es sich im wirtschaftlichen Kampfe nicht um Existenz, sondern um bessere und reichere, mehr menschenwürdige Existenz. In bezug auf besitzende Klassen spielt der Selbsterhaltungstrieb, als Beweggrund zum Klassenkampf, keine Rolle. Ein reicher Mann will nicht aus Selbsterhaltungstrieb reicher werden, da seine Existenz auch ohnedem genügend gesichert ist. Das Streben nach sinnlichem Genufs hat in dieser Hinsicht schon gröfsere Bedeutung. Aber es ist auch höchst individuell und gilt wenigstens nicht für alle. Es ist wahrscheinlich, dafs nur die egoaltruistischen Gefühle, welche im Streben nach Anerkennung, nach sozialer Macht ihren Ausdruck finden, als wichtigste psychologische Grundlage der Reichtumsgier zu betrachten sind; der Reichtum wird vielleicht öfter als Mittel zur Macht, als umgekehrt, die Macht als Mittel zum Reichtum begehrt.

Es ist also, trotz Engels, falsch, dafs „Gewalt nur das Mittel, der ökonomische Vorteil dagegen der Zweck ist“ — noch öfter wird „der ökonomische Vorteil“ das Mittel zur

[1] v. Ehrenfels unterscheidet „Eigenwerte“ und „Wirkungswerte“. Die Macht kann den Eigenwert besitzen (um sich selbst gewertet sein), während der Reichtum nur den Wirkungswert besitzt — wird nur als Mittel für einen aufserhalb ihm liegenden Zweck geschätzt. Vgl. v. Ehrenfels, System der Werttheorie, 1897, S. 77 ff.

„Gewalt“ — zur Macht. Die politische Geschichte ist, mit anderen Worten, keine verschleierte Geschichte der Klassenkämpfe um wirtschaftliche Interessen, da die Menschen nicht nur um den Reichtum, sondern auch um die Macht kämpfen. Die politische Geschichte bewahrt also neben der ökonomischen ihre Selbständigkeit.

Im Vordergrund der historischen Bühne begegnen wir dem Krieg, welcher eine so überaus wichtige Rolle in der Konsolidierung verschiedener Gesellschaftsgruppen zu politisch organisierten Einheiten, Staaten, gespielt hat. Was ist nun der Krieg — ein Kampf um ausschliefslich ökonomische Interessen oder etwas unvergleichlich Komplizierteres?

Bei den Naturvölkern bildet nicht der Friede, sondern der Krieg den normalen Zustand. „Der Theorie nach“, sagt Morgan, „befand sich jeder (indianische) Stamm mit jedem anderen Stamm, mit welchem er keinen Friedensvertrag geschlossen hatte, im Kriegszustande. Es stand einem jeden frei, eine Kriegstruppe zu organisieren und einen Kriegszug zu unternehmen, wo immer es ihm beliebte[1].“ Auf dasselbe weist Spencer in bezug auf andere primitive Völker hin[2].

Dieser ununterbrochene Kriegszustand der Naturvölker wird durch die Art der Wirtschaft dieser Völker — der Jagd — befördert. Im Kriege werden dieselben Waffen benutzt wie zur Jagd, und dieselben körperlichen und geistigen Fähigkeiten geübt und gepflegt: der beste Jäger ist zugleich der beste Krieger. Die herrschende Wirtschaftsweise dieser Völker begünstigt also im höchsten Mafse die Kriegführung.

Trotzdem ist es klar, dafs das wirtschaftliche Motiv eine nur geringe Rolle in den Kriegen der Jägervölker spielt, da diese keine grofsen Vorräte an Lebensmitteln besitzen, welche durch die Sieger etwa angeeignet werden

---

[1] Morgan, Die Urgesellschaft, S. 100.

[2] Spencer, The Principles of Sociology, § 452.

könnten. Auch kein ständiger Interessengegensatz ruft diese Kriege hervor, da ein solcher auf dieser Stufe der Entwicklung unter den verschiedenen Stämmen nicht besteht. Niemand hat mit gröfserem Nachdruck als Engels die harmonische Gesellschaftsordnung solcher Völkerschaften geschildert. Es herrsche bei ihnen ein innerer Friede, das Volk sei nicht in Ausbeuter und Ausgebeutete geteilt, alle seien frei und gleich — eine vollkommene Idylle, mit nur einer Ausnahme: der innere Friede ist durch einen beständigen Kriegszustand von aufsen gefährdet. Die „Gewalt" könnte bei den Naturvölkern schon aus dem Grunde kein blofses Mittel zum „ökonomischen Vorteil" sein, weil kein bedeutender ökonomischer Vorteil aus der Gewalt entsprang. Trotzdem weisen diese Völker die gröfste Neigung zur Gewalt auf. Wenn aber nicht der Interessengegensatz, was treibt sie denn, sich einander so gerne anzugreifen?

Zunächst die Kriegslust, wie es scheint. Der Krieg der Naturvölker ist eine Art von Sport. Kampfspiele sind ja eine der wichtigsten Spielarten bei den Menschen wie bei den Tieren. Der angeborene Kampftrieb der Menschen ist so stark, dafs „es kaum eine Form des Spielens gibt, die nicht irgendwie den Charakter eines Kampfspieles annehmen könnte. Besonders wo es eine Schwierigkeit zu überwältigen oder eine Gefahr zu bestehen gilt" [1]. Die Gladiatorenkämpfe im alten Rom, die Reiterkämpfe der alten Germanen, die Turniere des Mittelalters, die Fechtübungen unserer Zeit und viele andere ähnliche Erscheinungen liefern einen Beweis, wie stark der Kampftrieb bei den Menschen allerseits war. Die Naturvölker greifen sich einander an, zunächst aus der reinen Lust, zu kämpfen.

Dazu gesellen sich noch viele andere Motive — so das bei den primitiven Menschen sehr starke Rachegefühl, welches, im Zusammenhang mit den früheren Fehden, einen immer bereiten Anlafs zu neuen gibt. Das Streben nach Auszeichnung, nach Ruhm ist vielleicht der wichtigste Beweg-

[1] Groos, Die Spiele der Menschen, S. 217.

grund zu Kriegen der primitiven Völker. Die Eitelkeit der Naturmenschen heben alle Beobachter ihres Lebens hervor — und kriegerische Erfolge bilden ja das wichtigste Objekt ihrer Eitelkeit. So kommt es, dafs Naturvölker im beständigen Kriegszustande leben, trotz der relativen ökonomischen Zwecklosigkeit ihrer Kriege.

Nicht minder kriegerisch sind viele Hirtenvölker, was ebenfalls mit den Wirtschaftsbedingungen der Nomaden im engsten Zusammenhang steht, da auch der Hirt leicht zum Krieger wird. Aber hier bekommt der Krieg auch einen wichtigen ökonomischen Sinn. Zwar spielen in den Fehden der Hirtenvölker die Motive der Eitelkeit, der Kampflust und der Rache eine grofse Rolle, doch auch das starke ökonomische Motiv gesellt sich dazu: der Krieg der Nomaden ist ja zugleich ein Viehraub. „Der arabische Räuber“, sagt Burckhardt, „betrachtet sein Gewerbe als ein ehrenvolles, und der Name Haramy, Räuber, ist einer der schmeichelhaftesten Titel, welchen man einem jungen Helden nur beilegen kann. Der Araber beraubt seine Feinde, seine Freunde und seine Nachbarn, sobald sie sich nicht in ihren eigenen Zelten befinden, wo ihr Eigentum geheiligt ist[1].“ Kein Wunder, dafs „die arabischen Stämme in einem steten Kriegszustande sich befinden, obschon der Krieg ebenso selten von langer Dauer ist als der Friede, der um der geringfügigsten Ursache willen gebrochen wird“[1]. Auch in Amerika legen die Nomaden dieselben Eigenschaften an den Tag. „Die Reitervölker der Pampas leben beinahe mehr von Viehraub als von Viehzucht. Bei ihren unaufhörlichen Kriegen, die mit grofser Tapferkeit geführt werden sollen, haben sie es immer zuerst auf die Erbeutung von Pferden abgesehen[1].“

Auf den Viehraub bei den Nomaden weist auch Spencer hin. „Bei den Bechuanen“, sagt er, „ist die Rache für frühere Raube und Angriffe der übliche Anlafs zum Kriege, dessen wirkliches Objekt aber immer die Ausbeutung von

[1] Grofse, Die Formen der Familie, S. 97—98.

Vieh ist. Für die europäischen Völker des Altertums gilt gerade dasselbe[1]." Der Krieg der Nomaden ist also bis zu einem gewissen Grad als eine Art von Wirtschaft zu betrachten; aber die Eitelkeit, die Kampflust und das Rachegefühl wirken auf das entschiedenste auf diese eigenartige Wirtschaft.

Bei den primitiven Ackerbauern finden wir andere wirtschaftliche Beweggründe zu den Kriegen — so den Sklavenraub, die Streitigkeiten über die Grenzen der jedem Stamme angehörenden Territorien usw. In einigen Fällen wird bei den höher stehenden Völkerschaften auf die Menschen eine wahre Jagd betrieben zu Zwecken des Kannibalismus. „Nichts anderes, als ganz eben solche Jagden auf Menschenwild waren die sogenannten Kriege der Azteken; in Fleischlieferungen dieser Art bestanden die Tribute der Unterworfenen[2]." Trotzdem ist es nicht zu leugnen, dafs der Krieg bei den niederen Ackerbauern in viel geringerem Mafse als bei den Hirten zu wirtschaftlichen Zwecken dient.

Dasselbe gilt auch für die zivilisierten Völker. Die Kriege werden durch diese aus allen möglichen Beweggründen geführt — sogar das Motiv des Altruismus kann dabei eine Rolle spielen — wie in den Fällen, wenn der Krieg angefangen wird, um ein anderes Volk vom Angriffe zu schützen. Religiöser Fanatismus war eine Zeit lang eine fruchtbare Quelle andauernder und erbitterter Kriege. Das beleidigte Nationalitätsgefühl, der Patriotismus, gibt bis auf heute häufigen Anlafs zu Kriegen. Aber im grofsen und ganzen sind egoaltruistische Gefühle unter den psychologischen Motiven zu den Kriegen auch bei den zivilisierten Völkern ausschlaggebend. Wirtschaftliche Motive können dabei eine bedeutende Rolle spielen, wie z. B. bei den Kolonialkriegen der Neuzeit. Doch ist der grofse Krieg vom wirtschaftlichen Standpunkt nur in den seltenen Fällen, sogar

[1] Spencer, The Principles of Sociology, 1882, part V, S. 267. Vgl. auch Lippert, Kulturgeschichte I, S. 144.

[2] Lippert, Kulturgeschichte I, S. 61.

für den Sieger, als ein gewinnbringendes Unternehmen zu betrachten. Er kostet dazu zu viel Geld. Nicht mit Unrecht stellen viele Soziologen (Saint-Simon, Comte, Buckle, Spencer) den industriellen Typus der Gesellschaft dem kriegerischen gegenüber als zwei gesellschaftliche Gegensätze, und betrachten den Krieg als die gröfste Störung des industriellen Fortschritts. Nationalökonomen sind seit Adam Smith unermüdlich im Beweisen der ökonomischen Zwecklosigkeit der Kriege, deren ökonomischer Schaden etwaigen Nutzen weit überwiegt, was alles die zivilisierten Völker nicht im mindesten abhält, sich in beständigen Kriegen zu ruinieren und damit den Beweis zu liefern, dafs nicht ökonomische Interessen sie zu Kriegen bewegen.

Welche Gesellschaftsklasse gewinnt nun von den Kriegen? Offenkundig nicht die Arbeiterklasse. Also die der Kapitalisten? In einigen Fällen allerdings; aber meistenteils leiden Industrie und Handel grofse Verluste sogar bei dem siegreichen Kriege. Doch angenommen, dafs der Krieg den wirtschaftlichen Interessen der besitzenden Klassen entspreche, so erklärt das nicht im mindesten, warum grofse Volksmassen, die gewifs nicht aus Kapitalisten bestehen, so kriegerisch gesinnt sind und mit solcher Bereitwilligkeit die kriegerische Politik der Regierungen unterstützen. Nichts kann bis heute eine solche Begeisterung, einen solchen Enthusiasmus in der Masse der Bevölkerung hervorrufen, wie Kriegserfolge, und es hiefse, die Menschennatur ganz verkennen, wollte man etwa diesen Enthusiasmus durch irgend welche Rücksichten auf höchst zweifelhafte ökonomische Vorteile eines siegreichen Krieges erklären. Der moderne Soldat ist kein Räuber der alten Zeit, er kämpft nicht um den Reichtum, sondern um ideelle Güter, wie Ehre, Ruhm, Macht seines Vaterlandes usw.

Die soziale Tatsache des Krieges ist also durch die Lehre von der Vorherrschaft der ökonomischen Interessen nicht zu erklären; ebensowenig ist der Krieg als ein Klassenkampf zu betrachten, da das Charakteristikum des Krieges gerade im mehr oder minder solidarischen Auf-

treten aller Gesellschaftsklassen trotz des Antagonismus ihrer wirtschaftlichen Interessen besteht. Das Nationalitätsgefühl und andere ähnliche Solidaritätsgefühle erweisen sich im Kriege genügend stark, um das Bewufstsein der Klassengegensätze für eine gewisse Zeit in den Hintergrund treten zu lassen. Hier zeigt sich am offenkundigsten, wie irreführend es ist, dem politischen Momente, als einer selbständigen und mit dem ökonomischen Interesse nicht zu verwechselnden sozialen Macht, die Bedeutung abzusprechen.

Soweit die Geschichte in den Kämpfen der sozialen Gruppen besteht, können wir zwei Arten dieser Kämpfe unterscheiden: Klassenkämpfe innerhalb einer politisch organisierten Gesellschaft und Kämpfe politischer Aggregate von Klassen, der Staaten. Die Kämpfe beider Art sind mehr oder weniger Kämpfe um die soziale Macht. Aber in den Kämpfen erster Art gilt öfters Reichtum als Mittel dazu, und es wird in diesen Fällen zunächst um den Reichtum gekämpft; anders in den Kämpfen zweiter Art — ihr nächstes Objekt ist nur selten Reichtum, öfters aber die unmittelbare politische Unterwerfung des Feindes und die Begründung seiner politischen Vorherrschaft, woran alle Klassen des kämpfenden Staats sich solidarisch interessiert fühlen.

Das Vorhandensein einer gewissen Interessensolidarität der verschiedenen Klassen desselben Staats ist übrigens auch im wirtschaftlichen Gebiete nicht zu leugnen. Das wird ausdrücklich von Kautsky anerkannt, indem er darauf hinweist, „dafs auch die kapitalistische Gesellschaft wie jede andere ein einheitlicher Organismus ist, in dem jede Schädigung eines Teiles nicht ohne manche unangenehme Rückwirkung auf die anderen Teile bleibt“ und zu dem Schlufs kommt, dafs die Interessenharmonie der verschiedenen Klassen „bis zu einem gewissen Grade unleugbar vorhanden“ ist[1].

Darum haben wir kein Recht, den Staat als eine aus-

[1] Kautsky, Die Agrarfrage, S. 309.

schliefslich der Organisation der Klassenherrschaft dienende Macht zu betrachten. An der Wahrung der politischen Selbständigkeit des Staates sind alle Gesellschaftsklassen gleichmäfsig interessiert, soweit diese einen ideellen Wert für sie besitzt. Auf wirtschaftlichem Gebiete dient der Staat nicht nur der Begründung der Klassenherrschaft, sondern auch der Förderung der Wirtschaftsentwicklung und der Hebung der Gesamtsumme des nationalen Reichtums, was den Interessen aller Gesellschaftsklassen als eines Ganzen entspricht. Dazu gesellt sich die Kulturmission des Staats, welcher am Fortschreiten der Kultur und an der Hebung des geistigen Niveaus der Bevölkerung schon aus dem Grunde direkt interessiert ist, weil politische und ökonomische Macht vom Fortschritt der Kultur nicht zu trennen sind.

II.

In bezug auf höhere Arten der Geistestätigkeit — Wissenschaft, Philosophie, Kunst, Moral, Religion — hat die Theorie der Vorherrschaft der Klasseninteressen noch geringere Geltung. Die wissenschaftliche und philosophische Erkenntnis folgt ihren eigenen logischen Gesetzen, die mit den Klasseninteressen nichts gemeinsames haben. Die objektive Geltung der exakten Wissenschaft waren Marx und Engels von ihrem erkenntnistheoretischen Standpunkte aus am wenigsten geneigt zu bezweifeln. Als Materialisten glaubten sie an die objektive Existenz der Materie, deren Gesetze durch die Wissenschaft zu erkennen seien. „Ist unser Denken imstande" — fragt Engels — „die wirkliche Welt zu erkennen, vermögen wir in unseren Vorstellungen und Begriffen von der wirklichen Welt ein richtiges Spiegelbild der Wirklichkeit zu erzeugen[1]?" Und seine Antwort ist eine entschieden bejahende. „Wenn wir die Richtigkeit unserer Auffassung eines Naturvorgangs beweisen können, indem wir ihn selbst machen, ihn aus seinen Bedingungen

[1] Engels, Ludwig Feuerbach, S. 15.

erzeugen, ihn obendrein unseren Zwecken dienstbar werden lassen, so ist es mit dem Kantschen unfafsbaren ‚Ding an sich‘ zu Ende[1].“ Die auf dem Experimente beruhende Wissenschaft erkennt, nach Engels, die objektive Wahrheit.

Ist dem so, so mufs die richtige wissenschaftliche Erkenntnis auch von Klasseninteressen ganz unabhängig sein, da sie anders keine objektive, also richtige Erkenntnis wäre. Es gibt also, selbst vom Standpunkte der Urheber der Lehre vom Klassenkampf aus, wenigstens ein Gebiet der sozialen Tätigkeit, für welches der Satz von der Alleinherrschaft der Klasseninteressen keine Geltung hat. — das ist das Gebiet der wissenchaftlichen Erkenntnis, soweit dieser eine objektive Geltung zukommt. Die Klasseninteressen sind sehr mächtig, aber sie sind nicht imstande, die Sonne um die Erde drehen zu machen; und da unsere wissenschaftlichen Vorstellungen und Begriffe, vom Standpunkte der Engelsschen Erkenntnistheorie aus, ein Spiegelbild der Wirklichkeit sind, so ist ihnen gegenüber das Klasseninteresse ebenso ohnmächtig. Der objektive, von Klasseninteressen unabhängige Naturverlauf mufs seine notwendige Widerspiegelung in unserem Bewufstsein erzeugen. Wie grofs unser Interesse an der Leugnung geometrischer Axiome auch sein mag, wir sind nicht imstande, sie zu leugnen. Keine Willensanstrengung ist imstande, uns ein Dreieck vorzustellen, dessen Winkelsumme gröfser oder kleiner als zwei rechte Winkel wäre.

So schwach die Engelssche Erkenntnistheorie auch sein mag, eines beweist sie allerdings: die Unhaltbarkeit des Klassenstandpunktes als Kriteriums der Wahrheit.

Jede Erkenntnistheorie (aufser der absoluten Skepsis) ist gezwungen, die Allgemeingültigkeit unserer logischen Akte und so das Vorhandensein der vom praktischen Interesse des Lebens unabhängigen, objektiven Wahrheit anzuerkennen.

Der einzig mögliche Ausweg für den folgerichtigen Marxismus wäre die Rückkehr zum Protagorasschen Satz:

---

[1] A. a. O., S. 16.

„Aller Dinge Mafs ist der Mensch.“ Aber die philosophische Skepsis ist mit der materialistischen Metaphysik des Marxismus unvereinbar, da der Materialismus die Natur der Dinge zu erkennen glaubt. So steht der Marxismus vor dem Dilemma — den Klassenstandpunkt oder den Materialismus aufzugeben. In beiden Fällen ist es um den folgerichtigen Marxismus geschehen.

Ebenso ohnmächtig ist der Klassenstandpunkt in bezug auf die Moral. Engels ist freilich anderer Meinung. „Es geht der Feuerbachschen Moraltheorie“, bemerkt er, „wie allen ihren Vorgängerinnen. Sie ist auf alle Zeiten, alle Völker, alle Zustände zugeschnitten, und eben deswegen ist sie nie und nirgends anwendbar und bleibt der wirklichen Welt gegenüber ebenso ohnmächtig wie Kants kategorischer Imperativ. In Wirklichkeit hat jede Klasse, sogar jede Berufsart ihre eigene Moral und bricht auch diese, wo sie es ungestraft tun kann, und die Liebe, die alles einen soll, kommt zu Tag in Kriegen, Streitigkeiten, Prozessen, häuslichem Krakeel, Ehescheidung und möglichster Ausbeutung der einen durch die andern [1].“

Nun spricht hier Engels von zwei ganz verschiedenen Dingen. Erstens behauptet er, dafs ethische Normen in der heutigen Gesellschaft nicht befolgt werden, zweitens, dafs es solche allgemeingültige Normen nicht gibt. Das erste ist im grofsen und ganzen richtig, das zweite aber wird von Engels selbst widerlegt, indem er sagt, dafs jede Klasse ihre Moral zu brechen bereit ist. Es gibt also etwas zu brechen. Hätte wirklich jede Berufsart ihre eigene Moral, so ist nicht leicht einzusehen, warum diese sich den Interessen der betreffenden sozialen Gruppe nicht so anpassen könnte, dafs das Bedürfnis die Moral zu brechen gar nicht entstände.

Zwar sind die Sitten und die ganze Lebensweise der verschiedenen Gesellschaftsklassen höchst verschieden; trotz-

[1] Feuerbach, S. 34–35.

dem wird von den Reichen nnd Armen fast dasselbe als moralisch gut und schlecht anerkannt. Gilt doch für zivilisierte Menschen seit vielen Jahrhunderten die christliche Moral als höchstes ethisches Ideal. Die moralischen Urteile der Naturvölker weichen zwar sehr bedeutsam von denen unserer Zeit ab. Das spricht aber ebensowenig gegen die Allgemeingültigkeit der ethischen Normen, wie der Wechsel der Lehren der Wissenschaft der Allgemeingültigkeit der Denkgesetze Abbruch tut. Die Meinung von Buckle, dafs die moralischen Lehren fast keine Veränderungen im Laufe der Geschichte erfahren, ist gewifs unrichtig, aber sie widerspricht den Tatsachen weniger als die entgegengesetzte Behauptung von Engels, dafs nicht nur jede Zeit, sondern sogar jeder Beruf ihre eigene Moral haben.

Jede Gesellschaftsklasse hat ihre eigenen ökonomischen Interessen, die denen der anderen Klassen bis zu einem gewissen Grade widersprechen. Aber moralisches Bewufstsein ist etwas ganz anderes als Bewufstsein seiner Klasseninteressen. Das Wesen der moralischen Billigung oder Mifsbilligung besteht eben darin, dafs gewisse Handlungen als gut oder schlecht für sich selbst anerkannt werden, nicht als Mittel für irgendeinen anderen Zweck. Auf diese Weise entsteht der Begriff vom ethischen Sollen, von der Pflicht, als von etwas für sich geltendem und zu befolgendem. Zwar mögen die Klasseninteressen das moralische Bewufstsein bis zu dem Grade trüben, dafs dies Interesse als ethische Norm aufgefafst wird; doch wird es nicht als solches, sondern als etwas für sich Geltendes moralisch gebilligt. Das formale Prinzip der Pflicht steht also höher als alle Klassenunterschiede, und in der Anerkennung dieses Prinzipes, des Sollens schlechthin, stimmen alle Menschen mit moralischem Bewufstsein, ohne Unterschied der Klassen und Berufe, überein. „Die einzelnen Pflichten mögen noch so empirisch bestimmt sein, das Pflichtbewufstsein selbst ist a priori, d. h. es ist durch keine empirische Begründung zu begründen und begründet vielmehr selbst erst die Möglichkeit der besonderen Pflichten, welche ihren er-

fahrungsmäfsigen Inhalt durch die jeweiligen Verhältnisse erhalten[1]."

Selbstbewufste Klassenmoral ist eine contradictio in adjecto, da das Wesen der Moral eben darin besteht, dafs nicht das selbstsüchtige Interesse, sondern die Pflicht als das zu befolgende anerkannt wird. Die Theorie der Vorherrschaft der Klasseninteressen ist ebenso ohnmächtig der grundlegenden ethischen Tatsache des Pflichtbewufstseins gegenüber wie gegenüber der Allgemeingültigkeit der Denkgesetze. Die konsequente Durchführung des Klassenstandpunktes ist im Grunde mit der Aufhebung der Moral wie der objektiven Wissenschaft gleichbedeutend.

Aber auch den Tatsachen des empirischen Inhalts des moralischen Bewufstseins widerspricht die Theorie der Klasseninteressen am schroffsten. Zwar sind moralische Urteile verschiedener Völker verschieden — aber diese Unterschiede vermindern sich mit dem Lauf der Geschichte. Je höher die Entwicklungsstufe, um so gröfsere Übereinstimmung treffen wir in den moralischen Urteilen der zivilisierten Völker. Es gibt also eine feste Richtung, worin die Entwicklung der Moral sich vollzieht, und das beweist am anschaulichsten das Vorhandensein einer allgemeingültigen Moral. Schon Demokrit hat gesagt: „Wer Unrecht tut, ist unglücklicher, als wer Unrecht leidet"[2], und der kategorische Imperativ von Kant ist schon in Mahabharata fast mit denselben Worten formuliert[3]. Seit dem Evangelium ist unter den zivilisierten Völkern keine Meinungsverschiedenheit in bezug auf das moralisch Gute und Schlechte vorhanden. Neunzehn Jahrhunderte ungeheueren Fortschritts des Menschengeschlechts haben in dieser Hinsicht nichts neues gebracht.

Ethische Normen mögen eine nur geringe Bedeutung

---

[1] Windelband, Präludien, S. 325.

[2] Wundt, Ethik I, S. 288.

[3] Spencer, Die Prinzipien der Ethik. Deutsche Ausgabe 1879, Bd. I, S. 360.

als Beweggründe des menschlichen Handelns in moderner Gesellschaft haben. Wie wenig sie aber befolgt würden, sie sind aus der sozialen Wirklichkeit nicht wegzuschaffen und sie bedürfen einer wissenschaftlichen Erklärung. Da aber die Lehre von Klasseninteressen eine solche nicht geben kann, so ist sie gezwungen, die Tatsache selbst zu leugnen, was sie auch tut. Die Tatsachen sind jedoch stärker als alle Theorie.

Die Religion, welche mit der Moral aufs engste verknüpft ist, läfst sich ebensowenig durch Klasseninteressen erklären. Das Ehrfurchtsgefühl, das die psychologische Grundlage der religiösen Gesinnung bildet, ist ein interesseloses Gefühl und gehört zu den elementaren Gefühlen des menschlichen Geistes. Gewifs übt die Klassenzusammensetzung der Gesellschaft ihren Einflufs auf den religiösen Glauben wie auf die Sitten der Gesellschaft. Darin hat der Marxismus recht; aber er irrt sich in bezug auf den Charakter dieses Einflusses, welcher nicht in der Ersetzung der Moral und der Religion durch Klasseninteressen im menschlichen Bewufstsein, sondern in der Abhängigkeit des konkreten Inhalts der beiden von den ökonomischen Lebensbedingungen der betreffenden Gesellschaftsgruppen besteht. So ist es z. B. durch die Klassenverhältnisse zu erklären, warum die christliche Religion zuerst durch die armen Klassen der römischen Gesellschaft angenommen wurde. Man kann Nietzsche zustimmen, indem er das Christentum als den „Sklavenaufstand in der Moral" bezeichnet. Aber Nietzsche geht viel weiter — er behauptet, dafs nicht die Menschenliebe, sondern der Klassenhafs der Armen gegen die Reichen die Grundlage des ursprünglichen Christentums gebildet hat[1]. Darin hat Nietzsche Unrecht, da, obschon die Klassenstellung der Armen die Aufnahme der neuen Religion der Menschenliebe durch sie

[1] Vgl. Nietzsche, Zur Genealogie der Moral. Nietzsches Werke, Bd. VII, S. 326 ff.

in hohem Grade begünstigte, dieser Umstand nicht als ein bewuſstes Motiv auf sie gewirkt hat. Das Klasseninteresse war ganz unvereinbar mit dem hohen religiösen Enthusiasmus der ersten Christen, der sie nicht nur alle wirtschaftlichen Vorteile, sondern sogar die irdische Existenz zu verschmähen bewogen hat.

Noch geringere Geltung kommt dem Klassenstandpunkt im Gebiet der Kunst zu. Wirtschaftliche Lebensbedingungen üben den gröſsten Einfluſs auf ästhetische Urteile verschiedener sozialen Klassen aus; in einem gewissen Sinne kann man sagen, daſs jede Klasse ihre eigene Ästhetik hat. Die reicheren und gebildeteren Klassen finden geschmacklos, was bei den ärmeren und roheren ein ästhetisches Wohlgefallen hervorruft. Trotzdem ist es eben, wie Kant gezeigt hat, das Wesen des Schönen, daſs es „als Objekt eines allgemeinen Wohlgefallens vorgestellt wird“. Über das Angenehme kann man nicht streiten — wohl aber über das Schöne, „und sofern kann man nicht sagen: ein jeder hat seinen besonderen Geschmack. Dieses würde so viel sagen, als: es gibt gar keinen Geschmack, d. i. kein ästhetisches Urteil, welches auf jedermanns Beistimmung rechtmäſsigen Anspruch machen könnte“ [1]. Der empirische Beweis der Allgemeingültigkeit der ästhetischen Urteile wird dadurch geliefert, daſs die Schöpfungen der antiken Kunst, trotz aller dazwischen stattgefundener Veränderungen der sozialen Ordnung, bis auf heute unser ästhetisches Wohlgefallen hervorrufen.

Die Lehre von der Vorherrschaft der Klasseninteressen ist also nicht imstande, das innerste Wesen der Moral, Religion, Kunst und Wissenschaft zu erklären, da das Klasseninteresse kein Kriterium des Wahren, Schönen und Guten bildet. Die Menschengeschichte ist etwas unvergleichlich höheres und edleres als bloſses Ringen um Nahrungsmittel.

---

[1] Kant, Kritik der Urteilskraft, hrsg. von Kehrbach, S. 53—56.

III.

Es gibt zwei Arten der sozialen Bewegungen. In den einen kommt der Klassencharakter scharf zum Ausdruck, in den andern tritt dieser in den Hintergrund. In der neuesten Geschichte hat die erstere Art eine gröfsere Rolle gespielt; aber auch die zweite ist nicht zu ignorieren. Als ein Beispiel sozialer Bewegungen der zweiten Art mag die neueste kooperative Bewegung gelten, die neben der politischen Bewegung der Sozialdemokratie und dem Trade-Unionismus den dritten mächtigen Zweig der modernen Arbeiterbewegung bildet.

Die zwei letzten Bewegungen sind ausgeprägt Klassenbewegungen und gehen in den modernen Klassenkampf ein; anders die kooperative Bewegung, welche als ein grofsartiger Versuch die soziale Frage auf friedlichem Wege, wenn nicht zu lösen, so wenigstens zu dieser Lösung beizutragen zu betrachten ist. Der moderne Sozialismus ist, im grofsen und ganzen, eine Klassenbewegung. Doch nicht ausschliefslich. Die grofsen „Utopisten“ — Owen, Saint-Simon, Fourier — wollten keinen Klassenhafs predigen und waren tief überzeugt, dafs die soziale Umgestaltung nicht auf dem Wege des Klassenkampfes, sondern durch friedliche, solidarische Arbeit der Vertreter aller Klassen sich vollziehen werde. Fourier wartete sein ganzes Leben auf den Kapitalisten, der ihm die erste Million für die Errichtung des ersten Phalanstères bringen würde, Owen war selbst ein reicher Fabrikherr und machte verunglückte Versuche, mitten in der kapitalistischen Welt die friedliche Assoziation der Zukunft zu stiften, die Saint-Simonisten waren von denselben Bestrebungen und Erwartungen durchdrungen. Das alles möchte utopistisch sein, immer bleibt die Tatsache, dafs diese Utopisten die Begründer des modernen Sozialismus waren, welcher also nicht aus den Klasseninteressen der bedrückten Massen, sondern aus dem uninteressierten Streben hochgesinnter Leute nach einer gerechteren Gesellschaftsordnung hervorgegangen ist. Die Stärke des

modernen Sozialismus beruht ebenso nicht nur auf den Klasseninteressen der Arbeiter, sondern auch darauf, dafs der Sozialismus dem moralischen Bewufstsein unserer Zeit entspricht, welches die Gleichberechtigung aller Menschen fordert.

Die grofse sozialistische Schar der Gegenwart besteht nicht nur aus Arbeitern. Ist die sozialistische Intelligenz, die meist aus den bürgerlichen Klassen ausgegangen ist, schwach an Zahl im Vergleich zu den sozialistischen Arbeitermassen, so kann daran ihre Bedeutung für die sozialistische Bewegung nicht gemessen werden. Die Intelligenz liefert namentlich die Führer der Bewegung. Aus den bürgerlichen Klassen sind die Stifter der Sozialdemokratie — Marx, Lassalle, Engels, Liebknecht — hervorgegangen, und dasselbe gilt auch für heute. Einer der charakteristischen Züge der sozialistischen Bewegung der letzten Jahre besteht in der starken Verbreitung des Sympathisierens der besten Vertreter der besitzenden Klassen mit dem Sozialismus. Die englischen Fabier mögen als Beispiel dieses Sozialismus der Gebildeten gelten.

Die Bedeutung der Mitwirkung mit dem Proletariat der Intelligenz, die in seinen sozialistischen Sympathien von Klasseninteressen ganz unabhängig ist, wird übrigens auch von den Marxisten anerkannt. „Sie (die Intelligenz) ist jene Bevölkerungsschicht", sagt Kautsky, „die am leichtesten dahin kommt, sich über Klassen- und Standesborniertheit zu erheben, sich idealistisch erhaben zu fühlen über Augenblicks- und Sonderinteressen und die dauernden Bedürfnisse der gesamten Gesellschaft ins Auge zu fassen und zu vertreten [1]."

Es ist ebenso unrichtig, den starken Einflufs der Klasseninteressen auf die Entwicklung der sozialen Gesetzgebung des 19. Jahrhunderts zu leugnen, wie diese ausschliefslich durch solche Interessen zu erklären. Das wichtigste in

---

[1] Kautsky, Bernstein und das sozialdemokratische Programm, S. 133.

diesem Gebiete ist nicht durch Anstrengungen der Arbeiterklasse selbst erreicht. So ist z. B. der Widerruf der Koalitionsverbote in England im Jahre 1824 mit keiner darauf gerichteten Arbeiterbewegung in direkten Zusammenhang zu bringen. Francis Place, ein wohlhabender Schneidermeister und Arbeitgeber, dessen unermüdlicher Energie die Arbeiterklasse das Gesetz von 1824 zu verdanken hat, war ein bürgerlicher Radikaler, ein Schüler von Bentham und James Mill und bestrebte die Koalitionsfreiheit nicht, um die Arbeiterorganisationen dadurch zu fördern, sondern, umgekehrt, um sie durch Freiheit unmöglich zu machen. Place war gewifs ein aufrichtiger Arbeiterfreund, aber das Wohl der Arbeiter erblickte er nicht in ihrer Klassenorganisation, sondern in der ungehemmten individuellen Freiheit. Er befand sich total im Irrtum betreffs der praktischen Wirkung der von ihm erreichten Aufhebung der Koalitionsverbote[1]. Die Arbeiter haben Place in seiner Agitation gegen die Koalitionsgesetze sehr wenig unterstützt und erst, nachdem das betreffende Gesetz ausgegeben war, seine volle Bedeutung verstanden.

„Obgleich die Arbeiter nichts getan haben, um ihre Koalitionsfreiheit zu erobern, waren sie doch fest entschlossen, sie aufrecht zu erhalten“[2], sagen S. und B. Webb. Ohne die Bereitwilligkeit der Arbeiterklasse, ihre Rechte mit ihrer ganzen Kraft zu verteidigen, könnten diese nicht bewahrt werden. Aber die Tatsache bleibt, dafs die Koalitionsfreiheit nicht unmittelbar durch Arbeiter, sondern durch bürgerliche Radikale erobert war.

Die Fabrikgesetzgebung ist noch weniger aus einer Klassenbewegung der Arbeiter hervorgegangen. In den Reihen der ersten Führer der Bewegung zugunsten der Arbeiterschutzgesetzgebung finden wir Leute aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten, — nur nicht aus der

---

[1] Vgl. Sidney und Beatrice Webb, Die Geschichte des britischen Trade-Unionismus. Deutsch von Bernstein, 1895, S. 85.

[2] A. a. O., S. 83.

Arbeiterklasse. Richard Oastler, der hervorragendste und einflufsreichste Führer der Agitation zugunsten des Zehnstundengesetzes, war ein wohlhabender Farmer und bekannte sich als alter Tory, Verteidiger des Throns und des Altars. Dieser edelmütige Mensch, der mehrere Jahrzehnte seines Lebens dem Kampf gegen die Überarbeit der Fabrikkinder gewidmet hat und in äufserster Armut, von allen vergessen und verlassen, starb, war ein geborener Menschenfreund, wie der andere grofse Kämpfer um die Fabrikgesetzgebung, der Fabrikherr Robert Owen. Denselben Menschentypus bildet der einflufsreiche Arbeiterführer der 30 er Jahre — Methodistenpastor Stephens[1]. Dieser und viele andere Führer der Bewegung waren keine Arbeiter — die warme Menschenliebe und kein Klassenhafs hat sie zu ihrer sozialreformatorischen Tätigkeit bewegt. Die Arbeiterklasse verhielt sich eine Zeitlang gegenüber der Bewegung zugunsten des Zehnstundengesetzes ganz kühl, und nur nach vielen Jahren der Agitation gelang es den Führern der Bewegung, auch die Arbeitermassen fortzureifsen.

Damit will ich gewifs nicht leugnen, dafs der Schwerpunkt der sozialen Geschichte der Neuzeit in Klassenbewegungen liegt. Zwar besteht die soziale Geschichte nicht blofs aus Klassenkämpfen; diese aber geben neuestens den Ausschlag. Es ist kein Zufall, dafs die Lehre vom Klassenkampf gerade in unserer Zeit so populär wurde. Die herrschende Wirtschaftsordnung — der Kapitalismus — hat namentlich zur Verschärfung des Klassenkampfes sehr bedeutend beigetragen.

Der Kapitalismus machte den sozialen Kampf zum Grundgesetz des wirtschaftlichen Lebens. Die Unsicherheit der Existenz aller Gesellschaftsklassen hat bei der kapitalistischen Wirtschaft bedeutend zugenommen; zugleich hat der Kapitalismus der Arbeiterklasse den Weg geöffnet, ihre ökonomische

---

[1] Vgl. über die Führer der Bewegung zugunsten der Arbeiter-Schutzgesetzgebung die Schrift von Alfred, The History of the Factory Movement, 1857.

Lage zu verbessern durch organisierten Kampf mit der Kapitalistenklasse. Was die besitzenden Klassen betrifft, so hat erst der Kapitalismus der unbeschränkten Entwicklung der Reichtumsgier freien Weg geöffnet, da nur die kapitalistische Produktionsweise eine ins unbegrenzte gehende Anhäufung des Reichtums durch Kapitalakkumulation möglich und sogar als Gesetz der Konkurrenz notwendig gemacht hat.

Kein Wunder, dafs ökonomische Interessen gerade heute in den Vordergrund getreten sind. Der politische Kampf hat in keiner früheren geschichtlichen Epoche so ausgeprägt ökonomischen Charakter gehabt, nie ist der Klassenkampf so hoch gespannt und so ununterbrochen gewesen wie bei der Herrschaft der kapitalistischen Wirtschaftsweise. „Seit der Durchführung der grofsen Industrie, also mindestens seit dem europäischen Frieden von 1815, war es keinem Menschen in England ein Geheimnis mehr, dafs dort der ganze politische Kampf sich drehte um die Herrschaftsansprüche zweier Klassen, der grundbesitzenden Aristokratie und der Bourgeoisie. In Frankreich kam mit der Rückkehr der Bourbonen dieselbe Tatsache zum Bewufstsein; die Geschichtschreiber der Restaurationszeit von Thierry bis Guizot, Mignet und Thiers sprechen sie überall aus als den Schlüssel zum Verständnis der französischen Geschichte seit dem Mittelalter. Und seit 1830 wurde als dritter Kämpfer um die Herrschaft in beiden Ländern die Arbeiterklasse — das Proletariat — anerkannt[1]."

In den früheren Epochen waren es viele vom Reichtum unabhängige Objekte des sozialen Kampfes. Solange die politischen Rechte ein Privilegium der herrschenden Klassen waren, während die grofse Volksmasse sogar der bürgerlichen Freiheit beraubt wurde, konnte der Kampf um politische Gleichberechtigung den um wirtschaftliche Interessen in den Hintergrund rücken. Darum ist es nicht so leicht, die Wirkung der rein wirtschaftlichen Klassen-

[1] Engels, L. Feuerbach, S. 47.

interessen in der früheren politischen Geschichte nachzuweisen. Das wirtschaftliche Interesse war durch das politische oft verdeckt. Nach der grofsen französischen Revolution und den darauf folgenden politischen Erschütterungen in Europa änderte sich die Sache. Die politische und rechtliche Gleichheit aller Staatsangehörigen wurde mehr oder minder erreicht; die wirtschaftliche Ungleichheit blieb aber nicht nur bestehen, sondern hat sich verschärft dank der kolossalen Zunahme des Reichtums der Kapitalistenklasse und der nur relativ geringeren Verminderung der Armut der Arbeiterklassen. So ist es geschehen, dafs der soziale Kampf sich um diesen Punkt konzentrierte, und dafs der Kampf um wirtschaftliche Klasseninteressen zum wichtigsten Inhalte der sozialen Geschichte jedes kapitalistischen Staats wurde.

So erklärt sich, dafs gerade neuestens die ökonomischen Interessen in den Vordergrund getreten sind. Zwar erschöpft sich auch die neuere Geschichte mit dem Klassenkampf nicht, da das Klasseninteresse heute wie früher in höheren Gebieten der Geistestätigkeit keine Geltung hat. Aber das, was man soziale Geschichte nennt, d. h. die Geschichte der wechselseitigen Beziehungen verschiedener Klassen, aus welchen die politisch organisierte Gesellschaft sich zusammensetzt, ist, seitdem die kapitalistische Wirtschaftsweise zur herrschenden geworden, mehr als je durch den Klassenkampf bestimmt.

Und zugleich ist die heutige Gesellschaft relativ freier vom ökonomischen Zwang geworden. Das sachliche Moment der Wirtschaft hat für die kapitalistische Gesellschaft eine geringere Geltung als für frühere Gesellschaftsformen, da der Kapitalismus die gesellschaftliche Arbeitsproduktivität sehr bedeutend gesteigert und dadurch den Naturzwang relativ vermindert hat. Auf den ersten Stufen war die soziale Ordnung ein passives Produkt der sachlichen Wirtschaftsfaktoren; heute werden diese in steigendem Mafse das Produkt der gesellschaftlichen Menschen.

So ist in der neuesten Entwicklung die Bedeutung des

wirtschaftlichen Interesses, als eines bewufsten Motivs des gesellschaftlichen Handelns unter anderen bewufsten Motiven, gröfser, die der sachlichen Faktoren der Wirtschaft, als eines bestimmenden Momentes der Gesellschaftsordnung, geringer geworden. Das zeigt am besten, wie verkehrt es ist, das eine und das andere Moment — das subjektive und das objektive, das ökonomische Interesse und sachliche Wirtschaftsfaktoren — nicht zu unterscheiden. Die materialistische Geschichtsauffassung betrachtet sachliche Wirtschaftsfaktoren als bestimmendes Moment der Menschengeschichte; ich halte diese Lehre teilweise für richtig — um ganz richtig zu sein, bedarf sie namentlich nach meiner Meinung nur einer, aber sehr wichtigen Einschränkung — der Anerkennung der Tendenz zum Zusammenschrumpfen der ausschlaggebende Rolle der sachlichen Wirtschaftsbedingungen mit dem Lauf der Geschichte. Die Lehre vom Klassenkampf behauptet, dafs das Motiv des wirtschaftlichen Interesses das herrschende im sozialen Leben ist, und dafs der Kampf der Gesellschaftsgruppen um die Lebensmittel den wichtigsten Inhalt der Geschichte ausmacht. Es ist klar, dafs diese zweite Lehre keine logische Folge der ersten bildet. Die Vorherrschaft der sachlichen Wirtschaftsbedingungen mufs nicht notwendigerweise im menschlichen Bewufstsein zur Vorherrschaft des wirtschaftlichen Interesses werden, da der Mensch auch unbewufst der Einwirkung der sachlichen Wirtschaftsfaktoren ausgesetzt ist. Darum sind wir nicht gezwungen, mit der ersten Lehre auch die zweite anzunehmen.

Was diese betrifft, so beruht sie auf ganz falschen psychologischen Voraussetzungen und widerspricht entschieden den Tatsachen der Menschengeschichte. Zunächst wird der Kampf der sozialen Gruppen nicht ausschliefslich um die Lebensmittel geführt, sondern auch um die soziale Macht; weiter aber erschöpft der Kampf der sozialen Gruppen bei weitem nicht den ganzen Inhalt der Menschengeschichte, da er keine Geltung in bezug auf die wichtigsten Gebiete der Geistestätigkeit der Menschen hat. Zwar befinden

ich die wirtschaftlichen Interessen der verschiedenen Klassen n einem unlösbaren Antagonismus. Da aber das wirtschaft-iche Interesse nicht das einzige Menscheninteresse ist, so folgt aus dem ökonomischen Interessengegensatz nicht die antagonistische Gestaltung aller sozialen Tätigkeit, und die Lehre vom Klassenkampf ist also als eine falsche Verallgemeinerung auf die gesamte Menschengeschichte des für ein engeres soziales Gebiet geltenden zu verwerfen[1]. Der Klassenkampf ist gewifs aus der Geschichte nicht wegzuschaffen; es ist sogar anzunehmen, dafs neuestens die Geltung dieses sozialen Moments bedeutend zugenommen hat. Trotzdem fällt heute wie früher die Menschengeschichte mit der Geschichte der Klassenkämpfe durchaus nicht zusammen und die entgegengesetzte Behauptung von Marx und Engels ist als gröfster Irrtum zu bezeichnen.

[1] „Unter den gesellschaftlichen Interessen," sagt Kautsky, „gibt es noch andere als Klasseninteressen. Die Gesamtheit der in einer Gesellschaft wirksamen Klasseninteressen bildet noch nicht die Gesamtheit der in ihr lebenden gesellschaftlichen Interessen überhaupt. Künstlerische, wissenschaftliche Interessen, die Interessen des Geschlechtes und dergleichen sind vielfach keine Klasseninteressen" (Die Neue Zeit XXI, Bd. II, S. 261). Das ist gewifs richtig, aber was bleibt in diesem Falle ibrig vom berühmten Satze des „Kommunistischen Manifests" über den Klassenkampf? Wird Kautsky darauf beharren, dafs die Menschengeschichte sich in die Geschichte von Klassenkämpfen auflöse?

Zweiter Abschnitt.

Wert und Mehrwert.

Sechstes Kapitel.

Wert und Kosten.

ͽi Arten der Arbeitswerttheorien: idealistische, relative und absolute beitswerttheorie. — *I. Marxsche Wertlehre.* Der historische Charakter ı Wertes. Wert und Preis. Der innere Widerspruch des Marxschen ꞉rtbegriffs. — *II. Die Lehre von den absoluten und relativen Kosten.* Ar- t als absolute Kosten. Relative Kosten. Kapitalistische Produktions- ıten. Absolute Kosten als soziale Kategorie par excellence. — *III. Die ıre vom Wert.* Der Wert im allgemeinsten Sinne. Der wirtschaft- ıe Wert. Die Kommensurabilität der Lust und Unlustgefühle. Grenz- ·zen- und Arbeitswerttheorie. Die Preisbildung. Der Preis als Ausdruck ialer Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse. Das unbewuſste Element in der Preisbildung.

Die Marxsche Wertlehre erblickt in der Arbeit die ·undlage des Warenwertes. Aber indem wir die bezüg- he Lehre als Arbeitswerttheorie kennzeichnen, sagen r in der Wirklichkeit über ihren Inhalt sehr wenig. gibt namentlich nicht eine, sondern wenigstens drei rschiedene Theorien, welche als Arbeitswerttheorien gelten. e eine von ihnen war schon durch Thomas d'Aquino in genden Worten ausgesprochen: „Oportet ad hoc, quod justa commutatio, ut tanta calceamenta dentur pro una mo vel pro cibo unius hominis, quantum aedificator vel ricola excedit coriarium in labore et in expensis; quia hoc non observatur, non erit commutatio vera[1].“

---

[1] Zitiert bei Dietzel, Theoretische Sozialökonomik, 1895, S. 207.

Der Umtausch der Güter im Verhältnis zu der zu ihrer Herstellung erforderlichen Arbeit erscheint, dieser Theorie gemäfs, als eine Forderung der wirtschaftlichen Gerechtigkeit. Es wird nicht behauptet, dafs der reale Preis der Güter dieser Forderung entspricht, aber die vom Prinzipe des Arbeitswertes abweichenden Werte werden als ungerechte gekennzeichnet. Der Arbeitswert ist also, nach dieser Auffassung, kein Gesetz des tatsächlichen wirtschaftlichen Geschehens, sondern die höchste Norm des wirtschaftlichen Sollens. Darum kann man diese Theorie als idealistische Arbeitswerttheorie bezeichnen.

Die Lehre vom justum pretium ist charakteristisch für das Mittelalter. Das ökonomische Ideal des Christentums war in dem Satze: „Jedem nach seiner Arbeit“ formuliert — und diesem Gebote ist die ökonomische Theorie der Kirchenväter treu geblieben. Da aber dieses Ideal ein Ausdruck einer allgemeingültigen ethischen Norm ist, so ist es natürlich, dafs es bis auf unsere Zeit seine volle Geltung bewahrt hat. Der moderne Sozialismus hat dasselbe aufgenommen und dessen Erreichung zu seinem obersten Zwecke gemacht.

Der Verfasser der „Contradictions économiques“ — der geistreiche Proudhon — bezeichnet den Arbeitswert als den konstituierten Wert und erblickt „den Fortschritt der Gesellschaft in den immer wiederkehrenden Versuchen, das Problem der Konstituierung des Wertes zu lösen“ [1]. Die Konstituierung des Wertes ist für Proudhon gleichbedeutend mit der Erreichung eines solchen ökonomischen Zustandes, bei dem die Aneignung der Früchte der Arbeit durch nichtarbeitende Klassen verschwinden und jedem Arbeiter sein voller Arbeitsertrag zuteil wird. Dafs so etwas durch die herrschende Wirtschaftsordnung bisher nicht erreicht ist, dafs also der konstituierte Wert keine reale Tatsache der

[1] Proudhon, Système des Contradictions économiques, 1846, Bd. I, S. 90.

Wirklichkeit, sondern ein Ideal der Zukunft ist, ist selbstverständlich.

Darum hatte Proudhon vollkommen recht, wenn er die so verstandene Arbeitswerttheorie als „revolutionäre Zukunftstheorie“ bezeichnete. Und nur durch absichtliches Mifsverständnis konnte Marx den konstituierten Wert von Proudhon dem Arbeitswert der klassischen Nationalökonomen gleichstellen und „sehr naiv finden, dafs Herr Proudhon das als revolutionäre Zukunftstheorie hinstellt, was Ricardo wissenschaftlich nachgewiesen hat als die Theorie der gegenwärtigen, der bürgerlichen Gesellschaft“. Aber Ricardo hat weder nachgewiesen, noch nachweisen wollen, dafs der Arbeiter in der bürgerlichen Gesellschaft seinen ganzen Arbeitsertrag erhält. Die Werttheorie von Ricardo darf der von Proudhon nicht gegenübergestellt werden, da beide Theorien von verschiedenen Gegenständen handeln: während Proudhon unter seinem konstituierten Wert eigentlich das Recht des Arbeiters auf den vollen Arbeitsertrag versteht, will Ricardo durch seine Werttheorie das Gesetz der realen Preisbildung feststellen. In dem für die Herstellung der Güter erforderlichen Arbeitsaufwand erblickte Ricardo das wichtigste — aber bei weitem nicht alleinige — objektive Moment, das die Durchschnittspreise aller beliebig vermehrbaren Waren regelt. Der Gedanke, dafs nur die Arbeit die Substanz des Wertes sei, war Ricardo ganz fremd, was aus seinen unlängst veröffentlichten Briefen an MacCulloch besonders zu ersehen ist. „Ich denke zuweilen“ — sagt der grofse Ökonom in einem dieser Briefe — „dafs, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, das Kapitel über den Wert in meiner Schrift jetzt wieder zu schreiben, ich darauf hingewiesen hätte, dafs der relative Wert der Produkte nicht durch eine, sondern durch zwei Ursachen geregelt wird: nämlich durch die relative Menge der zur Herstellung des Produktes nötigen Arbeit und durch die Masse

[1] Marx, Das Elend der Philosophie, S. 18.

des Profits, die während des Zeitraums, der bis die Produkte verwertet werden verfliefst, vom angelegten Kapital zu erhalten ist[1]."

Das Zeitmoment ist für Ricardo ein anderer und von der Arbeit ganz unabhängiger Faktor des Wertes der beliebig vermehrbaren Waren; was aber die nichtvermehrbaren Waren betrifft, so befindet sich ihr Wert, nach Ricardo, in keinem Zusammenhang mit der Arbeit und wird ausschliefslich durch Angebot und Nachfrage festgestellt.

Die Wertlehre von Ricardo kann man als die relative Arbeitswerttheorie bezeichnen, da dieselbe in der Arbeit keine absolute Substanz, sondern nur den relativ wichtigsten Bestimmungsgrund der Werte der Waren erblickt.

Es gibt aber eine Werttheorie, welche die Arbeit als die absolute Substanz des Wertes anerkennt und darum die absolute Arbeitswerttheorie genannt werden kann. Es ist die Werttheorie von Rodbertus und Marx[2].

I.

Der absoluten Arbeitswerttheorie gemäfs ist der Wert nichts als die in den Waren vergegenständlichte Arbeit. Nur die Arbeit — und weiter nichts — bestimme den Warenwert, da die Arbeit die Substanz selbst des Wertes sei. „Als Werte sind alle Waren nur bestimmte Mafse festgeronnener Arbeitszeit[3]."

Aber der Wert ist nicht einfach mit der Arbeit gleichzustellen. Die Arbeit ist die Grundlage aller Wirtschaft — ist somit keine historische Kategorie der Wirtschaft. Der Wert ist aber, nach Marx, eine historische Kategorie und wird durch zwei verschiedene Momente gebildet: 1. durch den Arbeitsaufwand zur Herstellung eines bestimmten nützlichen Produktes, und 2. durch den Ausdruck dieses Auf-

---

[1] Letters of D. Ricardo to J. R. Mc Culloch, 1895 S. 71.

[2] Was Rodbertus betrifft, so war er inkonsequent genug, alle drei verschiedenen Arbeitswerttheorien gleichzeitig zu vertreten.

[3] Marx, Zur Kritik der politischen Ökonomie, 1859, S. 6.

wands nicht unmittelbar in der gesellschaftlichen Arbeitszeit, sondern auf einem Umwege in einem anderen Arbeitsprodukte, das mit dem ersten in den Austausch tritt. Fehlt dieses zweite historische Moment, so nimmt auch der Aufwand der gesellschaftlichen Arbeit die Form des Wertes nicht an. Die sozialistische Gesellschaft wird des Wertes nicht bedürfen, um die auf die Produktion aufgewandte Arbeitsmenge auszudrücken. „Die unmittelbar gesellschaftliche Produktion wie die direkte Verteilung schliefsen allen Warenaustausch aus, also auch die Verwandlung der Produkte in Waren . . . und damit auch ihre Verwandlung in Werte. Sobald die Gesellschaft sich in den Besitz der Produktionsmittel setzt und sie in unmittelbarer Vergesellschaftung zur Produktion verwendet, wird die Arbeit eines jeden . . . von vornherein und direkt gesellschaftliche Arbeit. Die in einem Produkt steckende Menge gesellschaftlicher Arbeit braucht dann nicht erst auf einem Umwege festgestellt zu werden; die tägliche Erfahrung zeigt direkt an, wieviel davon im Durchschnitt nötig ist . . . Die Leute machen alles sehr einfach ab ohne Dazwischenkunft des vielberühmten Werts[1]."

Der Wert ist also eine historische Form, darin die gesellschaftliche Arbeit unter bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen — unter den Verhältnissen der Warenproduktion — zum Ausdruck kommt; er ist eine der Warenproduktion eigentümliche Art, die gesellschaftliche Arbeit zu bemessen. „Menschliche Arbeitskraft im flüssigen Zustande oder menschliche Arbeit bildet Wert, aber ist nicht Wert. Sie wird Wert in geronnenem Zustand, in gegenständlicher Form[2]."

Aber um die Marxsche Wertlehre richtig zu verstehen, dazu ist nötig zu wissen nicht nur was der Wert ist, sondern auch was er nicht ist. Das eigentümliche dieser Lehre

---

[1] Engels, Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft, S. 334—336.

[2] Marx, Das Kapital, I, S. 18.

besteht namentlich darin, dafs die Begriffe von Wert und Preis streng unterschieden werden. Während andere Ökonomen unter Warenwert dasselbe in abstracto verstehen, was in concreto als Preis erscheint, wird für Marx der Preis etwas ganz anderes als der Wert. Nach dem Erscheinen des dritten Bandes des „Kapitals" haben sehr viele in der Wertlehre dieses Bandes den Widerspruch mit derselben Lehre des ersten Bandes erblickt, da in dem dritten Bande Marx ausdrücklich anerkennt, dafs nicht die Arbeitskosten, sondern die kapitalistischen Produktionskosten, die Kapitalauslagen, den Gravitationspunkt der Warenpreise bilden, während im ersten Bande der Verfasser die Substanz des Wertes in der Arbeit findet. Nun hat aber Marx schon im ersten Bande darauf hingewiesen, dafs „die Durchschnittspreise nicht direkt mit den Wertgröfsen der Waren zusammenfallen" [1] und dafs viele Dinge einen Preis haben, ohne Wert zu besitzen (Boden, wildwachsendes Holz u. a.). Zwar bestimmt Marx im ersten Bande seines grofsen Werkes das nähere Verhältnis zwischen Wert und Preis nicht. Aber schon aus seiner allgemeinen Wertlehre war es klar, dafs nach der Auffassung des Autors des „Kapitals" der Preis der Ware etwas ganz anderes sein mufs, als der einfache Geldausdruck des Arbeitswertes [2].

Nach dem Erscheinen des dritten Bandes des „Kapitals" ist kein Streit darüber möglich. Die Preislehre von Marx stimmt in allen wesentlichen Punkten mit der von Ricardo überein, während die absolute Arbeitswerttheorie von Marx nur den Namen mit der relativen Arbeitswerttheorie von Ricardo gemeinsam hat. Ricardo erblickte in der Arbeit

---

[1] Das Kapital, I, 3. Aufl., S. 129.

[2] Zwar sagt Marx, dafs „der Wertausdruck einer Ware in Gold ihre Geldform oder ihr Preis ist" (Das Kapital, I S. 60), aber auf der folgenden Seite erklärt er, dafs „ein Ding einen Preis formell haben kann, ohne einen Wert zu haben". Die erste Behauptung wird also durch die zweite widerlegt und beruht offenbar auf einer nachlässigen Ausdrucksweise.

einen unter mehreren Wertfaktoren; für Marx aber bildet die Arbeit die Substanz des Wertes selbst.

Der Begriff des absoluten Arbeitswertes bildet den Angelpunkt des ganzen ökonomischen Systems von Marx. Es wird von vielen Marxkritikern darauf hingewiesen, dafs Marx seinen wichtigsten ökonomischen Grundsatz — den des absoluten Arbeitswertes — postuliert, aber nicht beweist. Die Bemerkung ist richtig, aber der Mangel an Beweisen dieses Grundsatzes ist nicht als der schwache Punkt des Marxschen Systems zu bezeichnen. Es ist vielmehr methodologisch zu rechtfertigen. Was eigentlich sollte Marx beweisen? Dafs die Warenpreise mit den Arbeitskosten zusammenfallen? Das wird aber von Marx nicht nur nicht behauptet, sondern ausdrücklich verneint.

Die Realität der Arbeitskosten der Waren bedarf aber keines Beweises. Darum hatte Marx recht, wenn er den besten Beweis seines Grundsatzes im Ganzen seines Systems erblickte, in der von ihm gegebenen Erklärung der Gesetze der kapitalistischen Wirtschaft. Den Angelpunkt seines Systems bildet der Begriff des absoluten Arbeitswertes; fällt das System nicht hin, so ist seine Grundlage solid. Der genannte Begriff sei also als ein Postulat der ökonomischen Wissenschaft zu betrachten, als die Bedingung ihrer Existenz. Das Verzichten auf diesen Begriff sei mit dem Verzichten auf wissenschaftliches Begreifen der kapitalistischen Wirtschaft gleichbedeutend.

Die Kritik der Marxschen Wertlehre soll darum in der Beurteilung der wissenschaftlichen Zweckmäfsigkeit des von Marx gebildeten Wertbegriffs, seiner Tauglichkeit als eines Forschungsmittels, bestehen. Nun enthält, meines Erachtens, dieser Begriff einen inneren Widerspruch, was ihn zu allen Forschungszwecken ganz untauglich macht.

Der Wert ist für Marx, wie gesagt, nicht einfach die Arbeit, sondern die in der Ware vergegenständlichte Arbeit. Wie kann aber die Arbeit sich in der Ware vergegenständlichen? Aus welchen Gründen erscheint die Arbeit in der

Warenwirtschaft nicht als das, was sie wirklich ist — d. i. ein bestimmter Aufwand der menschlichen Arbeitskraft —, sondern als eine Eigenschaft des Arbeitsproduktes — der Ware? Und in welcher Eigenschaft der Ware kommt die Vergegenständlichung der Arbeit zum Ausdruck?

Die Ursache der Vergegenständlichung der menschlichen Arbeit in ihrem Produkt liegt offenbar darin, dafs bei der Warenwirtschaft die direkte Vergleichung der für die Herstellung verschiedener Arbeitsprodukte verwendeten Arbeit unmöglich ist, da die gesellschaftliche Wirtschaft bei dieser Wirtschaftsweise aus selbständigen und autonomen individuellen Wirtschaften besteht, zwischen denen das umzutauschende Ding, die Ware, das einzige Verbindungsglied bildet. Die Vergegenständlichung der Arbeit kommt also im Warenpreise zum Ausdruck. Aufser ihrem Preise besitzt die Ware keine Eigenschaft, worin die in ihr enthaltene Arbeitsmenge sich vergegenständlichen möchte.

Aber die Warenpreise geben den Ausdruck nicht der in den betreffenden Waren enthaltenen Arbeitsmengen, sondern der bei der Produktion dieser Waren gemachten Kapitalauslagen [1]. In den Warenpreisen vergegenständlicht sich nicht die Arbeit, sondern die Kapitalauslage. Da aber die Arbeit in nichts wenn nicht im Warenpreise sich vergegenständlichen kann, so vergegenständlicht sie sich folglich gar nicht.

Der innere Widerspruch des Marxschen Wertbegriffs besteht also im folgenden. Der Wert ist, nach **Marx**, die vergegenständlichte Arbeit. Aber, wie **Marx** ausdrücklich anerkennt, fällt der Preis mit dem Arbeitswert nicht zusammen; nun kann die Arbeit in nichts, wenn nicht im Preise, sich vergegenständlichen. Folglich ist der Wert keine vergegenständlichte Arbeit.

Das sich widersprechende des Marxschen Wertbegriffs ist also festgestellt. Es hat Marx vor das folgende Dilemma

---

[1] Vgl. Georg Adler, Die Grundlagen der Marxschen Kritik der bestehenden Volkswirtschaft, 1887, S. 90 ff.

gestellt. Entweder werden die Warenpreise durch den Wert bestimmt — und in diesem Fall fällt der Warenwert mit den Arbeitskosten nicht zusammen, da die Preise mit den Arbeitskosten nicht zusammenfallen; oder es werden die Warenpreise durch den Wert nicht bestimmt — und in diesem Fall verliert der Begriff des Tauschwerts jeden bestimmten Sinn, da der Tauschwert nicht anders als die Grundlage des Preises gedacht werden kann.

Im ersten Falle stürzt die Marxsche Wertlehre in Trümmern zusammen; im zweiten verliert sie jede Beziehung zu den realen Tatsachen des Warenaustausches, sie wird inhaltsleer. In beiden Fällen erweist sie sich unfähig, ein brauchbares Forschungsmittel zu sein. Das mufste Marx fühlen und aus der Unmöglichkeit, dem angegebenen Dilemma eine den Grundlagen des Systems nicht widersprechende Lösung zu geben, sind die beständigen Widersprüche der Marxschen ökonomischen Theorie zu erklären. In allen drei Bänden des „Kapitals" schwankt der Verfasser zwischen beiden einander ausschliefsenden Betrachtungsweisen: zwischen Anerkennung und Leugnung der preisbestimmenden Eigenschaft der Arbeit. Je nach den Bedürfnissen seiner Argumentation stellt sich der Autor auf den ersten oder auf den zweiten Standpunkt. Im ersten Bande stellt er die Sache meistens so dar, als ob die Preise direkt durch die Werte bestimmt werden; im dritten Bande, wo es sich um die Bildung der Warenpreise handelt, leugnet er das. So entsteht der Schein, dafs die Wertlehre des dritten Bandes der des ersten widerspreche. In Wahrheit aber liegt der Widerspruch tiefer — im Begriff des absoluten Arbeitswerts, der die Preise nicht bestimmt und doch im Austauschverhältnis der Waren zum Ausdruck kommt.

Das hat vielen ökonomischen Konstruktionen des „Kapitals" den Stempel des Phantastischen aufgedrückt. Nachdem Marx ausdrücklich verneint hat, dafs Warenpreise zu Arbeitskosten gravitieren, fügt er eine Formel zur anderen, baut ein Theorem auf das andere, macht sein

System, dessen Grundlage die nicht ausgesprochene, aber implizite anerkannte Annahme bildet, dafs die Warenpreise zu Arbeitskosten . . . gravitieren, immer komplizierter. Der Gedanke dreht sich immer innerhalb der sich widersprechenden Begriffe. Der Verfasser wohnt in einer phantastischen Welt, welche keine Beziehung zur realen Welt hat. Reale Erscheinungen — wie der Bodenpreis — werden als imaginäre bezeichnet, während ganz imaginäre Begriffe — wie der des in Austauschverhältnissen nicht hervortretenden Tauschwertes — als der Schlüssel zur höchsten ökonomischen Weisheit proklamiert werden.

II.

Aber mit der Feststellung des sich Widersprechenden einer Doktrin ist ihre Kritik nicht zum Abschlufs gebracht. Als Ganzes mag sie unhaltbar sein — ihre Bestandteile können wichtige Wahrheiten enthalten. Eine fruchtbare Kritik soll nicht nur das Falsche einer Doktrin verwerfen, sondern auch das etwaige darin enthaltene Richtige verwerten.

Die absolute Arbeitswerttheorie von Rodbertus-Marx ist gewifs als Werttheorie — also als Preistheorie, da der Preis eine konkrete Erscheinung des abstrakten Wertes ist — unbedingt falsch. Aber die Unvereinbarkeit dieser Theorie mit den realen Tatsachen der Preisbildung ist zu offenkundig, um von den Denkern des Schlags von Rodbertus und Marx verkannt zu sein. Wenn sie trotzdem an derselben festhielten, so nur deshalb, weil die absolute Arbeitswerttheorie ihnen als unentbehrliche Grundlage ihres ökonomischen Systems, welches die Erklärung der sozialen Verhältnisse der kapitalistischen Gesellschaft zu seinem Ziele hatte, erschien. Auf der Werttheorie beruht namentlich die Mehrwerttheorie dieser Denker — die Kennzeichnung alles besitzlosen Einkommens als einer Form sozialer Ausbeutung.

Nun ist nicht zu bestreiten, dafs die absolute Arbeits-

werttheorie einen Kern von Wahrheit enthält. „Es gibt nichts“ — sagt Rodbertus — „was die Güter aufser der Arbeit noch kosteten, oder, die Arbeit ist das einzige Element in der Entstehungsgeschichte der Güter, welches unter dem Gesichtspunkt ihrer Kosten aufgefafst werden kann ... Wenn das Gut dem Menschen ohne Zweifel die aufgewendete Arbeit kostet, so gibt es doch ferner in der Entstehungsgeschichte der Güter nichts anderes, was noch, aufser ihr, in solcher Beziehung zum Menschen stände, dafs man davon sagen könnte, es koste ihm dies, um sich ein Gut anzueignen. Es ist freilich nicht zu leugnen, dafs zur Produktion eines Gutes noch ein anderes nötig und tätig st. Es ist Material dazu nötig, und dies leiht die Natur lazu ... Allein man müfste die Natur personifizieren und on ihren Kosten sprechen, wollte man deshalb überhaupt on Kosten sprechen. Das Material ist kein Aufwand, den ler Mensch für das Gut macht; Kosten des Gutes sind für ins aber nur diejenigen, welche dieses hat[1].“

Der wirtschaftliche Prozefs ist eine menschliche Tätigeit, welche die Anschaffung der Genufsmittel zu ihrem wecke hat. Die Kategorie des wirtschaftlichen Wertes ezieht sich auf diese Genufsmittel; aber die wirtschaftliche ätigkeit des Menschen selbst wird durch die Wertkategorie icht umfafst. Darum bedarf das wissenschaftliche Begreifen es Wirtschaftsprozesses neben der Kategorie des Wertes uch der Kategorie des Arbeitsaufwandes, der Kosten. iese beiden Kategorien ergänzen sich gegenseitig und ilden die Grundkategorien der ökonomischen Wissenschaft, obei in der Kostenkategorie der Mensch als das tätige lement der Wirtschaft, in der Wertkategorie als das geiefsende erscheint. Worin aber bestehen die Kosten im bsoluten Sinne? Offenbar, nur im Aufwand der menschchen Arbeit aus dem einfachen Grunde, weil nur der lensch das Subjekt der menschlichen Wirtschaft ist.

---

[1] Rodbertus, Zur Erkenntnis unserer staatswirtschaftlichen Zuände, 1842, S. 6–8.

„Wenn Roscher behauptet, Kuh und Stier seien die Produzenten des Kalbes, und wenn Smith behauptet, in der Landwirtschaft arbeite nicht nur der Arbeiter, sondern auch das Arbeitsvieh . . . so geben diese Autoren dem Vieh die Persönlichkeit, denn nur eine Person kann aktiv tätig sein“ [1], bemerkt treffend Effertz. Warum aber schreiben wir nur dem Menschen die Persönlichkeit zu? Etwa deshalb, weil der Mensch das einzige vernünftige Wesen ist, die Krone der Schöpfung usw.? Bei weitem nicht. „Das ist alles Phantasie. Der wirkliche Grund ist ein viel hausbackenerer. Der Mensch ist Person, weil wir menschliche Wirtschaft studieren wollen. Wollten wir Bienenwirtschaft studieren, so wären die Bienen Personen, wollten wir Ochsenwirtschaft studieren, so wären die Ochsen Personen. Die Menschen wären in beiden Fällen keine Personen [2].“

Darum ist die Arbeit des Pferdes ebensowenig wie das Fallen des Wassers, welches das Mühlrad dreht, den Kosten im absoluten Sinne beizuzählen. Die Arbeit des Pferdes ist kein Aufwand der Lebenskräfte des menschlichen Organismus, sie wird vom Menschen nicht empfunden als seine Mühe und sein Leid. Das einzige wirkliche Kostenelement in menschlicher Wirtschaft ist also nur und einzig der Mensch selbst.

Diese Betrachtungsweise stöfst, wie es scheint, auf manche Schwierigkeiten. Nicht nur Arbeitsprodukte, sondern auch viele Dinge, welche nie durch die menschliche Arbeit hergestellt werden, haben für den Menschen wirtschaftliche Bedeutung — wie z. B. der Boden. Der Mensch soll ebenso sparsam sein in bezug auf Boden (falls kein freier, unokkupierter Boden da ist), wie in bezug auf jedes andere wirtschaftliche Gut. „Nur Güter, die Arbeit kosten, sind wirtschaftliche Güter“, sagt Rodbertus. Das ist offenbar falsch. Der Boden ist unter gewöhnlichen Wirtschaftsbedingungen der zivilisierten Völker wirtschaftliches Gut.

[1] Otto Effertz, Arbeit und Boden, 1897, S. 46.
[2] A. a. O., S. 47.

Nun ist das ein Einwand gegen die absolute Arbeits-
erttheorie von Rodbertus und Marx, nicht aber gegen die
ier vertretene absolute Arbeitskostentheorie. Für den Ver-
asser der „Sozialen Briefe" bildete Arbeit die alleinige
Substanz nicht nur der Kosten, sondern auch des Wertes.
Darum sprach Rodbertus wirtschaftliche Eigenschaft (also
Werteigenschaft) allen Dingen, welche keine Arbeitsprodukte
sind, ab. Ich aber leugne entschieden, dafs die Arbeit
Wertsubstanz ist; wohl aber ist die Arbeit, nach meiner
Meinung, die alleinige Substanz der absoluten Kosten.

Der Irrtum von Rodbertus (wie von Marx) bestand
darin, dafs er zwei ganz verschiedene Begriffe — den der
Kosten und den des Wertes — gleichstellen wollte und
kostenlose Güter auch als wertlose betrachtete. Aber kosten-
ose Güter können von Wert sein, da die wirtschaftliche
Bedeutung der Güter nicht darauf beruht, dafs sie Arbeit
gekostet haben, sondern darauf, dafs von ihrem Besitz die
Befriedigung unserer Bedürfnisse abhängt. „Der Wert ist
in menschliches Interesse, als Zustand der Güter gedacht",
lefiniert den Wert treffend Wieser[1]. Nun sind die Kosten
ler Mensch selbst, als das in der Wirtschaft tätige Ele-
nent gedacht. Beide Kategorien sind nicht nur nicht
dentisch, sondern in einem gewissen Sinne entgegen-
esetzt.

Aber von den absoluten Kosten — dem Arbeitsauf-
and — soll man relative unterscheiden. Die Kategorie
on absoluten Kosten ist der von Wert entgegengesetzt,
ie der Mensch, als Wirtschaftssubjekt, den Wirtschafts-
jekten entgegengesetzt ist. Jedoch als relative Kosten
nn jeder Gegenstand von Wert erscheinen, falls er nicht
s Zweck, sondern als Mittel gedacht wird. Ist zur Er-
ichung eines bestimmten Zweckes der Aufwand eines
utes von Wert nötig, so bildet dies Gut die Kosten der

[1] v. Wieser, Über den Ursprung und die Hauptgesetze des wirt-
haftlichen Wertes, 1884, S. 79.

Erreichung jenes Zweckes. Wildwachsendes Holz hat der Menschheit nichts gekostet; ist es aber von Wert, so wird es bei der Schätzung der Baukosten eines Hauses neben der Arbeit mitgerechnet. Nun ist es klar, daſs Kosten in diesem Sinne ganz anderen ökonomischen Charakter haben als absolute Arbeitskosten. Das Interesse an diesen ist ebenso ursprünglich wie jedes andere menschliche Interesse. Wir schätzen unsere Arbeit nicht deshalb — oder nicht nur deshalb —, weil mit ihrer Hilfe sachliche Genuſsmittel anzuschaffen sind. Unsere Arbeit ist unsere Lebenstätigkeit und der Arbeitsaufwand ist der Aufwand unseres Organismus, unseres Selbst. Darum müssen wir in Bezug auf unsere Arbeit ebenso sparsam wie in Bezug auf Genuſsmittel sein; darum sind Arbeitskosten absolute Kosten.

Einen anderen ökonomischen Charakter hat der Aufwand äuſserer Güter von Wert. Ein kostenloses Gut, wie wildwachsendes Holz, bleibt kostenlos, auch wenn es als Material zum Hausbau aufgewendet wird. Da aber das Holz ein Gut von Wert ist, so bildet es bei dem Hausbau ein Element des wirtschaftlichen Opfers. Um Kosten in diesem zweiten Sinne von den Arbeitskosten zu unterscheiden, bezeichne ich sie als relative Kosten — relative deshalb, weil ihre Kosteneigenschaft eine abgeleitete, namentlich ein Derivat ihrer Werteigenschaft ist.

Bei der Tauschwirtschaft kann jedes Gut von Wert, durch Vermittlung des Tausches, zum Erwerb jedes anderen Gutes von Wert dienen. Man kann ja alles für Geld kaufen. Es ist also natürlich, daſs bei modernen Wirtschaftsbedingungen die Kosten aller wirtschaftlichen Güter gewöhnlich in den zu ihrem Ankauf nötigen Geldsummen ausgedrückt werden.

Der jungfräuliche Boden enthält keine Atome der menschlichen Arbeit. Die Menschheit erhält ihn ohne irgend einen Aufwand ihrer Lebenskräfte. Aber der Boden ist von Wert — und kann darum für einen bestimmten Preis veräuſsert werden. Für denjenigen, welcher den Boden für sein Geld gekauft hatte, bildet dies Geld die

Kosten des Bodens. Diese Kosten haben jedoch einen relativen Charakter — sie gelten nur vom privatwirtschaftlichen Standpunkt, vom Standpunkt des Käufers des Bodens, ganz ebenso wie nur vom privatwirtschaftlichen Standpunkt der Wechsel des Reichtums gilt; vom Standpunkte der ganzen Gesellschaft aber bleibt der Boden kostenlos — die Gesellschaft, als das Ganze, hat für die Anschaffung des Bodens kein Opfer gebracht.

Die für die kapitalistische Wirtschaftsweise so charakteristische Kategorie der Betriebskosten, als Auslagen des Unternehmers gedacht, ist eine Kategorie der relativen Kosten. „Die kapitalistische Kost der Ware — bemerkt Marx — mifst sich an der Ausgabe in Kapital, die wirkliche Kost an der Ausgabe in Arbeit[1]."

Kapitalistische Produktionskosten (Betriebskosten) sind, wie gesagt, keine absoluten, sondern relative Kosten. Da der Kapitalist, das Subjekt des kapitalistischen Betriebs, an der produktiven Arbeit nicht teilnimmt, so ist es natürlich, dafs absolute Arbeitskosten ihn am wenigsten interessieren. Nur als Auslage an Kapital erscheinen die Arbeitskosten als ein Kostenelement des kapitalistischen Betriebs. Vom kapitalistischen Standpunkt aus ist der Arbeiter ein Produktionsmittel wie alle anderen Produktionsmittel, eine Form des Kapitals. Das Charakteristische der Kategorie der kapitalistischen Produktionskosten besteht darin, dafs der fundamentalste wirtschaftliche Unterschied — der des Menschen und des Objekts seines Handelns — in ihr ganz verschwindet. Der Mensch und sachliche Produktionsmittel erscheinen in dieser Kategorie nebenan, als Dinge derselben Art. Eine solche Gleichstellung der an sich ganz heterogenen Dinge ist eine Folge der kapitalistischen Wirtschaftsweise, dessen, dafs bei dieser Wirtschaftsweise der Arbeiter nicht das Subjekt, sondern das Objekt der Wirtschaft bildet. Zwar ist das, wie Rodbertus sagt, „im Widerspruch mit der modernen Rechtsidee", welche „auch für

[1] Marx, Das Kapital, III[1], S. 2.

die Arbeiter schon die freie Persönlichkeit so vollständig anerkannt hat, wie für die Rentiers"[1]. Man kann ebenso Rodbertus zustimmen, indem er darauf hinweist, daſs die kapitalistische Betrachtung des Arbeiters als eines Produktionsmittels „noch unwillkürlich die Sklaverei voraussetzt", und daſs von diesem Standpunkte aus „werden die Arbeiter nur zu den vollkommensten Maschinen und ihre Unterhaltsmittel hören auf unmittelbares Gut oder Einkommen zu sein und sind dem Futter des Zugviehs oder den Kohlen, die die Maschine speisen, gleich"[2]. Das ist alles richtig; aber falsch ist der Schluſs von Rodbertus: weil eine solche Betrachtungsweise der modernen Rechtsidee widerspricht, so widerspricht sie auch „dem wirklichen Verlauf der Sache". Mit diesem, mit der kapitalistischen Wirklichkeit, stimmt sie im Gegenteil vollkommen überein, woraus folgt, daſs die kapitalistische Wirklichkeit den modernen Rechtsideen widerspricht[3].

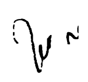
Vom Standpunkte des Kapitalisten aus bilden die Auslagen an Kapital, nicht aber der Arbeitsaufwand, wirkliche Kosten der Produktion. Das erklärt uns, warum die Kategorie der Arbeitskosten dem kapitalistischen Bewuſstsein so fremd ist. Trotzdem bildet der Arbeitsaufwand die einzigen absoluten Kosten auch in der kapitalistischen Gesellschaft. Der objektiven Gesellschaftswissenschaft gebührt es nicht, auf den kapitalistischen Standpunkt sich zu stellen, da die Kapitalisten nicht die ganze menschliche Gesellschaft, sondern nur einen Teil derselben ausmachen. Die Auslagen der Unternehmer sind vom gesellschaftlichen Standpunkte aus keine wahren Kosten, da sie in die Einnahmen anderer Gesellschaftsglieder eingehen. Sachliche Produktionsmittel, welche im Produktionsprozeſs verbraucht werden, bilden auch kein Element der absoluten Kosten, da ihr Verbrauch kein Verbrauch des menschlichen Orga-

[1] Rodbertus, Zur Erkenntnis unserer staatswirtschaftlichen Zustände, 1842, S. 22.
[2] A. a. O.
[3] Vgl. unten das neunte Kapitel.

nismus ist. Die Natur hat keine Persönlichkeit und darum sind die „Bodenkosten“ (Effertz) mit dem Aufwand der Kräfte des wirtschaftlichen Subjekts selbst nicht gleichzustellen. Auch bei der kapitalistischen Wirtschaftsweise hat der Boden der Menschheit nichts gekostet. Der Mensch selbst und seine Arbeit bleibt also bei jeder Wirtschaftsweise die einzige Substanz der absoluten Kosten.

Obschon der Arbeitsaufwand eine ebenso reale Kategorie der kapitalistischen Wirtschaft ist, wie der Kapitalsaufwand, werden die Warenpreise bei der kapitalistischen Wirtschaftsweise nicht durch Arbeits-, sondern durch Kapitalskosten bestimmt. Die Arbeitskosten stehen aufserhalb des kapitalistischen Bewufstseins; da aber die Preisbildung auf Grundlage der bewufsten Wertschätzungen geschieht, so ist es natürlich, dafs die absoluten Kosten keinen unmittelbaren Einflufs auf den Warenpreis ausüben können. Nur unter der Form der Kapitalauslagen wirken die Arbeitskosten auf die Warenpreise ein, da nur Kapitalauslagen dem kapitalistischen Bewufstsein bekannt sind.

Das erklärt uns, warum die Kategorie der absoluten Kosten von der bürgerlichen Nationalökonomie bisher so wenig beachtet wird. Absolute Kosten bestimmen nicht den Warenpreis — und die Erscheinungen der Preisbildung sind das wichtigste Untersuchungsobjekt der bürgerlichen Wirtschaftslehre. Alles, was aufserhalb des unmittelbaren Zusammenhanges mit der Preisbildung steht, scheint dem kapitalistischen Bewufstsein auch aufserhalb des realen Wirtschaftsprozesses zu stehen. Und, in der Tat, ist die Kategorie der absoluten Kosten auf der Oberfläche der kapitalistischen Welt gar nicht zu bemerken.



Trotzdem ist diese Kategorie nicht minder real wie die Wertkategorie. Zwar objektiviert sich der Wert im Warenpreise, während Arbeitskosten sich nicht vergegenständlichen. Aber nur der Warenfetischismus, dessen Natur von Marx so genial gekennzeichnet ist, kann dazu führen, hinter den Warenpreisen die eigentlichen wirkenden Kräfte der Wirtschaft, die wirtschaftenden Menschen, nicht zu

sehen. Für den durch den Warenfetischismus nicht verblendeten Blick kann die reale Geltung der Arbeitskosten keinen Augenblick verborgen sein. „In allen Zuständen“ — bemerkt Marx — „mufste die Arbeitszeit, welche die Produktion der Lebensmittel kostet, den Menschen interessieren[1].“ Die Arbeitskostenkategorie ist die soziale Kategorie par excellence. Die Wertkategorie hat einen Fetischcharakter: gesellschaftliche Verhältnisse sind in ihr durch die Maske der Warenverhältnisse verdeckt. Hinter dem Warenpreise ist der Warenproduzent, der Arbeiter, nicht zu sehen. Anders die Arbeitskostenkategorie: der gesellschaftliche Mensch figuriert in ihr ohne jede Marke, in seiner eigenen Person, mit seinen Leiden und Mühen, mit seinem Kampf mit der Natur und mit seinen sozialen Verhältnissen, die auf der Grundlage dieses Kampfes entstehen.

Der Begriff der Arbeitsproduktivität gehört, nach allgemeiner Anerkennung, zu den Grundbegriffen der ökonomischen Wissenschaft. Der ökonomische wie der soziale Fortschritt mifst sich am einfachsten nach der Erhöhung der Arbeitsproduktivität. Die ökonomische Wissenschaft ist nicht imstande, ihre elementarsten Lehren ohne diesen Begriff klarzumachen. So geht z. B. ein so entschiedener Gegner der Arbeitswerttheorie wie Böhm-Bawerk in seiner Kapitallehre von diesem Begriffe aus, indem er die volkswirtschaftliche Bedeutung des Kapitals darin erblickt, „dafs man auf dem indirekten Wege mit gleichviel Arbeit mehr Produkt oder das gleiche Produkt mit weniger Arbeit erlangen kann“[2].

„Der Grad der gesellschaftlichen Produktivität der Arbeit, ihre Veränderung usw. ist es“ — bemerkt Sombart —, „was, ohne dafs es dem Produktionsagenten oder irgend einem wirtschaftenden Individuum zum Bewufstsein kommt, über die Preise, über die Mehrwertrate,

---

[1] Das Kapital, I, S. 38.

[2] Böhm-Bawerk, Positive Theorie des Kapitals. Zweite Auflage 1902, S. 18.

kurz über die gesamte Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens am letzten Ende entscheidet, das heifst der individuellen Willkür feste Grenzen setzt[1]."

Nun ist aber der Begriff der Arbeitsproduktivität nichts anderes als der der absoluten Arbeitskosten, in seiner umgekehrten Form: während in diesem das Verhältnis der Arbeitsmenge zum hergestellten Produkt, wird in jenem das Verhältnis des hergestellten Produktes zur Arbeitsmenge ausgedrückt.

Der Tauschwert ist eine historische Wirtschaftskategorie, da Wirtschaft auch ohne Tausch existieren kann; anders die Arbeitskostenkategorie, welche eine logische Kategorie der Wirtschaft ist, da keine Wirtschaft ohne wirtschaftliche Arbeit zu denken ist. Diese Kategorie soll der Angelpunkt werden der neueren ökonomischen Wissenschaft, welche, frei vom Warenfetischismus, die durch Warenverhältnisse verdeckten sozialen Verhältnisse der Menschen untersuchen wird. „Die richtige Betrachtungsweise der Wirtschaftserscheinungen vom allgemein-menschlichen oder gesellschaftlichen Standpunkt erfordert, dafs die Güter, welche den Reichtum ausmachen, von den beiden Seiten ihrer Kosten und ihres Nutzens geschätzt werden. Eine der schwersten Anklagen gegen die merkantilen Nationalökonomen besteht darin, dafs sie das herzustellende Produkt ausschliefslich berücksichtigen und ganz ungenügend den Produktionsprozefs; sie schätzen den Wohlstand des Volkes nach der Menge seines sachlichen Reichtums und lassen aufser acht, inwieweit diese Vorteile durch die zunehmende Länge, Intensität, Eintönigkeit und Verderblichkeit der Arbeit gekauft werden[2]". Wieser hat gewifs recht, wenn

[1] Werner Sombart, Zur Kritik des ökonomischen Systems von Karl Marx. Archiv für soziale Gesetzgebung, VII, S. 577. Dieser geistreiche Aufsatz eines der hervorragendsten modernen Nationalökonomen leidet daran, dafs die Wertkategorie mit der Kostenkategorie darin verwechselt wird und dafs sogar versucht wird, den prinzipiellen Unterschied zwischen beiden ganz zu verwischen.

[2] John Hobson, John Ruskin Social Reformer. Russische Übersetzung, 1899, S. 69.

er sagt, „dafs das Interesse, mit der Arbeit wegen ihrer Beschwerlichkeit zu sparen, ein ebenso wichtiges und wahrhaftes Interesse der Menschen ist, als dasjenige, welches sie an der Sicherung ihrer Bedürfnisbefriedigung haben“ [1]. Auf dasselbe weist auch Effertz hin. „Das Wohlbefinden eines Menschen“ — sagt er — „hängt, soweit es eine wirtschaftlich definierbare Gröfse ist, von zwei Faktoren ab, von seinem Einkommen und seinem Arbeitstag. Je gröfser das Einkommen und je kleiner der Arbeitstag, um so gröfser sein Wohlbefinden. Ein Mensch, der täglich 18 Stunden arbeiten mufs, ist ebenso schlimm daran, wie ein Mensch, der nichts zu beifsen hat, mag der erstere noch so viel Reichtum und der letztere noch so viel Mufse haben. Das Wohlsein ist ebenso unverträglich mit Hunger wie mit Überanstrengung [2].“

Das letztere ist gewifs richtig, aber die Behauptung von Effertz, dafs jede Verringerung der wirtschaftlichen Arbeit das Wohlbefinden des Menschen vergröfsert, fordert einige Einschränkungen. Es gibt einige Arten der wirtschaftlichen Arbeit, welche, von so kurzer Dauer die betreffende Arbeit auch sein möge, als Mühe und Last vom Menschen empfunden werden. „Das Interesse an der Sache, das allerdings jeden äufseren Lohn zu ersetzen imstande ist, ist in erheblicherem Mafse doch nur bei den schöpferischen und geistigen Tätigkeiten vorhanden. Dieser Reiz fehlt den niedrigen, mechanischen, von den jetzigen Proletariern ausgeführten Funktionen, die keine Ansprüche an die geistigen Kräfte stellen, aber um so mehr an die körperlichen, an Ertragen ästhetischer Unannehmlichkeiten und langweilig mechanischen Tagwerks . . . Im Bergwerk unter Tage zu arbeiten, Senkgruben auszuräumen, die gefährlichen Dienste des Lokomotivführers, des Arbeiters in

[1] Wieser, Über den Ursprung des wirtschaftlichen Güterwertes, S. 105.

[2] Effertz, Arbeit und Boden, S. 64.

der chemischen Fabrik zu tun"[1], ist schwerlich aus der reinen Lust der Tätigkeit möglich. Aber andere Arten der wirtschaftlichen Arbeit, wie viele landwirtschaftlichen Arbeiten, Gartenbau, Fischfang, Jagd u. a. können höchst lustbringend sein, falls die Dauer der bezüglichen Arbeit eine gewisse Grenze nicht überschreitet.

Darum sind wir nicht berechtigt, jede wirtschaftliche Arbeit unter allen Bedingungen als unangenehme Tätigkeit zu betrachten. Aber gewifs wird die angenehmste Tätigkeit zu einer Qual im Falle der Überanstrengung. Nun mufs wirtschaftliche Tätigkeit, als Regel, die Grenzen überschreiten, worin sie angenehm sein kann. Die bezügliche Frage ist meisterhaft von W. S. Jevons behandelt. Das wirtschaftliche Prinzip erfordert namentlich, dafs wir unsere wirtschaftliche Arbeit bis zu dem Punkte nicht einstellen, wo der Nutzen des durch die letzte Arbeitseinheit hergestellten Produktes dem aus dieser Arbeit herstammenden Unlustgefühl gleich ist[2].

Bei der kapitalistischen Wirtschaftsweise ist der Arbeiter gezwungen, sogar diese äufserste normale Grenze des Arbeitsaufwandes zu überschreiten, da er in der Feststellung der Länge seines Arbeitstages unfrei ist. Der Kapitalist fühlt aber das Leid der Überarbeit des Arbeiters nicht und ist direkt interessiert, den Arbeitstag möglichst auszudehnen. So entsteht bei der kapitalistischen Wirtschaftsweise die

---

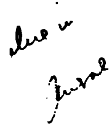
[1] Georg Simmel, Einleitung in die Moralwissenschaft, 1892, S. 419.

[2] Vgl. Jevons, The Theory of Political Economy. 3 Edition. 1888, Chapter V. Diese von Jevons aufgestellte Regel gilt nicht unbedingt, da die Wirtschaftsbedingungen so günstig gedacht werden können, dafs der Mensch seine Bedürfnisse nach sachlichen Gütern durch lustbringende Tätigkeit befriedige. Wirtschaftliche Tätigkeit wäre in diesem Fall keine Mühe für den Menschen. Nun aber steht aufser allem Zweifel, dafs ein solcher Wirtschaftszustand einen so hohen Grad der Arbeitsproduktivität zur Voraussetzung hat, dafs so etwas nur als ein Ideal der Zukunft gelten kann. Für alle historische Menschengesellschaft bleibt aber wirtschaftliche Tätigkeit eine schwere Arbeit, welche nur aus Rücksichten der aus ihr resultierenden äufseren Vorteile verrichtet wird.

Tendenz zur äufsersten Ausdehnung des Arbeitstages, wogegen die Arbeiter einen hartnäckigen Kampf führen.

III.

In der Theorie des wirtschaftlichen Güterwertes ist es nicht aufser acht zu lassen, dafs die Wertkategorie ihre Geltung nicht nur im Gebiet der Wirtschaft hat. „Das Moment der Wertbestimmung — sagt Wundt — bildet das nächste entscheidende Merkmal des Geistigen gegenüber dem blofs Physischen . . . Die geistige Welt ist die Welt der Werte. Diese können in den mannigfaltigsten qualitativen Modifikationen und in den verschiedensten Graden vorkommen. Die sinnlichen, ästhetischen, ethischen und intellektuellen Werte bilden nur stärker hervortretende Hauptgruppen derselben, zwischen denen die mannigfaltigsten Übergänge und Verbindungen stattfinden. Ihnen allen ist es gemeinsam, dafs sie sich zwischen Gegensätzen bewegen. Hierdurch weisen sie auf das Gefühl als die subjektive Bedingung ihres Daseins hin . . . In der geistigen Welt hat alles seinen positiven oder negativen, seinen gröfseren oder geringeren Wert[1]." „Philosophie — definiert Windelband — ist die kritische Wissenschaft von den allgemeingültigen Werten[2]." Die Bedeutung der Wertkategorie für das ganze Gebiet der historischen Wissenschaften hat am besten Heinrich Rickert in seiner bedeutenden Schrift: „Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung" an den Tag gelegt. Alle empirische Wirklichkeit wird Natur, wenn sie mit Rücksicht auf das Allgemeine betrachtet wird, sie wird aber Geschichte, wenn wir sie mit Rücksicht auf das Besondere betrachten. Die Darstellung des Besonderen und Individuellen ist aber möglich nur „durch eine Beziehung der Objekte auf Werte"[3]. Also Werturteile bilden die Grundlage aller Geschichtswissenschaft.



[1] Wundt, Logik. Methodenlehre II, S. 16.
[2] Windelband, Präludien, S. 30.
[3] Rickert, Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, 1902, S. 307.

In diesem weitesten Sinne kann man mit Ehrenfels den Wert als „die Begehrbarkeit eines Dinges“ [1] definieren. Nun können wir etwas als Mittel zum Zweck oder als den Zweck selbst begehren. So entsteht die Zweiteilung der Werte in unvermittelte, Eigenwerte, und vermittelte, Wirkungswerte (Ehrenfels). Der wirtschaftliche Wert gehört zu dieser zweiten Art, da wirtschaftliche Tätigkeit kein Selbstzweck ist, sondern ein Mittel zur Erreichung anderer Zwecke. Ein Objekt wird zum Gegenstand wirtschaftlicher Wertschätzung, wenn von seiner Verfügung die Befriedigung unserer Bedürfnisse abhängt. Der wirtschaftliche Wert ist also „die Bedeutung, welche konkrete Güter für uns dadurch erlangen, daſs wir in der Befriedigung unserer Bedürfnisse von der Verfügung über dieselben abhängig zu sein uns bewuſst sind“ (Menger).

Durch die Grenznutzentheorie ist die Lehre vom wirtschaftlichen Wert zwar nicht zum Abschluſs gebracht, aber allerdings sehr wesentlich gefördert. Eine quantitative Vergleichung unserer qualitativ verschiedenen Lust- wie Unlustgefühle scheint vielen unmöglich zu sein. Nun ist dieser Einwand gegen die moderne Wertlehre schon durch den alten Kant als grundlos nachgewiesen. „Die Vorstellungen der Gegenstände — sagt der groſse Denker — mögen so ungleichartig . . . sein, so ist doch das Gefühl der Lust . . . von einerlei Art . . . Wie würde man sonsten zwischen zwei der Vorstellungsarten nach gänzlich verschiedenen Bestimmungsgründen eine Vergleichung der Gröſse nach anstellen können, um den, der am meisten das Begehrungsvermögen affiziert, vorzuziehen? Eben derselbe Mensch kann ein ihm lehrreiches Buch, das ihm nur einmal zu Händen kommt, ungelesen zurückgeben, um die Jagd nicht zu versäumen, in der Mitte einer schönen Rede weggehen, um zur Mahlzeit nicht zu spät zu kommen, eine Unterhaltung durch vernünftige Gespräche, die er sonst sehr schätzt, verlassen, um sich an den Spieltisch zu setzen,

[1] v. Ehrenfels, System der Werttheorie, 1897, I, S. 53.

sogar einen Armen, dem wohlzutun ihm sonst Freude ist, abweisen, weil er jetzt eben nicht mehr Geld in der Tasche hat, als er braucht, um den Eintritt in die Komödie zu bezahlen[1]."

Als Genufsmittel sind alle wirtschaftlichen Güter kommensurabel, wie verschiedenartig sie sonst auch sein möchten, und die moderne Wertlehre begeht keinen Fehltritt, indem sie von der Annahme einer solchen Kommensurabilität der wirtschaftlichen Güter ausgeht. Der allgemeinen Aufnahme der Grenznutzentheorie seitens der Nationalökonomen ist vielleicht am meisten im Wege gewesen die durch ihre Vertreter eingenommene Stellung der klassischen Werttheorie gegenüber. Die österreichische Schule hat in dieser Hinsicht am meisten gesündigt. In der Arbeitswerttheorie Smith-Ricardo erblickt z. B. Wieser „eine der merkwürdigsten Verirrungen der Wissenschaft". Diese Theorie ist nach seiner Meinung „so voll von Widersprüchen, dafs sie einem unbefangenen, nicht prädisponierten Geiste gar nicht begreiflich gemacht werden kann"[2]. Die Urteile von Böhm-Bawerk und anderer Vertreter der Schule über die klassische Werttheorie sind nicht minder hart. Die alte Theorie gilt für die neuen Theoretiker als ein Nest von Ungereimtheiten, welchen kein Kern der Wahrheit zu Grunde liegt.

Nun beruht dieser ganze Streit der Neuen mit den Alten meines Erachtens auf einem Mifsverständnis. In den polemischen Angriffen der Grenznutzler gegen die klassische Werttheorie wird eigentlich nicht diese, sondern eine ganz andere — namentlich die Rodbertus-Marxsche absolute — Arbeitswerttheorie angegriffen. Diese ist mit der Grenznutzentheorie in der Tat unvereinbar, da der Wert nicht zugleich „Arbeitsgallerte" und der Grenznutzen sein kann. Anders ist die Sache mit der relativen Arbeitswerttheorie von Ricardo. Die Grenznutzenlehre befindet sich mit ihr nicht nur in keinem realen Widerspruch, sondern beide

[1] Kant, Kritik der praktischen Vernunft. Reclams Ausgabe. S. 26.
[2] Wieser, Über den Ursprung des Wertes, S. 119.

Theorien unterstützen sich gegenseitig und bilden logische Korrelate. Die eine Theorie setzt die andere voraus und umgekehrt.

Derselbe Jevons, welcher als Ricardo-Vernichter gelten will, hat die volle Übereinstimmung beider Theorien an den Tag gelegt. „Der Wert eines Gutes“ — sagt er — „hängt ab ausschliefslich von seinem Grenznutzen. Wie können wir aber diesen Grenznutzen verändern? Durch die Vermehrung oder Verringerung des Angebots des Gutes. Und wie können wir dieses vermehren oder verringern? Durch die Vermehrung oder Verringerung der Menge der zur Herstellung bezüglicher Güter aufgewendeten Arbeit. Von diesem Standpunkt aus gibt es also zwei Stufen zwischen Arbeit und Wert. Arbeit bestimmt das Angebot, und Angebot bestimmt den Grenznutzen, welcher den Wert oder das Austauschverhältnis des Gutes feststellt[1].“ Es fehlt bei Jevons der Schlufs dieses Syllogismus — also Arbeit bestimmt den Wert.

Die Produktionskosten einer Ware üben keinen Einflufs auf deren Preis von dem Augenblicke an, wo die Ware fertig auf dem Markte erscheint; aber welche Warenmenge an den Markt gelangt, das hängt hauptsächlich von ihren Produktionskosten ab. Sind die Produktionskosten zweier bestimmter Waren gleich, so haben auch ihre Preise die Tendenz gleich zu sein, denn ist dies nicht der Fall, wirft etwa die Produktion einer Ware einen höheren Gewinn als die der anderen ab, so geht das Kapital in die erste Produktionssphäre aus der zweiten über, bis die Gewinnraten und folglich die Warenpreise in beiden Produktionssphären dieselben werden.

Es ist sehr leicht, auch auf andere Weise, als es Jevons in der angegebenen Ausführung tut, von der Grenznutzentheorie ausgehend zur relativen Arbeitswerttheorie zu gelangen. Die Produktionskosten der Güter sind in verschiedenen Produktionssphären verschieden. Das Maxi-

[1] Jevons, The Theory of Political Economy, S. 164—165.

mum des Nutzens wird nur dann erreicht, wenn die gesellschaftliche Produktion so eingeteilt wird, dafs in allen Produktionssphären in die letzten Zeiteinheiten die Produktenmassen des gleichen Nutzens hergestellt werden. Denn ist dies nicht der Fall, wird etwa in die letzte Zeiteinheit in einer Produktionssphäre die Produktenmasse vom geringeren Nutzen als in einer anderen hergestellt, so erscheint diese Produktion minder vorteilhaft, und sie soll also eingeschränkt werden (was den Grenznutzen ihrer Produkte erhöht), während die zweite Produktion ausgedehnt werden soll, bis die Nutzen der in letzten Zeiteinheiten hergestellten Produktenmassen in beiden Produktionssphären gleich werden.

Die Produktionskosten respektiver Produkte oder, was dasselbe ist, die Mengen der in derselben Zeiteinheit hergestellten Produkte bleiben aber verschieden. Die Nutzen dieser Produktenmengen sollen jedoch, wie gesagt, gleich sein. Also mufs der Nutzen der letzten Einheit jedes Produktes — sein Grenznutzen — sich umgekehrt verhalten zu der in dieser Zeiteinheit hergestellten Produktenmasse, oder, mit anderen Worten, der Grenznutzen jedes Produktes mufs sich direkt verhalten zu seinen Grenzkosten.

Dieser Zusammenhang zwischen dem Arbeitsaufwand zur Herstellung eines Gutes und seinem Wert war dem Urheber der Grenznutzentheorie, Hermann Gossen, ganz klar. „Um ein Gröfstes von Lebensgenufs zu erhalten“ — sagt er —, „hat der Mensch seine Zeit und Kräfte auf die Bereitung der verschiedenen Genüsse derart zu verteilen, dafs der Wert des letzten bei jedem Genufs geschaffenen Atoms der Gröfse der Beschwerde gleichkommt, die es bei ihm verursachen würde, wenn er dieses Atom in dem letzten Moment der Kraftentwicklung schaffte[1]“.

Die Produktionskostentheorie von Ricardo ist der Grenz-

[1] Gossen, Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs. Neue Ausgabe. 1889, S. 45.

nutzentheorie in einem gewissen Sinne entgegengesetzt, keineswegs aber widersprechend. Jene hat objektive, diese subjektive Momente der Preisbildung festgestellt. Wie die Selbstbeobachtung in der Psychologie die objektive physiologische Beobachtung der psychischen Prozesse nicht ausschliefst, sondern sie ergänzt und unterstützt, ganz ebenso bildet die objektive Werttheorie von Ricardo eine notwendige Ergänzung der subjektiven Grenznutzentheorie.

Die neue Werttheorie hat keinen einzigen neuen objektiven Wertfaktor aufgedeckt. Ihre Bedeutung liegt auf einem anderen Gebiet. Sie ist der erste wissenschaftliche Versuch, den längst bekannten objektiven Mechanismus der Preisbildung als eine notwendige Folge der menschlichen Motivation nachzuweisen und zu erklären. Diese Erklärung ermöglichte das sogenannte Gesetz des Angebots und der Nachfrage als ein wahres Kausalgesetz zu begreifen, während früher alle Versuche, dasselbe wissenschaftlich zu begründen, gescheitert sind. Die Grenznutzentheorie kann als die abstrakte Theorie der wirtschaftlichen Motivation gelten, welche bisher der Wissenschaft fehlte, und in dieser Eigenschaft ist sie auch zum Begreifen des objektiven Mechanismus der Preisbildung unentbehrlich.

Ist aber die klassische Werttheorie mit der Grenznutzentheorie wohl vereinbar, so gilt das offenbar nicht in bezug auf die Marx-Rodbertussche absolute Arbeitswerttheorie. Nun ist aber diese letzte nicht nur mit der Grenznutzentheorie, sondern auch mit der klassischen Werttheorie unvereinbar. Es ist ein grobes Mifsverständnis, in der Marxschen Wertlehre eine logische Weiterentwicklung der Ricardoschen Lehren zu erblicken. Absolute und relative Arbeitswerttheorien haben, wie gesagt, fast nur den Namen gemeinsam, nach ihrem Inhalte aber widersprechen sie sich einander ganz entschieden. Ist Arbeit, wie Ricardo lehrt, einer unter mehreren objektiven Wertfaktoren, so kann sie unmöglich Wertsubstanz sein.

Der Mangel der Grenznutzentheorie besteht in der zu

starken Betonung des rein natürlichen Elements in der Preisbildung und in der Nichtbeachtung der sozialen Momente in derselben. „Der Wert der Güter ist“ — sagt Karl Menger — „unabhängig von der menschlichen Wirtschaft in ihrer sozialen Erscheinung, unabhängig auch von der Rechtsordnung, ja von dem Bestande der Gesellschaft[1].“ Die ganze bezügliche Lehre ist unhistorisch — sie soll gleichmäfsig für alle Wirtschaftszustände und Wirtschaftssysteme gelten.

Zwar ist nicht zu leugnen, dafs es in der wirtschaftlichen Wertschätzung einige Momente gibt, denen allgemeine Geltung zukommt, da alle Wirtschaft, unabhängig von ihrer historischen Form, auf der Wertschätzung beruht. Aber neben diesen allgemeingültigen gibt es in der wirtschaftlichen Wert- und Preisbildung auch historische, soziale Momente, welche keinenfalls ignoriert werden dürfen.

Es ist hauptsächlich Böhm-Bawerks Verdienst, die Gesetze der Preisbildung vom Standpunkte der neuen Wertlehre festgestellt zu haben. Der ausgezeichnete Forscher entwickelt die Theorie der Preisbildung in der modernen Wirtschaft an dem Beispiele des Verkaufs der Pferde, wobei es vorbehalten bleibt, dafs die Verkäufer bereit sind, die zu veräufsernden Pferde auch für sich zu behalten, falls der durch die Käufer vorgeschlagene Preis zu niedrig ausfalle[2]. Wie schroff dieser Vorbehalt der kapitalistischen Wirklichkeit widerspricht, wo Waren für den Absatz, nicht aber für den etwaigen Selbstgebrauch produziert werden, ist offenkundig. Aber das Fehlerhafte des Böhmschen Beispiels ist in dieser Hinsicht von nicht so grofser Konsequenz, als es scheinen mag. In anderen Schriften der Grenznutzentheoretiker wird dieser Fehler vermieden und der Marktpreis nicht als von den Wertschätzungen der Käufer und Verkäufer, sondern als ausschliefslich von den Wert-

[1] Menger, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, 1871, S. 80.
[2] Böhm-Bawerk, Positive Theorie des Kapitals. 1902, S. 211 ff.

schätzungen der Käufer abhängig anerkannt[1], welches Zugeständnis der neuen Wertlehre keinen Abbruch tut. Von diesem Standpunkt aus wird der Marktpreis auf folgende Weise festgestellt. Dem Konsumenten steht es frei diese oder jene Ware zu kaufen. Ist der für eine bestimmte Warenart verlangte Preis so hoch, daſs, falls diese Ware angeschafft wird, der Konsument auf den Ankauf einer anderen Ware, welche ihm gröſseren Genuſs gewährt, verzichten muſs, so wird die erste Ware unveräuſsert bleiben. Das zwingt den Verkäufer, den Preis herabzusetzen, bis zu dem Punkte, an dem die Konsumenten den Grenznutzen des für diesen Preis angekauften Produktes nicht geringer schätzen als den Grenznutzen anderer für denselben Preis zu erwerbenden Produkte. Das Geld spielt dabei nur eine Vermittlerrolle und hat keinen Einfluſs auf die relative Höhe der Preise der verschiedenen Waren. So entsteht auf der Grundlage der subjektiven Wertschätzungen der Konsumenten und der Menge des zu veräuſsernden Produktes der Marktpreis, wobei den Produktionskosten der regelnde Einfluſs auf den Marktpreis nur insoweit zuzuerkennen ist, daſs sie die Menge des dargebotenen Produktes bestimmen[2].

Viel wichtiger ist ein anderer Mangel des Böhmschen Beispiels des Pferdeverkaufs. Das Pferd ist gewiſs keine für die kapitalistische Welt typische Ware. Nun hatte Böhm-Bawerk seine guten Gründe, seine Theorie der Preisbildung am Beispiel des Verkaufs einer so ungewöhnlichen Ware zu entwickeln. Das Pferd erscheint namentlich auf dem Markte als ein unteilbares Gut. Man kann nicht eine Hälfte, ein Viertel usw. des Pferdes veräuſsern.

---

[1] Vgl. den Aufsatz von Zuckerkandl „Preis“, in Conrads „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“.

[2] „Als allgemeine Regel gilt, daſs, je kürzer der von uns zu berücksichtigende Zeitraum, um so gröſsere Bedeutung in bezug auf den Warenwert der Nachfrage beigemessen werden soll; und je länger der Zeitraum, um so gröſsere Bedeutung erhalten in bezug auf den Wert die Produktionskosten.“ Alfred Marshall, Principles of Economics, 1898, S. 429.

Dadurch wird eine grofse Schwierigkeit überwunden, die der Grenznutzentheorie im Wege steht. Es ist mit Recht von Komorzynski[1] und Stolzmann[2] darauf hingewiesen, dafs der Grenznutzen desselben Gütervorrats verschieden ausfallen wird, je nach der Menge des Produktes, welche als eine unteilbare Einheit zum Objekt der Wertschätzung wird. Je gröfser diese Einheit, um so höher ihr Grenznutzen, also der Wert des ganzen Vorrats. Nach der Meinung von Böhm-Bawerk wie anderer Vertreter der Theorie hängt der Güterwert ausschliefslich vom Verhältnis von Bedarf und Deckung, von Nützlichkeit und Seltenheit der Güter ab[3]. Nun sind damit alle die Preisbildung bestimmenden Momente nicht erschöpft. Ein sehr wichtiges fehlt — nämlich die Gröfse der Gütereinheit, welche nach den objektiven Bedingungen des Marktes zur Grundlage der Wertschätzungen der Käufer werden mufs.

Die Bedeutung dieses Moments für die Preisbildung kann an dem Beispiel des Arbeitslohns am besten an den Tag gelegt werden. Es wird heute fast allgemein anerkannt, dafs die in Gewerkvereinen organisierten Arbeiter einen höheren Lohn von den Kapitalisten zu erzwingen im stande sind, als die nicht organisierten. Worauf beruht aber diese Wirkung der Arbeiterorganisationen auf den Preis der Arbeitsware? Offenbar darauf, dafs die organisierten Arbeiter als ein unteilbares Ganze dem Kapitalisten gegenüberstehen, während bei dem Fehlen der Arbeiterorganisation vereinzelte Arbeiter einzeln mit dem Kapitalisten die Arbeitsbedingungen verabreden. Im ersten Fall erscheint auf dem Arbeitsmarkte eine mehr oder minder grofse Gruppe

---

1 Komorzynski, Der Wert in der isolierten Wirtschaft. 1889, S. 53 ff.

2 „Je nachdem eine größere oder geringere Menge desselben Gutes als fortfallend gedacht wird, fällt der Grenznutzen und auch der Wert des ganzen Vorrats, nämlich das Vielfache der Einheit, ganz verschieden aus“, Stolzmann, Die soziale Kategorie in der Volkswirtschaftslehre. 1896, S. 259.

3 Böhm-Bawerk, Positive Theorie des Kapitals, S. 168.

der Arbeiter als unteilbares wirtschaftliches Gut, im zweiten Falle tritt als solches der vereinzelte Arbeiter auf. Ist die Übereinstimmung über die Arbeitsbedingungen nicht erreicht, so ist der Kapitalist im ersten Falle nicht selten genötigt, seinen Betrieb einzustellen, während im zweiten Falle keine Störung des Betriebs erfolgt. Darum ist die Wertschätzung der Ware Arbeit seitens des Kapitalisten im ersten Falle eine viel höhere als im zweiten, entsprechend der gröfseren Gütereinheit, welche zum Objekt der Wertschätzung wird.

Die Tatsache also, dafs Arbeiterorganisationen den Preis der Ware Arbeit, ganz unabhängig von den sonstigen Bedingungen des Arbeitsmarktes, sehr wirksam beeinflussen, zeigt am schlagendsten, welche grofse Rolle soziale Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse bei der Preisbildung spielen. Bei demselben Angebot der Arbeitshände und bei derselben Nachfrage nach ihnen gehen Arbeitslöhne in die Höhe, falls die soziale Macht der Arbeiterklasse dank ihrer besseren Organisation zunimmt, und sinken im entgegengesetzten Falle.

Der Monopolist ist im stande, den Preis der monopolisierten Ware zu erhöhen, nicht nur durch Verringerung des zu veräufsernden Warenvorrats, sondern auch durch die einfache Verweigerung des Verkaufs der Ware für niedrigeren Preis, was den Käufer zwingt, den höchsten für ihn ökonomisch möglichen Preis dafür zu bezahlen. „Die Höhe des Marktpreises“ — sagt Böhm-Bawerk — „stellt sich in derjenigen Zone fest, für welche Angebot und Nachfrage sich quantitativ gerade die Wage halten [1].“ Nun kann diese Zone einen breiteren oder engeren Spielraum umfassen, innerhalb dessen der Preis oszilliert; soziale Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse entscheiden, auf welchem Punkte innerhalb dieser Zone sich der Preis definitiv feststellt. So können sich z. B. Angebot und Nachfrage in Bezug auf Ware Arbeit bei sehr verschiedenen Preisen die Wage halten. Der Arbeiter ist natürlich bestrebt, den

---

[1] Positive Theorie des Kapitals, S. 225.

höchsten Lohn zu erreichen, aber wie tief der wirkliche Lohn sich auch einstelle, der Arbeiter wird sich nicht weigern seine Ware Arbeit preiszugeben, da seine Existenz auf diesem Preisgeben beruht. Auch der Kapitalist zieht es vor, den Arbeiter so billig wie möglich zu bezahlen, aber wie hoch der wirkliche Arbeitslohn auch sein möge, falls nur derselbe nicht den ganzen Profit verschlingt, wird der Kapitalist eher vorziehen, diesen Lohn auszuzahlen, als sein Kapital brach liegen zu lassen. So hat in diesem Falle die Böhm-Bawerksche Formel fast keine Geltung, da die durch sie festgestellte Preiszone zu breit ist: nur die äufsersten und in der Wirklichkeit nie zu erreichenden Grenzen der Lohnschwankungen werden durch diese Formel bestimmt. Auf welchem Punkt dieser Zone sich aber der Arbeitslohn feststellt, das hängt ausschliefslich von der relativen ökonomischen und sozialen Macht der Kontrahenten ab.

Die Wertlehre der Grenznutzenschule ist ferner zu abstrakt und rationalistisch. Sie geht von der Voraussetzung aus, dafs der Mensch seine Genüsse genau mifst und den gröfseren Genufs dem geringeren immer vorzieht. Nun ist der Mensch öfters schwankend, welcher Genufs der gröfsere ist. Aber er braucht gewöhnlich eine genaue Messung der etwaigen Genüsse gar nicht anzustellen, um seine Wahl zu entscheiden. Die Routine und die Sitte bestimmen die Lebensweise der grofsen Mehrzahl der Bevölkerung. Der Konsument kauft eine bestimmte Ware für einen bestimmten Preis nicht darum, weil er überzeugt ist, dafs er für sein verausgabtes Geld keinen gröfseren Genufs erwerben könne, sondern einfach weil er dem Beispiele anderer folgt und gewohnt ist, diese Ware für diesen Preis anzuschaffen. Darum sind die Detailpreise (von welchen schliefslich auch die Grofshandelpreise abhängen) so stabil. Die Sitte ist also diejenige Kraft, welche am wirksamsten den kollektiven und zum Teil unbewufsten Prozefs der Preisbildung bestimmt.

Zwar bilden individuelle Wertschätzungen die Grundlage des Warenpreises, aber sobald der Preis da ist,

irkt er auf jene zurück. So entsteht der Schein der Un-
)hängigkeit des Warenpreises von individuellen Wert-
hätzungen, die Vergegenständlichung des Preises, der
/arenfetischismus.

Die Mängel der Grenznutzentheorie sind also die Mängel
ər individualistisch-rationalistischen politischen Ökonomie,
əren höchste Frucht diese Lehre ist. Die Grenznutzen-
.eorie gibt eine richtige Lösung des Wertproblems in
iner abstrakten, unhistorischen Form; um konkrete Preis-
scheinungen in einem bestimmten historischen Wirtschafts-
stem zu erklären, soll diese Lehre durch sozial-historische
ətrachtungsweise ergänzt werden. Der Warenpreis ist,
.e Sitte und Recht, ein kollektives Resultat der zum Teil
ıbewufsten sozialen Prozesse, worin die Macht- und Ab-
ngigkeitsverhältnisse der sozialen Gruppen zum Ausdruck
mmen.

Siebentes Kapitel.

Mehrwert.

I. Marxsche Profittheorie. Arbeit als einzige Quelle des Profits. Die Unabhängigkeit der Profite der einzelnen Kapitalisten von der Zusammensetzung ihrer Kapitale und die Abhängigkeit der allgemeinen Profitrate von der Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals. — *II. Die allgemeine Profitrate und die Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals in verschiedenen Produktionsabteilungen.* Der Mangel an Übereinstimmung zwischen der realen allgemeinen Profitrate und der nach den Mehrwertverhältnissen berechneten. — *III. Die Bewegung der allgemeinen Profitrate.* Das Marxsche Gesetz der fallenden Profitrate. Die Unhaltbarkeit dieses Gesetzes. Die Veränderungen der Profitrate unter dem Einfluſs der 1. Verringerung und 2. Erhöhung der Arbeitsproduktivität. — *IV. Mehrwert und Profit.* Die Unabhängigkeit der allgemeinen Profitrate von der Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals. Die Unhaltbarkeit der Unterscheidung des konstanten und variablen Kapitals.

Auf der Wertlehre beruht die Mehrwertlehre von Marx. Obschon die Wertlehre das logische Prius der Mehrwertlehre bildet, ist diese als der wichtigere Bestandteil der ganzen theoretischen Konstruktion zu betrachten, da jene da ist um diese zu begründen. Der eigentliche Zweck dieser Konstruktion besteht in nichts anderem, als in der Nachweisung, daſs das kapitalistische Einkommen auf der Ausbeutung der Arbeiterklasse beruhe[1].

---

[1] „Die Gleichheit der Menschen . . . ist das Ziel, das A und O des Marxismus.“ Wenckstern, Marx. 1896, S. 137.

I.

Die Marxsche Profittheorie soll das Vorhandensein einer solchen Ausbeutung objektiv feststellen. Die Grundlage dieser Theorie bildet der Begriff des absoluten Arbeitswertes. Von diesem Begriffe ausgehend kommt Marx ganz konsequent zum Schlufs, dafs der Profit der Kapitalisten wie das arbeitslose Einkommen überhaupt auf der Aneignung der unbezahlten Arbeit der an der Produktion beschäftigten besitzlosen Arbeiter durch die Kapitalisten und andere Besitzende beruht. Die Mehrwerttheorie von Marx, welche zugleich seine Profittheorie ist, ist eine notwendige Folge seiner Werttheorie. Die alleinige Quelle des kapitalistischen Profits soll die Arbeit der an der Produktion beschäftigten Arbeiter sein. Da aber nur ein Teil des Kapitals zur Bezahlung der Arbeiter dient, während der andere aus den Produktionsmitteln besteht, so wird der neue, im Produktionsprozefs geschaffene Wert, welcher als der Profit dem Kapitalisten zukommt, nur durch den ersten Teil des Kapitals erzeugt, während der zweite Teil dabei eine passive Rolle spielt und keinen Wertzuwachs erzeugt. Darum nennt Marx den ersten Kapitalteil variables, den zweiten konstantes Kapital. In der Behauptung, dafs das konstante Kapital an dem Wertzuwachs des in der Produktion angelegten Kapitals nicht teilnimmt, besteht der Kernpunkt der Marxschen Profittheorie, wodurch sie zu allen denjenigen Profittheorien, welche keinen Unterschied in bezug auf die Profitbildung zwischen dem Lohn- und Sachkapital ziehen, in den schroffsten Gegensatz tritt.

Nun ist es eine allgemein bekannte Tatsache, dafs auf der Oberfläche der kapitalistischen Welt kein Unterschied in bezug auf die Profitbildung zwischen konstantem und variablem Kapital zu bemerken ist. Die Betriebe, worin das variable Kapital eine relativ gröfsere Rolle spielt, werfen nicht gröfsere Profite ab, als die Betriebe mit dem Überwiegen des konstanten Kapitals. Diese Tatsache bestreitet Marx nicht, aber er sucht sie auf folgende Weise mit seiner

Profittheorie in Übereinstimmung zu bringen. „Infolge der verschiedenen Zusammensetzung der in verschiedenen Produktionszweigen angelegten Kapitale ... werden auch sehr verschiedene Massen Mehrwerts von ihnen produziert. Demgemäfs sind die Profitraten, die in verschiedenen Produktionszweigen herrschen, ursprünglich sehr verschieden. Diese verschiedenen Profitraten werden durch die Konkurrenz zu einer allgemeinen Profitrate ausgeglichen, welche der Durchschnitt aller dieser verschiedenen Profitraten ist." Die einzelnen Kapitalisten „lösen nicht den in ihrer eigenen Sphäre produzierten Mehrwert und daher Profit ein, sondern nur soviel Mehrwert und daher Profit, als vom Gesamtwert oder Gesamtprofit, der vom Gesamtkapital der Gesellschaft in allen Produktionssphären zusammengenommen, in einem gegebenen Zeitabschnitt produziert wird, bei gleicher Verteilung auf jeden aliquoten Teil des Gesamtkapitals fällt. Pro 100 zieht jedes vorgeschossene Kapital, welches immer seine Zusammensetzung, in einem Jahr oder anderen Zeitabschnitt den Profit, der für diesen Zeitabschnitt auf 100 als den sovielsten Teil des Gesamtkapitals kommt. Die verschiedenen Kapitalisten verhalten sich hier, soweit der Profit in Betracht kommt, als blofse Aktionäre einer Aktiengesellschaft, worin die Anteile am Profit gleichmäfsig pro 100 verteilt werden"[1].

Gegen diese Betrachtungsweise ist zunächst einzuwenden, dafs der von Marx vorausgesetzte Ausgleichungsprozefs der wegen der Verschiedenheit der Zusammensetzung der Kapitale ursprünglich verschiedenen Profitraten von Marx ad hoc ausgedacht ist und der Wirklichkeit nicht im mindesten entspricht. In der kapitalistischen Wirklichkeit gibt es keine Veranlassung zu diesem Prozefs, da auch „ursprüngliche" Profitraten durch die Zusammensetzung des Kapitals nicht beeinflufst werden. Die Preisbildung und also die Profitbildung geschieht doch auf der Grundlage nicht der absoluten Arbeitskosten, sondern kapitalistischer Produktionskosten.

[1] **Marx, Das Kapital, III^{I}, S. 136—137.**

Es steht aufser allem Zweifel, dafs, was die einzelnen Betriebe betrifft, in bezug auf die Profitbildung kein Unterschied zwischen dem konstanten und variablen Kapital zu bemerken ist. „Der einzelne Kapitalist“ — sagt Marx —, dessen Blick borniert ist, glaubt mit Recht, dafs sein Profit nicht allein aus der von ihm oder in seinem Zweige beschäftigten Arbeit herstamme. Es ist das ganz richtig für seinen Durchschnittsprofit . . . Ersparung an Arbeit — nicht nur an der Arbeit, notwendig um ein bestimmtes Produkt zu produzieren, sondern auch an der Anzahl der beschäftigten Arbeiter — und gröfsere Anwendung toter Arbeit (konstantes Kapital) erscheint als ökonomisch ganz richtige Operation; sie scheint von vornherein in keiner Weise die allgemeine Profitrate und den Durchschnittsprofit anzugreifen. Wie sollte daher die lebendige Arbeit ausschliefsliche Quelle des Profits sein, da Verminderung der zur Produktion nötigen Menge Arbeit nicht nur nicht den Profit anzugreifen scheint, sondern vielmehr unter gewissen Umständen als nächste Quelle zur Vermehrung des Profits erscheint“[1]?

Die Meinung, dafs die lebendige Arbeit keine „ausschliefsliche Quelle des Profits“ ist, beruhe also auf der Borniertheit des kapitalistischen Blickes, welcher auf das Einzelne und nicht auf das Ganze gerichtet ist. Während aber die Profite der einzelnen Kapitalisten von dem konstanten ebensogut wie vom variablen Kapital abhängen, sei der Profit der ganzen kapitalistischen Klasse ausschliefslich durch das variable Kapital erzeugt. Das Mehrwertgesetz beherrsche das Ganze der gesellschaftlichen Verteilung, namentlich die Verteilung des gesellschaftlichen Einkommens zwischen verschiedenen Gesellschaftsklassen. Was aber die weitere Verteilung des Einkommens innerhalb einer Klasse betreffe, so sei sie anderen Gesetzen unterworfen.

Die Totalität aller Produktionszweige genommen, sei die Summe aller Warenpreise deren Arbeitswerten gleich; die mit dem Mehrwert nicht zusammenfallenden Profite einzelner

---

[1] Das Kapital, III^{I}, S. 149.

Betriebe seien nicht im stande, das allgemeine Mehrwertgesetz nichtig zu machen, da alles „sich dahin auflöst, daſs was in der einen Ware zu viel, in der anderen zu wenig für Mehrwert eingeht, und daſs daher auch die Abweichungen vom Wert, die in den Produktionspreisen der Waren stecken, sich gegeneinander aufheben“ [1]. Darum sei die allgemeine Profitrate, im Gegensatz zu den Profitraten in einzelnen Produktionszweigen, durch die Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals bestimmt, namentlich „1. durch die organische (Wert)Zusammensetzung der Kapitale in den verschiedenen Sphären der Produktion . . . und 2. durch die Verteilung des gesellschaftlichen Gesamtkapitals auf diese verschiedenen Sphären“ [2].

II.

Die Mehrwerttheorie kann nur dann widerlegt sein, wenn bewiesen wird, daſs auch die Verteilung des gesellschaftlichen Einkommens zwischen verschiedenen Gesellschaftsklassen dem Mehrwertgesetze nicht folgt und daſs auch die allgemeine Profitrate in ihrem statischen Zustande wie in ihren Veränderungen von der Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals ganz unabhängig ist. Das nachzuweisen wird im folgenden versucht.

Die Zusammensetzung des Kapitals ist nicht nur in einzelnen Betrieben, sondern auch in ganzen Abteilungen der gesellschaftlichen Produktion verschieden. Wir können annehmen, daſs das konstante Kapital die gröſste Rolle bei der Produktion der Produktionsmittel spielt, die geringste aber bei der Produktion der Konsummittel der herrschenden Klassen (also bei der Luxusproduktion). Das folgende Schema soll veranschaulichen, auf welche Weise bei dieser Annahme das gesellschaftliche Einkommen reproduziert und verteilt wird.

---

[1] A. a. O. S. 140.
[2] A. a. O. S. 141.

Reproduktion und Verteilung des gesellschaftlichen Einkommens in Geldpreisen ausgedrückt[1].

I. Produktion der Produktionsmittel.

180 p + 60 a + 60 r = 300.

II. Produktion der Konsumtionsmittel der Arbeiter.

80 p + 80 a + 40 r = 200.

III. Produktion der Konsumtionsmittel der Kapitalisten.

40 p + 60 a + 25 r = 125.

Mit p, a, r sind respektive Produktionsmittel (konstantes Kapital), Arbeitslohn (variables Kapital), Rente (Mehrwert) bezeichnet. Die Zahlen sind willkürlich gewählt und drücken in Millionen Mark die Geldpreise (Produktionspreise) der Kapitalauslagen, Renten und jährlich erzeugten Produkte in den entsprechenden Abteilungen der gesellschaftlichen Produktion aus. Die Zusammensetzung des Kapitals ist in jeder Abteilung, der Voraussetzung gemäfs, verschieden, und zwar überwiegt in der ersten Abteilung das konstante Kapital, in der dritten das variable, in der zweiten sind beide ihren Preisen nach gleich grofs. Die Profitraten sind in allen Abteilungen der gesellschaftlichen Produktion, dem allgemeinen Gesetze der Gleichheit der Profitraten gemäfs, als gleich und zwar 25 Proz. gleich angenommen.

Das Schema drückt alle Produktions- und Verteilungsverhältnisse in Geldpreisen aus. Aber hinter den Waren

---

[1] Bei der Konstruktion dieses Schemas wird unterstellt, dafs die Gesellschaft nur aus zwei Klassen — Kapitalisten und Arbeitern — besteht. Von der Verschiedenheit der Umschlagsperioden des stehenden und umlaufenden Kapitals wird abgesehen und angenommen, dafs das konstante Kapital wie das variable umschlägt. Die Einteilung der gesellschaftlichen Produktion ist im Schema proportionell — die Nachfrage nach allen Produkten ist deren Angebot gleich. Eine Kapitalakkumulation findet nicht statt.

stehen die Menschen und hinter den Preisen die Arbeitswerte, welche mit diesen nicht zusammenfallen. Im Schema auf der folgenden Seite sind die Geldpreise in ihnen entsprechende Arbeitswerte verwandelt. Ich setze dabei voraus, dafs die Länge des Arbeitstags und die realen Arbeitslöhne, also auch die Mehrwertraten (das Verhältnis des Mehrwerts zum variablen Kapital) in allen Produktionsabteilungen gleich sind. Es wird angenommen, dafs in der ersten Produktionsabteilung 150 tausend Arbeiter jährlich beschäftigt werden. Mit Hilfe der Produktionsmittel, deren Geldpreis 180 Mill. Mk. beträgt, schaffen sie eine Menge des Produktes für den Geldpreis von 300 Mill. Mk. Ist der Arbeitswert dieser Produktenmenge X, so ist der Arbeitswert der bei der Produktion derselben verbrauchten Produktionsmittel gleich $\frac{180}{300}$ X. Wir bekommen also folgende Gleichung:

$$\frac{180}{300} X + 150 \text{ tausend Arbeitsjahre} = X,$$

woraus X = 375 tausend Arbeitsjahre.

Der Arbeitswert der Konsumtionsmittel der Arbeiter ist auf ähnliche Weise festzustellen. Der Arbeitswert der bei dieser Produktion verbrauchten Produktionsmittel ist $375 \times \frac{80}{300}$ tausend Arbeitsjahre, also 100 tausend Arbeitsjahre. Die Zahl der in dieser Produktionsabteilung beschäftigten Arbeiter verhält sich zu der in der ersten Produktionsabteilung beschäftigten wie $\frac{80}{60}$, ist also 150 tausend $\times \frac{80}{60} = 200$ tausend. Der ganze Arbeitswert der Produkte der zweiten Produktionsabteilung beträgt $100 + 200 = 300$ tausend Arbeitsjahre.

In der dritten Abteilung ist der Arbeitswert der Produktionsmittel $375 \times \frac{40}{300} = 50$ tausend Arbeitsjahre. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter ist der in der ersten gleich und

der Arbeitswert der produzierten Produkte beträgt 50 + 150 = 200 tausend Arbeitsjahre.

Die gesellschaftliche Mehrwertrate ist gleich

$$\frac{200 \text{ (der gesellschaftliche Mehrwert)}}{300 \text{ (das gesellschaftliche variable Kapital)}},$$

= 66,6 Proz. und zwar ist sie gültig gleichmäfsig für jede Produktionsabteilung, deren Mehrwertraten, der Voraussetzung gemäfs, gleich sind. So kommen wir zum folgenden Schema der

Reproduktion und Verteilung des gesellschaftlichen Einkommens in Arbeitswerten ausgedrückt.

I. Produktion der Produktionsmittel.

225 p + 90 a + 60 r = 375.

II. Produktion der Konsumtionsmittel der Arbeiter.

100 p + 120 a + 80 r = 300.

III. Produktion der Konsumtionsmittel der Kapitalisten.

50 p + 90 a + 60 r = 200.

Die Zahlen drücken in Tausenden Arbeitsjahre die Arbeitswerte der produzierten Produkte aus und bilden sozusagen eine Übersetzung des ersten Schemas von Geldpreisen in Arbeitswerte. Die Vergleichung der beiden Schemata zeigt, dafs alle Verteilungsverhältnisse andere sind, je nachdem sie in Geldpreisen oder in Arbeitswerten ausgedrückt werden. So bildete im ersten Schema das gesellschaftliche variable Kapital $\frac{200}{625}$ = 32 Proz. des Preises des gesamten gesellschaftlichen Produktes, während es als Arbeitswert $\frac{300}{875}$ = 34 Proz. des Arbeitswerts desselben bildet. Die Profitrate, nach den Geldpreisen gerechnet, ist gleich 25 Proz. Nach den Arbeitswerten aber erreicht sie $\frac{200}{675}$ = beinahe 30 Proz.

Wir sehen also, dafs die gesellschaftliche oder allgemeine Profitrate verschieden ausfällt, je nachdem sie nach den Geldpreisen der Waren, oder nach ihren Arbeitswerten gerechnet wird. Welche von diesen beiden Profitraten hat aber reale Geltung? Offenkundig die nach den Geldpreisen gerechnete, da Profitbildung tatsächlich auf der Grundlage der Warenpreise sich gestaltet. Es ist also bewiesen, dafs auch in betreff des gesamten gesellschaftlichen Profits und der allgemeinen Profitrate dem Mehrwert nicht gröfsere Geltung zukommt, als in bezug auf die Profite und Profitraten einzelner Kapitalisten in einzelnen Produktionszweigen. Die allgemeine Profitrate müfste eine ganz andere sein, als sie wirklich ist, wäre sie durch den Mehrwert bestimmt. Das ist natürlich, da die relativen Geldpreise des variablen Kapitals, konstanten Kapitals, Profits, mit deren relativen Arbeitswerten wegen der Verschiedenheit der Zusammensetzung des Kapitals in respektiven Abteilungen der gesellschaftlichen Produktion nicht zusammenfallen. Die Behauptung von Marx, dafs „die Abweichungen von (Arbeits-)Wert, die in den Produktionspreisen der Waren stecken, sich gegeneinander aufheben", geht also darin irre, dafs so etwas nur in bezug auf das Ganze des gesellschaftlichen Produktes gilt, nicht aber in bezug auf seine Einteilungen in gesellschaftliches Kapital und Profit, wodurch die Höhe der gesellschaftlichen Profitrate festgestellt wird.

III.

Es ist auf diese Weise bewiesen, dafs die allgemeine Profitrate mit dem Verhältnis des Mehrwerts zum gesellschaftlichen Kapital nicht übereinstimmt. Es bleibt zu untersuchen, welchen Einflufs auf die allgemeine Profitrate die Veränderungen in der Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals ausüben. Der einzelne Kapitalist, wie Marx richtig bemerkt, glaubt, dafs die Ersetzung lebendiger Arbeit in seinem Betrieb durch Maschinen seinen Profit nicht verringert, sondern erhöht, und erblickt darin den Beweis, dafs „die lebendige Arbeit keine ausschliefsliche

Quelle des Profits ist“. Nun habe aber die Mehrwerttheorie gerade an diesem Punkte ihren glänzendsten Sieg zu feiern. Es sei ihr namentlich gelungen, von ihren Prämissen ausgehend, das höchst wichtige Entwicklungsgesetz der kapitalistischen Wirtschaft zu entdecken — das Gesetz des tendenziellen Fallens der Profitrate, welches Marx als „das Mysterium, um dessen Lösung sich die ganze politische Ökonomie seit Adam Smith dreht[1]“, bezeichnet.

Das Gesetz selbst ist höchst einfach und scheint mit logischer Notwendigkeit aus der absoluten Arbeitswerttheorie zu folgen. Der Profit wird ja nur durch das variable Kapital erzeugt. Steigt aber das gesellschaftliche konstante Kapital infolge der Anwendung der zusätzlichen Produktionsmittel schneller, als das gesellschaftliche variable Kapital, so mufs bei anderen gleichbleibenden Bedingungen die allgemeine Profitrate sinken, da die Masse des gesamten gesellschaftlichen Kapitals, durch welche man die Profitmasse dividieren mufs, um die Profitrate zu bekommen, der Voraussetzung gemäfs rascher wächst als die Profitmasse (deren Gröfse nur durch den variablen Teil des Kapitals bedingt wird).

Dieses relativ raschere Tempo des Anwachsens des in Produktionsmitteln angelegten Kapitals betrachtet Marx mit vollem Recht als das Grundgesetz der kapitalistischen Entwicklung. Die Tendenz zum Fallen der Profitrate sei also ebenfalls mit dieser Entwicklung aufs engste verknüpft.

Das Gesetz der fallenden Profitrate scheint, wie gesagt, eine logische Folge der absoluten Arbeitswerttheorie zu sein. Nun ist das ein trügerischer Schein: das Gesetz der fallenden Profitrate folgt aus der absoluten Arbeitswerttheorie nicht.

Ich glaube das in meiner Schrift „Studien zur Theorie und Geschichte der Handelskrisen in England“ schon bewiesen zu haben. An dieser Stelle werde ich die Frage von einer anderen Seite betrachten und zugleich das richtige Gesetz der Bewegung der Profitrate festzustellen versuchen.

[1] Das Kapital, III I, S. 193.

Zunächst ist die Aufgabestellung von Marx falsch. Man kann nicht sagen, welchen Einfluſs auf die Profitrate das Fallen der Lohnquote des Kapitals haben muſs, da dasselbe eine verschiedene Wirkung auf die Profitrate ausübt, je nach den Ursachen dieses Fallens. Es kann namentlich aus zwei Gründen erfolgen: 1. aus einer Verringerung der Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit und 2. aus deren Erhöhung. Beide Fälle sollen besonders untersucht werden, damit wir zu brauchbaren Resultaten gelangen.

Marx kommt zu seinem Gesetz auf sehr einfachem Wege. Er unterstellt, daſs das konstante Kapital steigt, während das variable unverändert bleibt — und die Profitrate muſs sinken. Auf welche Weise aber die Zunahme des konstanten Kapitals erfolgt — darüber schweigt er still, als ob dies zusätzliche Kapital vom Himmel herunterfiele. Wir werden aber den zu untersuchenden Prozeſs in allen seinen Phasen, vom Anfang bis zum Abschluſs, analysieren. Seinen Anfang bildet offenkundig die Herstellung des zusätzlichen Sachkapitals; sein Ende — die gesellschaftliche Produktion auf neuer technischer Grundlage und unter neuen Verwertungsbedingungen.

Das nachfolgende Schema bezieht sich auf den ersten Fall der abnehmenden Lohnquote des Kapitals — wenn diese Abnahme, welche mit der relativen Zunahme des Wertes des Sachkapitals gleichbedeutend ist, durch die Verringerung der Arbeitsproduktivität erfolgt. Ich unterstelle, daſs etwa infolge einer Erschöpfung der Bergwerke und des Bodens, die Arbeitskosten der Gewinnung von Eisenerzen, Steinkohlen, Getreide und aller Rohstoffe bedeutend steigen, was zur Zunahme des Arbeitswerts der Produkteneinheit um 25 Proz. führt. Das zwingt die Kapitalisten, einen Teil ihres Profits auf die Erzeugung des seinen Produktionskosten nach angewachsenen Sach- und Lohnkapitals zu verwenden. Um der kapitalistischen Wirklichkeit näher zu treten, setze ich weiter voraus, daſs die Zunahme des Arbeitswerts jeder Produkteneinheit (also auch der Konsumtionsmittel der Arbeiter) zum Rückgang der

realen Löhne der Arbeiter (d. h. der Masse der Konsumtionsmittel, über welche der Arbeiter zu verfügen hat) um 10 Proz. führt. Die Arbeiterzahl bleibt, der Voraussetzung gemäfs, unverändert. Keine Kapitalakkumulation findet statt, aufser der durch die Zunahme des Wertes der Produktionsmittel und des Arbeitslohns erzwungenen.

Reproduktion des gesellschaftlichen Kapitals bei Verringerung der Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit.

Erste Phase.

I. Produktion der Produktionsmittel.

$250\,p + 125\,a + 125\,r = 500.$

II. Produktion der Konsumtionsmittel der Arbeiter.

$112^1/_2\,p + 56^1/_4\,a + 56^1/_4\,r = 225.$

III. Produktion der Konsumtionsmittel der Kapitalisten.

$37^1/_2\,p + 18^3/_4\,a + 18^3/_4\,r = 75.$

Zweite Phase.

I. Produktion der Produktionsmittel.

$277{,}8\,p + 125\,a + 97{,}2\,r = 500.$

II. Produktion der Konsumtionsmittel der Arbeiter.

$125\,p + 56{,}3\,a + 43{,}7\,r = 225.$

III. Produktion der Konsumtionsmittel der Kapitalisten.

$97{,}2\,p + 43{,}7\,a + 34{,}1\,r = 175.$

Alle Zahlen drücken die Arbeitswerte der respektiven Produktion aus. Die Einteilung der gesellschaftlichen Produkte ist proportionell — alle hergestellten Waren finden Absatz. Die Verringerung der Arbeitsproduktivität findet in der ersten Phase statt. Darum sind die Kapitalisten gezwungen, von 200 Arbeitswerteinheiten, welche wir als soviele Millionen Mark bezeichnen werden, ihres gesamten Profits ($125 + 56^1/_4 + 18^3/_4$), nur 75 Mill. Mk. auf ihre eigene

Konsumtion zu verwenden. Die übrigbleibenden 125 Mill. Mk. werden in Kapital verwandelt: das Steigen der Arbeitskosten der Produktionsmittel um 25 Proz. erheischt eine zusätzliche Kapitalausgabe für die Herstellung des Sachkapitals im Betrage von 100 Mill. Mk. (in der Produktion der ersten Phase waren als Sachkapital 250 + $112^1/_2$ + $37^1/_2$ = 400 Mill. Mk. angelegt), und das ebenso grofse prozentuale Steigen des Wertes der Konsumtionsmittel der Arbeiter, gleichzeitig mit dem Sinken der Reallöhne um 10 Proz., führt zur Erhöhung des Lohnkapitals um 25 Mill. Mk. (das Lohnkapital der ersten Phase ist 125 + $56^1/_4$ + $18^3/_4$ = 200 Mill. Mk.; hätten die Arbeiter auch nach der Zunahme des Arbeitswertes ihrer Konsumtionsmittel dieselbe Masse davon erhalten, so wäre das Lohnkapital bis auf 250 Mill. Mk. gestiegen; da aber die realen Löhne der Arbeiter, unserer Voraussetzung gemäfs, um 10 Proz. fallen, so beziffert sich das Lohnkapital in der zweiten Phase auf 225 Mill. Mk.)

Die zweite Phase stellt die gesellschaftliche Produktion nach der stattgefundenen Verringerung der Arbeitsproduktivität dar. Der Wert des in der zweiten Phase hergestellten gesellschaftlichen Produktes mufs den der ersten Phase um 100 Mill. Mk. übersteigen, da die Zahl der in der zweiten Phase beschäftigten Arbeiter der in der ersten gleich ist, aber der Wert der in der Produktion der zweiten Phase angelegten Produktionsmittel um 100 Mill. Mk. zugenommen hat (dieser Wert mufs, der Arbeitswerttheorie gemäfs, im Werte des hergestellten Produktes unverändert erscheinen). Der gesamte Produktenwert der zweiten Phase beträgt also 900 Mill. Mk. (800 der Wert des gesellschaftlichen Produktes der ersten Phase, + 100 die Zunahme des Wertes der Produktionsmittel der zweiten Phase). Der Wert des gesamten Kapitals derselben Phase ist (277,8 + 125 + 97,2) = 500 Mill. Mk. Sachkapital und (125 + 56,3 + 43,7) = 225 Mill. Mk. Lohnkapital = 725 Mill. Mk. Der Profit der zweiten Phase ist 900 — 725 = 175 Mill. Mk.

Die Profitrate der ersten Phase war $\frac{200}{600}$ = 33,3 Proz.,

die der zweiten — $\frac{175}{725}$ = 24,1 Proz. Sie ist also, trotz des Rückganges der Reallöhne, bedeutend gesunken.

Wir haben also den von Marx untersuchten Fall der Verringerung der Profitrate vor uns. Bin ich etwa dazu gelangt, das Marxsche Gesetz begründet zu haben, anstatt es zu widerlegen?

Es ist gewifs nicht zu bestreiten, dafs unter gewissen Bedingungen die Erhöhung der Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals von dem Fallen der Profitrate begleitet wird. Welche sind aber diese Bedingungen? Das untersuchte Schema bezieht sich auf den Fall der Abnahme der Lohnquote des gesellschaftlichen Kapitals infolge der Verringerung der Arbeitsproduktivität: die Erhöhung der Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals kann aber auch auf anderem Wege geschehen — namentlich durch die Erhöhung der Arbeitsproduktivität. Die Verbesserung der Technik führt zur Vergröfserung des stehenden Kapitals (Maschinen, Werkzeuge u. a.), das in der Produktion angelegt wird; da aber die Erhöhung der Arbeitsproduktivität in der Zunahme der Masse des durch den einzelnen Arbeiter verarbeiteten Rohmaterials ihren Ausdruck findet, so wird aus diesem Grunde auch das umlaufende Kapital im Vergleich mit dem Lohnkapital wachsen und das Lohnkapital wird zu einer immer kleineren Quote des gesamten gesellschaftlichen Kapitals.

Auch diesen zweiten Fall der Erhöhung der Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals werde ich mit Hilfe meiner Schemata analysieren. Der Prozefs beginnt offenkundig mit der Herstellung der zusätzlichen Produktionsmittel. Seine zweite Phase (welche übrigens nur theoretisch von der dritten abzusondern ist, in der Wirklichkeit aber mit dieser letzten zusammenfällt), besteht in dem produktiven Verbrauch der erzeugten zusätzlichen Produktionsmittel. In der dritten Phase kommt der Prozefs zum Abschlufs: die hinzugenommene Masse der hergestellten Produkte ist in die gesellschaftliche Produktion und Konsumtion

eingegangen, die Produktenwerte sind entsprechend den neuen Produktionsbedingungen gesunken und die gesellschaftliche Produktion gestaltet sich auf einer neuen technischen Grundlage.

Bei der Konstruktion des nachfolgenden Schemas habe ich angenommen, dafs die Kapitalisten die Hälfte ihres Profits einmal auf die Herstellung neuer zusätzlicher Produktionsmittel verwendet haben, dann aber wieder ihren gesamten Profit unproduktiv konsumieren. Die Arbeiterzahl verändert sich nicht. Es wird unterstellt, dafs die Einführung neuer Produktionsmethoden die Arbeitsproduktivität um 25 Proz. erhöht (d. h. um so viel nimmt die Masse des gesellschaftlichen Produktes zu). Zugleich setze ich voraus, um nicht als Anhänger des „ehernen Lohngesetzes“ zu erscheinen, dafs aus der Zunahme der Arbeitsproduktivität auch die Arbeiter profitieren: ihre realen Löhne steigen um 10 Proz. In seiner Begründung des Gesetzes der fallenden Profitrate geht Marx von der Voraussetzung der Unveränderlichkeit der realen Löhne der Arbeiter aus. Meine Annahme mufs also das Marxsche Gesetz noch schärfer hervortreten lassen.

Reproduktion des gesellschaftlichen Kapitals bei Erhöhung der Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit.

Erste Phase.

I. Produktion der Produktionsmittel.

250 p + 125 a + 125 r = 500.

II. Produktion der Konsumtionsmittel der Arbeiter.

100 p + 50 a + 50 r = 200.

III. Produktion der Konsumtionsmittel der Kapitalisten.

50 p + 25 a + 25 r = 100.

Zweite Phase.

I. Produktion der Produktionsmittel.

222,2 p + 88,9 a + 88,9 r = 400.

II. Produktion der Konsumtionsmittel der Arbeiter,
97,8 p + 39,1 a + 39,1 r = 176.

III. Produktion der Konsumtionsmittel der Kapitalisten.
180 p + 72 a + 72 r = 324.

Dritte Phase.

I. Produktion der Produktionsmittel.
177,8 p + 78,2 a + 144 r = 400.

II. Produktion der Konsumtionsmittel der Arbeiter.
78,2 p + 34,4 a + 63,4 r = 176.

III. Produktion der Konsumtionsmittel der Kapitalisten.
144 p + 63,4 a + 116,6 r = 324.

Die Einteilung der gesellschaftlichen Produktion ist in len drei Phasen proportionell. Die erste Phase schliefst it der Herstellung neuer zusätzlicher Produktionsmittel r den Betrag von 100 Mill. Mk. (die Hälfte des gesamten rofits dieser Phase, welcher 125 + 50 + 25, also 200 Mill. Mk. trägt). In der zweiten Phase wird die auf diese Weise n den Wert von 100 Mill. Mk. erhöhte Masse der Proktionsmittel in der Produktion angelegt. In der dritten hase ändern sich die Wertverhältnisse des Sach- und Lohnpitals und des Profits entsprechend den neuen Produktionsdingungen.

Die Masse der am Ende der ersten Phase hergestellten roduktionsmittel bleibt auch in der zweiten und dritten hase unverändert (da das zusätzliche, durch die Erhöhung r Arbeitsproduktivität erzeugte Produkt nicht akkumuliert ird, sondern dem Konsumtionsfonds der Gesellschaft zuefst); der Wert dieser Masse in der zweiten Phase ist eich 500 Mill. Mk. Nun mufs dieser Wert in der dritten iase, infolge des Fallens des Arbeitswerts einer Einheit s Produktes um 1/5 (was mit der Erhöhung der Arbeitsoduktivität um 1/4 gleichbedeutend ist) bis auf 400 Mill. Mk. iken. Der Wert des Lohnkapitals war in der ersten Phase

gleich 200 Mill. Mk. In der dritten Phase ist die Arbeiterzahl unverändert geblieben. Verfügten die Arbeiter über dieselbe Masse der Konsumtionsmittel, so müfste der Wert der letzten (also das Lohnkapital) um $1/5$ abnehmen — also auf 160 Mill. Mk. sich beziffern. Da aber die Reallöhne der Arbeiter in der dritten Phase um 10 Proz. gestiegen sind, so beträgt das Lohnkapital der dritten Phase $160 \times \frac{11}{10} = 176$ Mill. Mk.

Der Wert des gesamten gesellschaftlichen Produktes der dritten Phase mufs um 100 Mill. Mk. denjenigen der ersten überschreiten, da diese 100 Mill. den Wert der zusätzlichen Produktionsmittel darstellen, und wird sich folglich auf 900 Mill. Mk. beziffern.

Das Kapital der dritten Phase ist 400 (Sachkapital) + 176 (Lohnkapital), also 576 Mill. Mk. Den Profit der Kapitalisten bekommen wir, indem wir von dem Werte des gesamten Produktes den des Kapitals abziehen. Der Profit der dritten Phase beträgt folglich 900 — 576 = 324 Mill. Mk. Die Profitrate vor der Einführung neuer Produktionsmethoden war $33^1/_3$ Prozent $\left(\frac{200}{600}\right)$, jetzt ist sie 56 Proz. $\left(\frac{324}{576}\right)$ — hat also, trotz des Steigens der Reallöhne der Arbeiter, bedeutend zugenommen [1].

[1] Man kann die Veränderung der Profitrate infolge der Veränderungen in der Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals auch viel kürzer und einfacher ausrechnen. Diese kürzere Berechnung beruht aber auf einem Verfahren, welches, obgleich es methodologisch ganz berechtigt ist, doch am besten geeignet ist, seitens der an wissenschaftliche Abstraktion nicht gewohnten Leser Bedenken hervorzurufen. Wir wollen die Masse des gesellschaftlichen Produktes mit a bezeichnen, wobei wir von der stofflichen Verschiedenheit der dasselbe ausmachenden Produkte ganz abstrahieren (steht doch diese Verschiedenheit in keinem Zusammenhang mit dem zu untersuchenden ökonomischen Problem). Sind alle Massenverhältnisse der respektiven Produkte ihren Wertverhältnissen als gleich anzunehmen, so sind die Produktionsmittel in unserem untersuchten Beispiel vor der Einführung neuer Produktionsmethoden, ihrer Masse nach, gleich $\frac{4\,a}{8}$ und die zusätzlichen Produktions-

Wir sehen, dafs das Fallen der Lohnquote des gesellchaftlichen Kapitals mit einer Veränderung der Profitrate

---

ıittel gleich $\frac{1}{8}$ a. Hätte keine Erhöhung der Arbeitsproduktivität nach der :inführung neuer Produktionsmittel stattgefunden, so müfste die Masse es gesellschaftlichen Produktes auch um $^1/_8$ a zunehmen und folglich /8 a betragen. Nun hat, der Voraussetzung gemäfs, die Arbeitsprodukivität um $\frac{1}{4}$ zugenommen, die Masse des gesellschaftlichen Produktes ıt also gleich $\frac{9}{8}$ a $\times \frac{5}{4} = \frac{45}{32}$ a. Die angewachsene Masse der Produkonsmittel (samt den neu eingeführten) beträgt $\frac{5}{8}$ a. Die Masse der :onsumtionsmittel der Arbeiter war, vor den stattgefundenen Verändeıngen, $\frac{2}{8}$ a; nach ihnen hat sie, der Unterstellung gemäfs, um $\frac{1}{10}$ zu-ɜnommen und beträgt also $\frac{2}{8}$ a $\times \frac{11}{10} = \frac{11}{40}$ a. Das gesamte (konstante und ıriable) Kapital ist folglich $\frac{5}{8}$ a + $\frac{11}{40}$ a = $\frac{9}{10}$ a. Den Profit der Kapitaɜten bekommen wir, indem wir das Kapital vom gesellschaftlichen rodukt subtrahieren; er ist also $\frac{45}{32}$ a — $\frac{9}{10}$ a = $\frac{81}{160}$ a, und die Profit-.te $\frac{81}{160}$ a : $\frac{9}{10}$ a = ungefähr 56 Proz.

Auf Grund dieser Berechnung können wir die endgültigen Arbeitsɜrte der Produkte nach der Erhöhung der Arbeitsproduktivität festellen. Die dritte Phase in unserem Schema drückt nämlich diese dgültigen Werte nicht aus. Es ist von mir angenommen, dafs der ert des gesellschaftlichen Produktes dieser Phase 900 Arbeitswertıheiten (Millionen Mark) beträgt, da zu seiner Herstellung aufser 0 Arbeitseinheiten (der Wert des Produktes der ersten Phase) noch 0 zusätzliche Arbeitseinheiten (der Wert der zusätzlichen Produktionsttel) verwendet sind. Da aber dieser letzte Arbeitsaufwand nur einal geschieht und sich nicht wiederholt, so mufs der so gerechnete ·beitswert des Produktes mit jeder neuen Reproduktionsperiode abhmen; die endgültigen Arbeitswerte können aber auf folgende Werte ıtgestellt werden. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter erfährt, der ›raussetzung gemäfs, keine Veränderung. Der Mehrwerttheorie zufolge ıfs der Wert des variablen Kapitals und der Mehrwert in ihrer .mme dem durch diese Arbeiter neugeschaffenen Werte gleich sein. ·trägt dieser Wert vor stattgefundenen Veränderungen 400 Arbeitsıheiten (Millionen Mark), so mufs er auch nach diesen Veränderungen

in entgegengesetzter Richtung begleitet werden kann, je nach der Ursache dieses Fallens. Nimmt der Wert des in den Produktionsmitteln verkörperten Kapitals infolge der Verringerung der Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit zu, so sinkt die Profitrate; sie steigt aber, falls die relative Zunahme des Sachkapitals auf Kosten des Lohnkapitals durch die Erhöhung der Produktivkraft der gesellschaftlichen Arbeit hervorgerufen wird. Es ist übrigens klar, dafs es gegen alle Wirtschaftsgesetze wäre, wenn solche entgegengesetzte wirtschaftliche Momente, wie der Rückgang und die Zunahme der Arbeitsproduktivität, dieselbe Wirkung auf die Profitrate ausübten.

Welchen Fall aber — den der Verringerung oder den der Erhöhung der Arbeitsproduktivität — wollte Marx untersuchen? Offenbar den zweiten, da nur der zweite Fall der kapitalistischen Wirklichkeit entspricht. So sagt Marx, dafs die relative Abnahme des variablen Kapitals im Verhältnis zum konstanten „nur ein anderer Ausdruck für die fortschreitende Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit ist, die sich gerade darin zeigt, dafs vermittelst der wachsenden Anwendung der Maschinerie und fixem Kapital überhaupt mehr Roh- und Hilfsstoffe von derselben Anzahl Arbeiter in derselben Zeit, d. h. mit weniger Arbeit in Produkte verwandelt werden“[1]. Den Einflufs dieses Momentes auf die Profitrate wollte Marx

---

derselbe bleiben. Das variable Kapital verhält sich, seiner Masse nach, zum Mehrprodukt wie $\frac{11}{40}$ zu $\frac{81}{160}$, und ist also, seinem Werte nach, 140,8 Mill. Mk., der Mehrwert — 259,2 Mill. Mk. gleich. Das konstante Kapital verhält sich, seiner Masse nach, zum variablen wie $\frac{5}{8}$ zu $\frac{11}{40}$ und ist also 320 Mill. Mk. gleich. Der Arbeitswert des gesellschaftlichen Produktes ist also $320\,p + 140{,}8\,a + 259{,}2\,r = 720$. Die Profitrate ist $\frac{259{,}2}{460{,}8}$ = ungefähr 56 Proz. Vgl. übrigens über dieselbe Frage meine Schrift „Studien zur Theorie und Geschichte der Handelskrisen in England“. 1900, Kapitel VII.

[1] K. Marx, Das Kapital. III[1] S. 192.

bestimmen. Es ist ihm aber ein wunderbares Qui pro quo begegnet. Statt der Erhöhung der Arbeitsproduktivität hat er den entgegengesetzten Fall — den der Verringerung der Arbeitsproduktivität — untersucht und ist auf diese Weise zu seinem Gesetz der fallenden Profitrate gelangt. Das hier ausgeführte beweist aber, dafs dies nicht nur kein wahres Gesetz ist, sondern dafs sein gerades Gegenteil wahr ist: „die fortschreitende Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit“ erzeugt die Tendenz nicht zum Fallen, sondern zum Steigen der Profitrate.

Dieses letzte Gesetz ist als Tendenz ein nicht zu bestreitendes höchst wichtiges Moment der kapitalistischen Entwicklung. Aber nur als Tendenz, deren Wirkung andere Gegentendenzen durchkreuzen und aufheben.

Unter diesen Gegentendenzen mögen folgende hervorgehoben werden:

1. die Verlängerung der Umschlagszeit des gesellschaftlichen Kapitals. Alle Ersetzung der Handarbeit durch maschinelle hat die Tendenz, die Quote des stehenden Kapitals auf Kosten des umlaufenden zu vergröfsern — also die Umschlagbewegung des Kapitals zu verlangsamen. Andrerseits haben die intensivere Ausnutzung des stehenden Kapitals, Beschleunigung des Transports und arbeitszeitersparende Verbesserungen der Technik die Tendenz zur Verkürzung der Umschlagszeit des gesellschaftlichen Kapitals. Wir haben also zwei Momente vor uns, die in entgegengesetzter Richtung die Umschlagsbewegung des Kapitals beeinflussen. Es scheint jedoch, dafs das erste Moment eine gröfsere Wirkung ausübt und die Umschlagsbewegung des gesellschaftlichen Kapitals im grofsen und ganzen länger wird, was als ein mächtiges, dem Steigen der Profitrate entgegenwirkendes Moment zu betrachten ist;

2. die Verkürzung des Arbeitstages;

3. das Steigen der realen Löhne der in der kapitalistischen Industrie beschäftigten Arbeiter. Wir haben gesehen, dafs dies Steigen sehr bedeutend sein mufs, um die Tendenz zum Steigen der Profitrate aufzuheben. Es ist aber wahr-

scheinlich, dafs das Steigen der realen Löhne der Arbeiter, die in den kapitalistischen Grofsbetrieben (wo die Erhöhung der Zusammensetzung des Kapitals am schlagendsten zum Ausdruck kommt) beschäftigt sind, in der neuesten Zeit stark genug war, um gegen die steigende Tendenz der Profitrate wirksam zu reagieren;

4. das Steigen anderer Formen der Rente auf Kosten des Profits; so die ungeheure Zunahme der Rente aus dem städtischen Grundeigentum;

5. das Steigen der Quote, die vom Staate aus dem Profit der Kapitalisten für seine Bedürfnisse durch Vermittlung der Steuer weggenommen wird.

Alle diese Gegentendenzen heben die Tendenz zur Steigerung der Profitrate infolge der Erhöhung der Arbeitsproduktivität ganz oder teilweise auf. Die Tendenz selbst aber mufs bleiben, da sie nichts ist als ein spezifisch kapitalistischer Ausdruck für die Vermehrung des Mehrproduktes, über welches die Gesellschaft verfügt[1].

IV.

Es ist also bewiesen, dafs die allgemeine Profitrate ebensowenig wie die partiellen Profitraten von der Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals abhängt. Die Ersetzung der lebendigen Arbeit durch sachliche Produktionsmittel ist für sich nicht imstande, die Profitrate fallen zu lassen; diese fällt oder nimmt zu je nach den Änderungen in der Arbeitsproduktivität, in keinem Zusammen-

---

[1] Es ist mir unlängst bekannt geworden, dafs der bekannte italienische Soziologe Benedetto Croce gleichzeitig mit mir das Marxsche Gesetz der fallenden Profitrate einer ähnlichen Kritik unterworfen hat. Der bezügliche Aufsatz von Croce ist in „Atti dell' Academia Pontaniana" im Mai 1899 erschienen, während mein russischer Aufsatz über dieselbe Frage ebenfalls im Mai 1899 in der russischen Zeitschrift „Wissenschaftliche Rundschau" erschien. Croce, wie ich, kommt zu dem Schlufs, dafs die Erhöhung der Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals eine steigende, nicht aber fallende Tendenz der Profitrate erzeugt. Aber die Beweisführung von Croce scheint mir nicht zwingend zu sein. Vergl. seine Schrift „Materialismo Storico ed Economia Marxistica", 1900. S. 209—224.

hang aber mit der Einteilung des gesellschaftlichen Kapitals in den konstanten und variablen Teil. Nehmen wir etwa an, dafs die Zahl der an der Produktion beschäftigten Arbeiter abnimmt, wegen ihrer Ersetzung durch Maschinen und andere sachliche Produktionsmittel, so mufs das gewifs zum Fallen des Arbeitswerts des Profits führen; da aber, wie das in meinem Krisenbuch eingehend ausgeführt ist, eine solche Ersetzung ein noch gröfseres Fallen des Arbeitswertes des Kapitals zu ihrer Folge hat, so erzeugt die Verdrängung der Arbeiter durch die Maschinen, welche Dimensionen sie auch annehmen möge, keine fallende, sondern eine steigende Tendenz der Profitrate. Zwar bestimmt die Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals den Arbeitswert des Profits, nicht aber die Profitrate.

Oben war darauf hingewiesen, dafs die reale allgemeine Profitrate wegen der Verschiedenheit der Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals in einzelnen Produktionsabteilungen mit der nach dem Mehrwertgesetz gerechneten nicht zusammenfällt. Jetzt sehen wir, dafs auch die Veränderung der allgemeinen Profitrate von der Veränderung der Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals ganz unabhängig geschieht. Nun besteht der Kern der Mehrwerttheorie, insoweit sie die realen Tatsachen der Profitbildung erklären soll, in der Unterscheidung der sachlichen Produktionsmittel und der lebendigen Arbeit in bezug auf die Profitbildung, in der Anerkennung, dafs nur das variable Kapital die Quelle des Profits ist. Wir haben aber festgestellt, dafs, was die Profitrate betrifft, kein Unterschied zwischen den sachlichen Produktionsmitteln und lebendiger Arbeit zu ziehen ist: die relative Ersetzung der lebendigen Arbeit durch sachliche Produktionsmittel ruft keine fallende Tendenz der Profitrate hervor. Damit ist die Mehrwerttheorie als Theorie der Gestaltung und der Veränderungen der Profitrate teils als unrichtig, teils als inhaltsleer bewiesen. Marx erkannte die Borniertheit des Blicks des Kapitalisten in seiner Überzeugung, dafs die Profitrate von der Zusammensetzung des Kapitals ganz unabhängig ist. Wir haben aber bewiesen,

dafs Marx nur durch eine Reihe logischer Irrtümer zu seinem Gesetz der fallenden Profitrate gekommen ist. Von der Mehrwerttheorie ausgehend sind wir zu dem Schlufs gelangt, dafs sich die Meinung des Kapitalisten auch in bezug auf die allgemeine Profitrate als gültig erweist. Die Unterscheidung des variablen und konstanten Kapitals, insoweit die Profitbildung in Betracht kommt (und nur in bezug auf diese kann sie gelten), ist also grundlos; der von Marx als konstantes Kapital bezeichnete Teil des Kapitals ist ebensosehr eine Quelle des Profits wie das variable Kapital. So fällt die gesamte Profittheorie von Marx in Trümmern zusammen: die „Vulgärökonomie", welche das ganze Kapital gleichmäfsig als eine Quelle des Profits betrachtete, hatte recht.

Achtes Kapitel.

Mehrarbeit und arbeitsloses Einkommen.

. *Mehrarbeit.* Soziale Bedeutung der Mehrarbeit. Der Zwang als Grundge der Mehrarbeit. — *II. Soziale Grundlage des arbeitslosen Einmmens.* Jedes arbeitslose Einkommen beruht auf einer sozialen Ausutung. Worin besteht soziale Ausbeutung vom Standpunkte verschiedener rofittheorien? — *III. Bestimmungsgründe der Höhe des arbeitslosen inkommens.* Kritik der Produktivitätstheorie. Das Kapital als Unterhaltsittel der Arbeiter und als Produktionsmittel. Arbeitsproduktivität und der iteil des Kapitalisten am Arbeitsprodukte als Bestimmungsgründe der Profitrate.

Als Profittheorie ist die Mehrwerttheorie unbedingt zu rwerfen. Aber wie die absolute Arbeitswerttheorie, trotz ler ihrer Mängel, einen gesunden sozialen Kern enthält, gilt ganz dasselbe auch in bezug auf die Mehrwerttheorie.

I.

„Ob die Marxsche Werttheorie richtig ist oder nicht" hebt Bernstein treffend hervor — „ist für den Nachweis r Mehrarbeit ganz und gar gleichgültig[1]." Der Begriff r Mehrarbeit ist ebenso brauchbar und für die soziale issenschaft unentbehrlich wie der Begriff der Arbeitssten. Es ist eine nicht zu bestreitende Tatsache, dafs in r kapitalistischen wie in den Sklaven- und Feudalgesellhaften der eine Teil der Gesellschaft für den anderen ne entsprechende Arbeitsgegenleistung arbeitet. Die sitzlosen Arbeiter sind gezwungen, den besitzenden Klassen

---

[1] Bernstein, Die Voraussetzungen des Socialismus, 1899, S. 42.

mehr Arbeit zu liefern, als sie deren von ihnen in der Form des Arbeitslohns zurückempfangen.

Diese Tatsache ist zu offenkundig, um eines Beweises zu bedürfen. Aber ihre Geltung für das Verständnis der sozialen Verhältnisse des herrschenden Wirtschaftssystems ist nicht so von vornherein klar. So ist z. B. Böhm-Bawerk durch den Bernsteinschen Hinweis auf die Tatsache der Mehrarbeit durchaus nicht befriedigt. „Offenbar könnte man“ — sagt er — „mit genau derselben Schlufsweise, die Physiokraten noch überbietend, auch beweisen, dafs die ganze übrige Menschheit von einer Ausbeutung der landwirtschaftlichen Klassen lebt; denn schliefslich ist es Tatsache, dafs von den Bodenprodukten, welche die landwirtschaftlichen Arbeiter hervorbringen, auch eine Menge anderer Leute mit erhalten wird[1].“ Ein russischer Nationalökonom Frank bemerkt mit scheinbarem Recht, dafs „wenn der eine Teil der Gesellschaft dem anderen mehr Arbeit gibt, als er zurückempfängt, so gibt der andere Teil dem ersten mehr Kapital und mehr Boden, und wir können mit demselben Rechte behaupten, dafs die Arbeiter das Mehrkapital oder den Mehrboden derjenigen gesellschaftlichen Klassen aneignen, durch welche ihre Mehrarbeit angeeignet wird“[2].

Zur Produktion sind sachliche Produktionsfaktoren — Boden und Kapital — ebenso unentbehrlich wie Arbeit. Jeder von diesen Produktionsfaktoren gehört einer besonderen Gesellschaftsklasse an. Es scheint also ganz natürlich, dafs jede Klasse einen Anteil am gesellschaftlichen Produkte erhält und der Begriff der Mehrarbeit, obschon formell richtig, scheint ebenso nutzlos und inhaltsleer zu sein, wie etwa die Begriffe des Mehrkapitals und Mehrbodens.

Nun beruht, meines Erachtens, diese ganze Betrachtungsweise auf völliger Verkennung des Kerns der Sache. Boden

---

[1] **Böhm-Bawerk**, Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien, 1900. Zweite Auflage. S. 550.

[2] **Frank**, Marxsche Werttheorie. Russisch, 1900, S. 151.

nd Kapital sind freilich ebenso unentbehrlich für die Pro-
uktion wie Arbeit. Das gilt aber nicht vom Grundeigen-
ümer und Kapitalisten: auch in den Händen des Arbeiters
rürden Boden und Kapital ihre produktiven Eigenschaften
ewahren. Der Kapitalist gibt dem Arbeiter sein Kapital
– ein äufseres Ding, welches keinen Teil seiner eigenen
'erson ausmacht, während der Arbeiter dem Kapitalisten
eine Arbeit gibt, also sich selbst, seine eigene Person.
ırbeit und Kapital oder Boden sind inkommensurabel,
reil der Arbeiter ein Rechtssubjekt ist, menschliche Per-
önlichkeit, also Zweck für sich, während Kapital und Boden
lofse Objekte, wirtschaftliche Mittel bilden. Die Tatsache
er Aneignung der Mehrarbeit weist also auf den sozialen
wang hin, auf die Unterjochung einiger Gesellschaftsklassen
urch die anderen, denn nur gezwungen kann der Mensch
eine Lebenskräfte für die Hebung des wirtschaftlichen
Vohlstandes der Personen anderer sozialer Klassen auf-
'enden. Die Aneignung der Mehrarbeit beweist also, dafs
ie durch moderne Rechtsanschauung anerkannte Gleich-
erechtigung aller Staatsangehörigen durch das herrschende
Virtschaftssystem vereitelt wird.

II.

Das arbeitslose Einkommen und die Aneignung der
[ehrarbeit durch die Nichtarbeitenden sind dieselbe soziale
rscheinung von verschiedenen Seiten aus betrachtet. Durch
eine Mehrwerttheorie hat Marx versucht, eine theoretische
rklärung der Tatsache des arbeitslosen Einkommens zu
eben. Der Versuch ist hauptsächlich deshalb gescheitert,
eil die Problemstellung irreführend war.

Marx hat sich namentlich die Aufgabe gestellt, durch
ne bestimmte Werttheorie das arbeitslose Einkommen als
ıf der Ausbeutung der Arbeiterklasse beruhend nach-
ıweisen. Nun ist der Wertbegriff nicht geeignet, den
ozialen Inhalt eines bestimmten Wirtschaftssystems aufzu-
ecken. Das Charakteristische des ökonomischen Wert-
egriffs besteht eben darin, dafs darin alle sozialen Momente

durch eine dingliche Maske verschleiert werden. Der Warenfetischismus haftet diesem Begriffe notwendig an. Zwar kommen in Preisverhältnissen soziale Verhältnisse zum Ausdruck — aber nur in der Form der Warenverhältnisse. Ist aber diese Warenform aufgehoben, so verschwindet auch der Tauschwert, zu dessen Wesen diese Form gehört.

Um den sozialen Inhalt des arbeitslosen Einkommens an den Tag zu legen, dazu bedarf man keiner Werttheorie zum Ausgangspunkt. Die viel verbreitete Meinung, dafs sozialistische Kritik der bestehenden Gesellschaftsordnung die absolute Arbeitswerttheorie zu ihrer notwendigen Voraussetzung haben soll, beruht auf einem Mifsverständnis[1]. Zwar sind die Begründer des sogenannten wissenschaftlichen Sozialismus — Proudhon, Rodbertus, Marx — von einer solchen Werttheorie ausgegangen. Aber das ist eben das Unwissenschaftliche weil Irreführende im neueren Sozialismus. Der ältere sogenannte utopische Sozialismus war in dieser Hinsicht viel wissenschaftlicher, indem er seinen sozial-ethischen Forderungen keine unmögliche objektive Begründung geben wollte.

Um zu beweisen, dafs das arbeitslose Einkommen auf dem Zwang beruht, genügt es, die Tatsache zu konstatieren, dafs die Arbeiter nicht aus Liebe zu den Kapitalisten oder aus Lust an der Tätigkeit selbst, sondern aus Not arbeiten. Keine Profittheorie ist imstande, diese soziale Grundlage alles arbeitslosen Einkommens als nichtig zu erweisen, obwohl viele versucht haben, so etwas zu leisten. So glaubte J. B. Say, der Begründer der von Böhm-Bawerk als Produktivitätstheorie genannten Profittheorie, durch seine Lehre, welche im Arbeitslohn, Zins

[1] „Die Werttheorie" — sagt Georg Adler — „ist der naturgemäfse Ausgangspunkt des wissenschaftlichen Sozialismus" (Adler, Die Grundlagen der Marxschen Kritik, 1888, S. 28). Mit viel gröfserem Rechte bemerkt Heinrich Herkner, dafs „der Streit um das Wertgesetz eine grofse methodologische und allgemein wirtschaftswissenschaftliche Bedeutung hat, aber für die eigentlich kommunistische Seite im Marxismus besitzt er relativ wenig Belang" (Herkner, Die Arbeiterfrage. Zweite Auflage, 1897, S. 302).

und in der Grundrente die Entgeltung der produktiven *Dienste* der Arbeit, des Kapitals und des Bodens erblickte, das arbeitslose Einkommen zu rechtfertigen. Nun hat aber die Frage nach der Produktivität des Kapitals oder des Bodens nichts gemeinsames mit der Frage nach dem sozialen Charakter des Einkommens des Kapitalisten und des Grundeigentümers. Wäre der Wertzuwachs, welcher den Kapitalzins ausmacht, ein ebenso natürliches Produkt des Kapitals wie der Apfel des Apfelbaums, so bliebe doch das Beziehen des Zinses auf dem Besitz des Kapitals beruhen. Es ist nicht einzusehen, warum das Kapital, und also der Zins, dem nichtarbeitenden Kapitalisten, nicht aber dem arbeitenden Produzenten gehören solle. Auch vom Standpunkte der Produktivitätstheorie aus ist der Profit ein arbeitsloses Einkommen, oder, mit anderen Worten, ein Einkommen, welches auf der Aneignung der Mehrarbeit der Arbeitenden durch die Nichtarbeitenden beruht.

Die Grundrententheorie von Ricardo erblickt in den natürlichen Unterschieden der Bodenfruchtbarkeit die Ursache der Grundrente. Ricardo definiert die Grundrente als „den für die ursprüngliche und unerschöpfliche Nutzleistung des Bodens gezahlten Preis". Damit hat er aber die Grundrente so wenig als sozial berechtigte Einkommensart nachgewiesen, dafs gerade von der Ricardoschen Lehre ausgehend Henry George zu seiner Verwerfung des Privateigentums am Boden gekommen ist.

Es ist also methodologisch falsch, in der Produktivitätstheorie ein Argument gegen die Ausbeutungstheorie zu erblicken. Die Ausbeutung besteht namentlich, vom Standpunkt der richtig verstandenen Produktivitätstheorie aus, nicht darin, dafs Kapital und Boden einen Wertzuwachs erzeugen, sondern darin, dafs dieser Wertzuwachs den Arbeitenden entzogen und den Nichtarbeitenden übergeben wird.

Der neueste und hervorragendste Vertreter der Produktivitätstheorie, Friedrich Wieser, scheint das übrigens einzusehen. „Die Zurechnung des Ertrags an Land, Kapital und Arbeit" — sagt er — „nach Mafs ihrer produktiven

Beiträge ist eine natürliche Vorschrift der Wirtschaft, die in jeder Wirtschaftsform gilt, heute wie im kommunistischen Staate. Es mag — vielleicht — eine Forderung der Gerechtigkeit sein, dafs das ganze Erzeugnis den Arbeitern als persönliches Einkommen übergeben werde, jedenfalls und auch wenn dies geschieht, ist es eine Forderung der Wirtschaftlichkeit, die Erzeugnisse auf die Ertragsquellen nach Mafs der gelieferten Beiträge zu verrechnen, ihnen ein Mafs für die fernere Verwendung der Produktionsmittel zu schaffen[1]."

An einer anderen Stelle weist Wieser darauf hin, dafs „das Problem der Ertragsteilung von dem der Einkommensteilung ganz und gar getrennt werden mufs"[2], und geht in seiner Untersuchung der natürlichen Regel der Zurechnung der produktiven Beiträge von der Voraussetzung eines kommunistischen Staats aus, wo das ganze Produkt der arbeitenden Gemeinschaft gehört. Die Frage nach den Regeln der Zurechnung des Ertrags an Produktionsfaktoren hat also nichts gemeinsames mit der Frage nach dem sozialen Ursprung und Sinn des arbeitslosen Einkommens. Der Boden und das Kapital mögen als produktiv oder nicht betrachtet werden — die Einkommen der Kapitalisten und der Grundeigentümer bleiben allerdings auf der sozialen Ausbeutung beruhen.

Ebensowenig ist die Agio-Theorie von Böhm-Bawerk imstande, den Ausbeutungscharakter des arbeitslosen Einkommens als nicht existierend zu beweisen. Aber im Gegensatz zu Wieser versteht das Böhm-Bawerk nicht. Er glaubt nämlich demonstriert zu haben, dafs „im Wesen des Zinses nichts liegt, was ihn an sich unbillig oder ungerecht erscheinen liefse"[3]. Das mag sein, wenn wir die Frage nach dem Zins von der Frage, wer diesen Zins empfängt, ganz absondern. Böhm-Bawerk spricht ja, wie Wieser,

---

[1] Wieser, Der natürliche Wert. 1889, S. 93.

[2] A. a. O. S. 77.

[3] Böhm-Bawerk, Positive Theorie des Kapitals. 2. Auflage, 1902, S. 384.

vom Zinse im sozialistischen Staat. Aber er will auch die Gerechtigkeit des Einkommens des Kapitalisten begründen und gerät damit in Widerspruch mit seiner eigenen Theorie. So fragt er: „Was sind die Kapitalisten für Leute?“ und antwortet: „sie sind Händler, die Gegenwartsware feilhaben. Sie sind glückliche Besitzer eines Güterstocks, den sie für ihre momentanen persönlichen Bedürfnisse nicht brauchen“ [1]. Und was sind die Arbeiter für Leute? Sie sind die Leute, „die wegen der Unmöglichkeit, ihre Arbeit auf eigene Rechnung lohnend zu verwenden, sämtlich geneigt und bereit sind, ihr künftiges Arbeitsprodukt gegen eine erheblich geringere Menge gegenwärtiger Güter zu verkaufen“ [2]. Also Kapitalisten sind besitzende und Arbeiter besitzlose Leute.

Nachdem aber Böhm-Bawerk das Einkommen der Kapitalisten als auf dem Besitz, also auf dem Zwang beruhend nachgewiesen hat, kommt er seltsamerweise zu dem Schlufs, dafs der Wettbewerb der Kapitalisten „für eine Ausbeutung der Besitzlosen keinen Raum mehr läfst“ [3]. Der Schlufs ist höchst überraschend, da der Wettbewerb der Kapitalisten nicht imstande ist, sie ihres Besitzes verlustig zu machen, und solange Besitzende und Besitzlose da sind, ist auch soziale Ungleichheit, also die Ausbeutung, da. Hätten doch die Arbeiter sicherlich vorgezogen, „die Gegenwartsware feilzuhaben“ und in der glücklichen Lage der Besitzenden zu sein; was aber die Arbeiter in diese Lage zu kommen hindert, ist ebenso sicher nicht in den persönlichen Eigenschaften der Arbeiter und der Kapitalisten, sondern in sozialen Macht- und Abhängigkeitsverhältnissen zu suchen.

Auch die Abstinenztheorie vermag nicht den Profit in einem anderen Lichte erscheinen zu lassen. Diese Theorie leugnet nicht, dafs der Profit ein Besitzeinkommen ist und

---

[1] A. a. O. S. 382.
[2] A. a. O. S. 350.
[3] A. a. O. S. 385.

dafs die Höhe des Profits von der Höhe des Kapitals abhängt. Dieselbe „Abstinenz“ drückt sich in sehr verschiedenen Geldsummen aus, als den Einkommen der betreffenden Personen je nach der Gröfse des Kapitals, über welches sie verfügen. Besitzverhältnisse, also soziale Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse bleiben auch vom Standpunkt dieser Theorie aus die Grundlage des kapitalistischen Einkommens.

Nur die von Böhm-Bawerk als Arbeitstheorie bezeichnete Theorie des Profits, welche im Profit den Arbeitslohn des Kapitalisten erblicken will, steht auf einem prinzipiell anderen Standpunkte, da nur sie das Vorhandensein im kapitalistischen Wirtschaftssystem des arbeitslosen Einkommens leugnet. Nun wird aber diese Theorie durch die blofse Tatsache der Profitrate widerlegt — dadurch, dafs der Profit pro rata des Kapitals gerechnet wird, also mit dessen Gröfse in Zusammenhang steht. Der „Arbeitslohn“ des Kapitalisten ist also nicht durch seine Arbeit, sondern durch seinen Besitz bestimmt[1]. So kehren wir zurück zur Anerkennung des kapitalistischen Einkommens als das, was es wirklich ist — als ein Besitzeinkommen, folglich als ein Ausbeutungseinkommen.

Die Ausbeutung als Grundlage aller Besitzeinkommen ist also ebenso sicher wie die Tatsache, dafs nicht alles Einkommen auf der Arbeit beruht.

III.

Die Produktivitätstheorie macht den Versuch, den kapitalistischen Profit durch die technische Produktivität des Kapitals zu erklären. Diese Erklärung scheint ganz plausibel zu sein, da in der Tat ein Unterschied zwischen dem Arbeiter und seinen Werkzeugen vom Standpunkte des

[1] „So gleichgültig der Kapitalzins gegen einen Arbeitsaufwand des Kapitalisten ist, so genau steht er im Verhältnis zur Tatsache des Besitzes und zur Gröfse des Besitzes; der Kapitalzins ist ... kein Arbeits-, sondern ein Besitzeinkommen.“ Böhm-Bawerk, Geschichte und Kritik der Kapitalzins-Theorien. Zweite Auflage, 1900, S. 373.

chnischen Produktionsprozesses nicht zu ziehen ist. Das s besonders klar in bezug auf die Maschine, da sie dielben technischen Operationen verrichtet, welche früher ırch Handarbeit ausgeführt wurden. Insoweit der Mensch n Produktionsprozesse als eine mechanische Kraft erscheint, it er allen anderen mechanischen Kräften gleichzustellen.

Die Einführung verbesserter Arbeitswerkzeuge hat die teigerung des Produktionsertrags zur Folge; es scheint atürlich, dieses Mehrprodukt als Erzeugnis neuer Produkionsmittel zu betrachten. So kommt die Produktivitätsheorie zu dem Schlufs, dafs das Mehrprodukt, welches em Kapitalisten zu teil wird (also sein Profit), durch sein apital selbst erzeugt wird.

Diese Profittheorie bleibt bis heute die herrschende nter denjenigen Nationalökonomen, welche die Ausbeutungsheorie verwerfen. Böhm-Bawerk hat sie scharf kritisiert, ber seine Kritik ist ihm wenig gelungen, da sie den Kern er Sache nicht trifft und nicht treffen konnte, weil der ritiker selbst auf dem Boden dieser Theorie steht, welche e Grundlage seiner ganzen Kapitallehre bildet. Als apital bezeichnet nämlich der Verfasser „den Inbegriff der wischenprodukte, die auf den einzelnen Etappen des ausolenden Umweges zur Entstehung kommen“ [1], was trotz iner für manche unverständlichen Form auf die übliche efinition des Kapitals als „produzierter Produktionsmittel“ nausgeht. Nun betrachtet Böhm-Bawerk „als einen der ichtigsten und grundlegendsten Sätze der gesamten Proıktionstheorie, dafs das Einschlagen von Produktionsnwegen (also der Gebrauch der Produktionsmittel. M. T.-B.) . gröfseren Produktionserfolgen führt“ [2], oder, mit anderen orten, dafs „jede (natürlich klug gewählte) Verlängerung s Produktionsumweges überhaupt zu irgend einem Mehrgebnis führt“ [3].

---

[1] Positive Theorie des Kapitals, S. 21.
[2] A. a. O. S. 18.
[3] A. a. O. S. 91.

Von diesem Satze ausgehend kommt Böhm-Bawerk zu seiner Profittheorie. „Der Mensch“ — sagt er — „kann die begehrten Genufsgüter entweder unmittelbar oder durch Vermittlung von Zwischenprodukten, welche Kapitalgüter heifsen, mittelbar herstellen. Die letztere Methode erfordert ein Opfer an Zeit, aber bringt einen Vorteil an der Masse des Produktes, der, wenn auch in abnehmendem Mafse, sich auch an jede Verlängerung des Produktionsumweges anknüpft[1].“ Dies Mehrprodukt der kapitalistischen Produktion bildet, nach Böhm-Bawerk, den Profit des Kapitalisten.

Es ist also klar, dafs für Böhm-Bawerk, nicht minder wie für Wieser, Marschall, Menger und andere moderne Vertreter der Produktivitätstheorie[2], die technische Produktivität des Kapitals die natürliche Grundlage des kapitalistischen Profits bildet.

Oben habe ich darauf hingewiesen, dafs die Produktivitätstheorie nicht imstande ist, das arbeitslose Einkommen zu rechtfertigen. Sie mag richtig sein und zugleich mufs die Ausbeutungstheorie ihre Geltung bewahren. Nun ist sie aber meines Erachtens nicht richtig, da sie keine gültige Erklärung des Kapitalisteneinkommens zu geben vermag. Der fundamentale Fehler der Produktivitätstheorie (Agio-Theorie von Böhm-Bawerk inbegriffen) besteht darin, dafs sie das Beziehen des Profits mit dem Gebrauch der ergiebigeren Produktionsmittel in Zusammenhang stellt. Das Kapital, welches den Zins abwirft, erscheint immer den Produktivitätstheoretikern in der Form der Werkzeuge und Maschinen, deren Gebrauch den Ertrag der Produktion steigert. Nun hat aber der Ursprung des kapitalistischen Profits oder, allgemeiner, des arbeitslosen Einkommens mit der Einführung verbesserter Werkzeuge nichts gemeinsames. Zwar ist jedes arbeitslose Einkommen ein Besitzeinkommen,

[1] A. a. O. S. 97.

[2] Welche, nach meiner Meinung, von der von Böhm-Bawerk als Nutzungstheorie bezeichneten Theorie nicht prinzipiell zu unterscheiden ist. Der Grundgedanke ist in beiden Theorien derselbe.

ıer seine Grundlage bildet der Besitz nicht so sehr der rbeitswerkzeuge wie der Unterhaltsmittel der Arbeiter.

Das fühlte Jevons, indem er das Kapital als „den In-ıgriff der Güter, welche zum Unterhalt der an der Pro-ıktion beschäftigten Arbeiter verwendet werden“ [1], defi-.erte. Wie der Arbeiter einen ursprünglicheren und ichtigeren Produktionsfaktor ausmacht als seine Werkzeuge,)ensosehr ist das Kapital in der Form der Unterhaltsmittel ɜr Arbeiter ursprünglicher und wichtiger, als das Kapital : der Form der „produzierten Produktionsmittel“, da sie)en, nach der Definition, durch den Arbeiter produziert erden. Darum soll alle Profittheorie, welche das Kapita-ɜteneinkommen wissenschaftlich erklären will, dasselbe in ıiner fundamentalsten und reinsten Form untersuchen — ımentlich in der Form des Einkommens, welches auf dem esitz der Unterhaltsmittel der Arbeiter beruht.

Wird das Problem so gestellt, so wird es klar, dafs e sogenannte Produktivität des Kapitals die Entstehung ɜs Kapitalisteneinkommens nicht im mindesten erklären ɩnn. Denn es ist ungereimt, etwa die Unterhaltsmittel der rbeiter als einen selbständigen und besonderen Produktions-ktor den Arbeitern gegenüberzustellen. Zwar kann der :beiter ohne Unterhaltsmittel nicht existieren, geschweige ınn arbeiten. Aber die Produktivkraft der Unterhaltsmittel ımmt eben in der produktiven Leistung des Arbeiters zum ısdruck, und es hiefse zweimal das eine rechnen, wollten r etwa von der Produktivität der Unterhaltsmittel der rbeiter und der Arbeiter selbst sprechen.

Sind wir also berechtigt, den Arbeiter als eine produk-7e Kraft zu betrachten, so haben wir kein Recht, auch inen Unterhaltsmitteln besondere produktive Eigenschaften ızuschreiben. Brot und Fleisch sind an sich keine Pro-ıktionsfaktoren — wohl aber der Arbeiter, welcher sie zu ɔh nimmt.

---

[1] Jevons, The Theory of Political Economy. Dritte Auflage, 1882, 222.

Nun aber ist die Verfügung über die Unterhaltsmittel eine notwendige Vorbedingung jeder Arbeit, folglich jeder Produktion. Der seine Unterhaltsmittel nicht besitzende Arbeiter mufs notwendigerweise in eine ökonomische Abhängigkeit von der sie besitzenden Person geraten, und diese erhält dadurch die Macht, den Arbeiter zu zwingen, einen gröfseren oder geringeren Teil des Produktionsertrages ihr abzutreten. Dasselbe gilt auch in betreff der Produktionsmittel; auch sie sind unentbehrlich für die Produktion und auch ihr Besitz, falls dem Arbeiter dieser fehlt, gibt dem Besitzenden die Macht, sich einen Teil des Produktionsertrages anzueignen.

Der Frage nach dem Ursprung des arbeitslosen Einkommens hat Rodbertus eine endgültige Lösung gegeben. „Die Rente“ — sagt der ausgezeichnete Denker — „beruht auf zwei unumgänglichen Vorbedingungen. Erstens: Es kann keine Rente geben, wenn nicht die Arbeit mehr hervorbringt, als wenigstens zur Fortsetzung der Arbeit für die Arbeiter erforderlich ist — denn es ist unmöglich, dafs, ohne ein solches Plus jemand, ohne selbst zu arbeiten, regelmäfsig ein Einkommen beziehen kann. Zweitens: Es kann keine Rente geben, wenn nicht Einrichtungen bestehen, die dies Plus ganz oder zum Teil den Arbeitern entziehen und anderen, die nicht selbst arbeiten, zuwenden — denn die Arbeiter sind durch die Natur selbst immer zunächst im Besitze ihres Produktes. Dafs die Arbeit ein solches Plus gibt, beruht auf wirtschaftlichen Gründen, solchen, welche die Produktivität der Arbeit erhöhen. Dafs dies Plus ganz oder zum Teil den Arbeitern entzogen und anderen zugewandt wird, beruht auf Gründen des positiven Rechts, das, wie es sich von jeher mit der Gewalt koaliert hat, so auch nur durch fortgesetzten Zwang diese Entziehung durchsetzt[1].“

Das arbeitslose Einkommen teilt sich zunächst in Grundrente und Profitrente. Diese Einteilung beruht darauf, dafs

[1] Rodbertus, Zur Beleuchtung der socialen Frage, 1875, S. 33.

unter den zur Produktion und also zur Existenz unentbehrlichen Mitteln einige kein Menschenprodukt sind und am Boden haften, andere aber durch die Menschen erzeugt werden. Die Grundeigentümer sind die Besitzer der ersten, die Kapitalisten der zweiten Art der Existenz- und Produktionsmittel. Nun sind die Ergebnisse gleicher Mengen von Arbeit, angewandt auf verschiedene Ländereien von gleichem Umfang, wegen verschiedener natürlicher Eigenschaften der Bodenarten, höchst verschieden. Der Besitzer eines fruchtbareren Stück Landes ist imstande, einen entsprechend höheren Preis für die Benutzung seines Bodenstücks zu erzwingen. So entsteht die Differentialgrundrente, deren Gesetze durch Ricardo festgestellt sind.

Von dieser Differentialrente soll man absolute Grundrente unterscheiden, welche auch von schlechtester Bodenart zu beziehen ist und welche eine bloſse Folge des Grundeigentums ist. „Das Grundeigentum als Schranke bleibt fortbestehen, auch wo die Rente als Differentialrente fortfällt[1]." Das Monopol des Grundeigentums selbst — nicht die Verschiedenheit der natürlichen Eigenschaften der Bodenarten — erzeugt in diesem Falle die Rente.

Das Einkommen der Kapitalisten — der Profit — wird durch andere Momente bestimmt. Das Kapital ist nämlich kein Naturprodukt, sondern wird durch Menschenarbeit reproduziert. Da die Verfügung über das Kapital eine notwendige Vorbedingung der Produktion ist, so haben die Kapitalisten die Macht, sich einen Teil des Produktionsertrags anzueignen. Die Höhe der gesellschaftlichen Profitrate hängt zunächst von zwei Momenten ab: von der Höhe der gesellschaftlichen Arbeitsproduktivität (also von der Gröſse des gesellschaftlichen Produktionsertrags) und von der Einteilung dieses Ertrags (nach Abzug der Quoten aller anderen nicht arbeitenden Klassen) zwischen Kapitalisten und Arbeitern, also von den relativen Quoten jeder Gesellschaftsklasse an demselben.

[1] Marx, Das Kapital, III[II], S. 283.

Je produktiver die Arbeit, um so gröfser ist das Mehrprodukt — derjenige Teil des Produktionsertrags, welcher nach der Deckung alles dessen, was für den weiteren Fortgang der Produktion nötig ist (also des notwendigen Unterhalts der an der Produktion tätigen Arbeiter und der Wiederherstellung der verbrauchten Produktionsmittel), übrigbleibt. Das Mehrprodukt teilt sich unter verschiedenen Gesellschaftsklassen. Jede Klasse ist bestrebt, sich einen möglichst grofsen Teil des gesellschaftlichen Produktes anzueignen. Nur der Kampf kann die Gröfse des Anteils jeder Klasse bestimmen. Die Quote der Kapitalisten ist um so gröfser, je mächtiger sie gegenüber der Arbeiterklasse und anderen Klassen erscheinen.

Wie oben (im sechsten Kapitel) nachgewiesen, gibt es keine feste Regel für die Gröfse des Arbeitslohns, dessen unterste Grenze die für die bare Existenz des Arbeiters unentbehrlichen Unterhaltsmittel bilden, dessen oberste Grenze aber durch den gesamten Arbeitsertrag (nach Abzug der verbrauchten Produktionsmittel) bezeichnet wird. Zwischen diesen beiden Extremen oszilliert der Arbeitslohn, und da die ökonomische und soziale Macht der Kapitalistenklasse weit überwiegt, so stellt er sich faktisch überall viel näher der ersten als der zweiten Grenze. Zwar gehen die Löhne mit der Entwicklung der Arbeitsproduktivität in die Höhe, doch ist es wahrscheinlich, dafs bei der kapitalistischen Wirtschaftsweise der Arbeitslohn einen ziemlich niedrigen Stand nie überschreiten wird, da der Monopolbesitz der Existenz- und Produktionsmittel die soziale Übermacht der Kapitalistenklasse fest begründet.

Aus dem oben Gesagten folgt, dafs die Profitrate sich mit dem Arbeitslohn ebensogut parallel wie in umgekehrter Richtung bewegen kann. Es sind folgende Kombinationen des Arbeitslohns (seinem Werte nach) und der Profitrate möglich: hoher Arbeitslohn und niedrige Profitrate, hoher Arbeitslohn und hohe Profitrate, niedriger Arbeitslohn und hohe Profitrate, niedriger Arbeitslohn und niedrige Profitrate.

Auf Grund des Ausgeführten ist es unschwer, das Richtige und Falsche in beiden rivalisierenden Profittheorien — der Produktivität- und Marxschen Mehrwerttheorie — festzustellen. Beide besitzen einen Kern von Wahrheit, aber sind in ihrer Einseitigkeit falsch. Was die erste Theorie betrifft, so ist es ganz richtig, dafs es eine andere Quelle der Steigerung des Profites gibt, als Herabsetzung des Arbeitslohns — nämlich die Erhöhung der Arbeitsproduktivität durch Einführung verbesserter Produktionsmittel und Methoden. Der technische Fortschritt, die Ersetzung der Handarbeit durch Maschinenarbeit erzeugt, wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, eine steigende Tendenz der Profitrate, was mit der Zunahme des Arbeitslohns (nicht nur des Reallohns, sondern auch des Geldlohns) Hand in Hand gehen kann.

Das Irreführende der Produktivitätstheorie besteht zunächst darin, dafs sie im Kapital einen dritten selbständigen Faktor neben der Arbeit und Natur erblickt. Nun ist das Kapital „ein Zwischenprodukt von Natur und Arbeit, weiter nichts. Seine eigene Entstehung, sein Dasein, sein Weiterwirken sind nichts als Etappen im ununterbrochenen Wirken der wahren Elemente, Natur und Arbeit. Sie und sie allein leisten von Anfang bis zu Ende alles für die Entstehung der Genufsgüter“ [1]. Die Natur aber bildet, wie oben nachgewiesen, kein Element der absoluten Kosten. Als solches gilt nur die menschliche Arbeit. Das gibt uns das Recht, das ganze gesellschaftliche Produkt als das Produkt der gesellschaftlichen Arbeit zu betrachten [2].

[1] Böhm-Bawerk, Positive Theorie des Kapitals, S. 102.

[2] „Boden oder Natur und Kapital sind keineswegs der Arbeit als Produktionsfaktoren koordiniert, sondern ihr durchaus untergeordnet. Die Arbeit ist eben der alleinige aktive Faktor der Produktion, die Natur liefert nur Stoffe für die Betätigung der Arbeit, oder ursprünglich freie Kräfte, deren Verwertung nur durch Arbeit möglich ist. Das Kapital in seiner objektiven Erscheinung als Bestand an schon produzierten Hilfsmitteln der Produktion kann überhaupt kein primärer Faktor der Produktion sein, da es eben selbst schon Produkt ist.“ Lexis' Aufsatz „Produktion “im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften.“ Erste Auflage, Bd. V, S. 284.

Aber als das Produkt nicht nur der an der Produktion beschäftigten Lohnarbeiter, sondern der gesamten gesellschaftlichen Arbeit, welche zu dem wirtschaftlichen Gedeihen beiträgt; also der geistigen Arbeit in allen Gebieten der geistigen Kultur nicht minder wie der unmittelbar wirtschaftlichen Arbeit. Die Fabrikarbeiter leiten den Maschinengang, aber zur Schaffung der Maschine ist etwas höheres als Muskelkraft erforderlich. Ohne Wissenschaft, ohne schöpferische Arbeit des menschlichen Geistes wäre die wirtschaftliche Arbeit ebenso ohnmächtig wie der Vogel ohne Flügel. Die Arbeiterklasse fällt ebensowenig wie die Kapitalistenklasse mit der Gruppe der Vertreter der schöpferischen Arbeit zusammen. Grofse Entdeckungen und Erfindungen wie epochemachende Ideen und überhaupt alles, was wir unter dem Begriff der geistigen Kultur zusammenfassen, sind die Schöpfung keiner besonderen Gesellschaftsklasse, sondern der Gesellschaft selbst als eines Ganzen.

Es ist gewifs irreführend, den Kapitalisten als den Hauptbeweger des industriellen Fortschritts darzustellen. Zwar eignet sich der Kapitalist seine Früchte an, erzeugt aber diese nicht. Nur sehr wenige grofse Erfinder sind von ihren Erfindungen reich geworden. Aber sind die Millionen eines Arkwright oder eines Watt als durch ihr eigenes Genie geschaffen zu betrachten, so gilt das offenbar nicht für die unzähligen Fabrikanten, die seitdem Spinn- und Dampfmaschinen gebraucht haben.

Auch die an der Produktion beschäftigten Lohnarbeiter können übrigens ebensowenig wie die Kapitalisten als die alleinigen Beweger des industriellen Fortschritts betrachtet werden. Die ganze Gesellschaft, als eine Kultureinheit, erzeugt das Mehrprodukt, das von den Besitzenden angeeignet wird. Dies Mehrprodukt wird also durch die schöpferische Arbeit der Intelligenz ebensosehr wie durch mechanische Arbeit der unmittelbaren Produzenten geschaffen[1]. Die Kapitalisten haben aber für diese schöpferische

[1] Vgl. Kulischer, Zur Entwicklungsgeschichte des Kapitalzinses, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. III. Folge, 25. Band.



Arbeit noch weniger zu zahlen, als für die Arbeit der zweiten Art: sie benutzen ihre Früchte wie freie Naturgaben, umsonst, ohne irgend eine Gegenleistung.

Indem die Produktivitätstheorie die Abhängigkeit des Profits von der Gröſse des Arbeitslohnes ignoriert, ist sie ebenso einseitig und irreführend, wie ihr Gegensatz — die Mehrwerttheorie von Marx, welche die Verbesserung der Produktionstechnik, als eine fruchtbare Quelle der Profitsteigerung, nicht berücksichtigt. Jede Steigerung der Arbeitsproduktivität erzeugt die Tendenz, die Profitrate wie den Arbeitslohn zu steigern. Die richtige Profittheorie soll den Einfluſs auf die Profitrate beider Momente, des wirtschaftlichen (der Höhe der Arbeitsproduktivität) wie des sozialen (der Verteilung des Produktionsertrags zwischen Kapitalisten und Arbeiter), gleichmäſsig anerkennen.

Die hier ausgeführte Profittheorie stimmt nach ihrem sozialen Inhalt in den wesentlichsten Punkten mit der Ausbeutungstheorie Rodbertus-Marx überein. Aber ihre ökonomische Grundlage ist eine andere: sie ist nämlich frei von jedem Zusammenhang mit der absoluten Arbeitswerttheorie, welche den Ausgangspunkt der Profittheorie beider genannten groſsen Sozialisten bildete. Damit ist der Beweis geliefert, daſs diese Werttheorie, welche den realen Werterscheinungen am offenkundigsten widerspricht, auch als Grundlage der Ausbeutungstheorie ganz überflüssig ist. Sie kann nur auf falsche Wege führen, wie wir das am Beispiel der Marxschen Mehrwerttheorie, welche als Profittheorie unbedingt zu verwerfen ist, gesehen haben.

Eine richtige Theorie der Verteilung des gesellschaftlichen Einkommens kann übrigens nie als bloſse Folge der Werttheorie erscheinen. Das hat Ricardo eingesehen, indem er in einem seiner Briefe an McCulloch den folgenden wichtigen methodologischen Satz festgestellt hat: „am Ende müssen alle groſsen Fragen über Grundrente, Arbeitslohn und Profit durch die Proportionen erklärt werden, in welchen das gesamte Produkt zwischen Grundbesitzern, Kapitalisten

und Arbeitern verteilt wird und welche in keinem notwendigen Zusammenhang mit der Lehre vom Werte stehen[1]."

Die Begeisterung vieler Sozialisten für die Arbeitswerttheorie beruht auf einem Mifsverständnis: die berechtigten Ansprüche der Arbeiterklasse bedürfen ihrer Begründung durch diese Theorie nicht. Als Werttheorie ist sie irreführend und mufs der Grenznutzentheorie Platz geben; als Theorie der alleinigen Produktivität der Menschenarbeit ist sie aber durch die Theorie der absoluten Arbeitskosten, welche hier entwickelt ist, zu ersetzen. Die Ausbeutung ist auch vom Standpunkte der neuen Lehre die Grundlage des arbeitslosen Einkommens, und die sozialistische Kritik der herrschenden Wirtschaftsordnung bleibt also aufrecht.

---

[1] Letters of David Ricardo to John Ramsay Mac Culloch, 1895, S. 72.

Dritter Abschnitt.

Der
ısammenbruch der kapitalistischen Wirtschaftsordnung.

Neuntes Kapitel.

Der Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaftsordnung.

Die ökonomische Entwicklung und der Sozialismus. — *I. Theorie des mangelnden Absatzes für die kapitalistische Industrie.* Die betreffenden Ausführungen von Engels und Marx. Der Standpunkt der neueren Marxisten und der „bürgerlichen" Nationalökonomen. Klassifikation der Wirtschaftssysteme. Antagonistische und harmonische Wirtschaft. Das fundamentale Paradoxon der kapitalistischen wie aller antagonistischen Wirtschaft. — *II. Schlufsbetrachtungen.* Der Zusammenbruch des Kapitalismus ist keine ökonomische Notwendigkeit. Der Widerspruch des Kapitalismus mit herrschender Rechtsanschauung. Die Notwendigkeit der sozialistischen Gesellschaftsordnung.

Vom Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung wird die gesamte soziale Entwicklung durch die wirtschaftliche bestimmt. Es ist nicht das Bewufstsein der Menschen, das soziale Revolutionen hervorruft, sondern die Widersprüche des materiellen Lebens, die Konflikte zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. Um die Notwendigkeit des Zusammenbruchs der kapitalistischen Wirtschaftsweise und die Unvermeidlichkeit ihrer Umwandlung in die sozialistische nachzuweisen, dazu ist vor allem erforderlich, einen strengen Beweis zu liefern für die ökonomische Unmöglichkeit des Fortbestehens des Kapitalismus auf einer bestimmten Stufe. Ist einmal eine solche Unmöglichkeit festgestellt, so ist damit die Notwendigkeit der Verwandlung des Kapitalismus in sein Gegenteil bewiesen und der Sozialismus aus dem Reiche der Utopie in das der Wissenschaft glücklich hinübergeführt.

Das war der ganz natürliche Gedankengang von Marx und Engels, indem sie vom Standpunkte ihrer geschichtsphilosophischen Ansichten ihre sozialistischen Überzeugungen zu begründen suchten. Die rein ökonomische Unmöglichkeit des Fortbestehens des Kapitalismus an den Tag zu legen — das mufste für sie die Hauptsache sein.

Es ist also natürlich, dafs Marx und Engels viele Versuche gemacht haben, etwas derartiges zu leisten. Schälen wir aus den zahlreichen bezüglichen Ausführungen von Marx und Engels den theoretischen Kern heraus, so gelangen wir sogar nicht zu einer, sondern zu zwei theoretischen Konstruktionen, die in gewissem Zusammenhange miteinander stehen, aber auch selbständige Elemente besitzen und darum nicht als unzertrennliches Ganze betrachtet werden können. Die eine von diesen Konstruktionen mag man als Theorie des mangelnden Absatzes für die kapitalistische Produktion bezeichnen, die andere als Theorie der fallenden Profitrate.

I.

Was die erste Theorie betrifft, so ist sie schon in einigen älteren Veröffentlichungen von Engels ganz klar ausgeführt und begründet, namentlich in einer seiner Elberfelder Reden (1845), die in den „Rheinischen Jahrbüchern“ gedruckt wurde und in dem Aufsatz „Die englische Zehnstundenbill“ (Neue Rheinische Revue 1850).

In der Elberfelder Rede stellt sich Engels die Aufgabe, „zu beweisen, dafs der Kommunismus für Deutschland — wenn keine historische, doch eine ökonomische Notwendigkeit ist“. Der Beweis wird folgendermafsen geführt. Deutschland hat zwischen Freihandel und Protektionismus zu wählen. Zieht es den ersteren vor, so wird die deutsche Industrie durch die englische ruiniert und die massenhafte Arbeitslosigkeit wird die soziale Revolution hervorrufen. Geht aber Deutschland den anderen Weg und führt hohe Schutzzölle ein, so wird das eine rasche Entwicklung der deutschen Industrie zur Folge haben. Der heimische Markt wird bald

für die zunehmende Masse der industriellen Produkte zu eng und Deutschland wird genötigt sein, auswärtige Märkte für seine Industrie zu suchen, was zum Kampf auf Tod und Leben zwischen deutscher und englischer Industrie führen wird. „Eine jede Industrie mufs fortschreiten, um nicht zurückzubleiben und unterzugehen, sie mufs sich ausdehnen, neue Märkte erobern, fortwährend durch neue Etablissements vergröfsert werden, um fortschreiten zu können. Da aber, seitdem China offen steht, keine neuen Märkte mehr erobert werden, sondern nur die bestehenden besser ausgebeutet werden können, da also die Ausdehnung der Industrie in Zukunft langsamer gehen wird als bisher, so kann England jetzt noch viel weniger eine Konkurrenz dulden, als dies bisher der Fall war.“ Dieser Todeskampf der deutschen und der englischen Industrie kann nur ein Ende haben — den Ruin des schwächeren Konkurrenten. Ist aber der Kapitalismus in einem Lande zusammengebrochen, so wird das eine massenhafte Erhebung des Proletariats auch in anderen Ländern hervorrufen.

Die ganze Argumentation scheint Engels in hohem Grade zwingend zu sein. „Mit derselben Sicherheit“, sagt er, „mit der wir aus gegebenen mathematischen Grundsätzen einen neuen Satz entwickeln können, mit derselben Sicherheit können wir aus den bestehenden ökonomischen Verhältnissen und den Prinzipien der Nationalökonomie auf eine bevorstehende soziale Revolution schliefsen [1].“

Diese Ansichten waren von Engels auch in seinem späteren Aufsatze (aus dem Jahre 1850) in bezug auf England entwickelt. Den Kern der ganzen Argumentation bildet der Grundsatz, dafs „die Industrie auf ihrer heutigen Höhe der Entwicklung ihre Produktivkräfte unverhältnismäfsig rascher vermehrt, als sie ihre Märkte vermehren kann“. So kommt Engels zu dem Schlufs, dafs „englische Industrielle, deren Produktionsmittel eine ungleich höhere

[1] Gesammelte Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels. Zweiter Band. 1902. S. 393—399.

Expansivkraft besitzen, als ihre Debouchés, mit raschen Schritten dem Punkt entgegengehen, wo ihre Hilfsmittel erschöpft sind", wo die Überproduktion chronisch wird, wo „die ganze moderne Gesellschaft an Überfülle unverwendbarer Lebenskraft auf der einen Seite, und an gänzlicher Abzehrung auf der anderen zugrunde gehen müfste" [1], wäre nicht die soziale Revolution die Macht, welche die Menschheit aus der Sackgasse des Kapitalismus hinausführen wird.

Dieselbe Theorie des mangelnden Absatzes für die Produkte der sich rasch ausdehnenden kapitalistischen Industrie bildet die theoretische Grundlage der Ausführungen über die Notwendigkeit des Zusammenbruchs der kapitalistischen Wirtschaftsordnung in anderen Schriften von Engels und Marx, so im „kommunistischen Manifeste" und in der Streitschrift Engels gegen Dühring. Im „kommunistischen Manifeste" lesen wir, dafs „die bürgerlichen Verhältnisse zu eng geworden sind, um den von ihnen erzeugten Reichtum zu fassen. Wodurch überwindet die Bourgeoisie die Krisen? Einerseits durch die erzwungene Vernichtung einer Masse von Produktivkräften; andererseits durch die Eroberung neuer Märkte und die gründlichere Ausbeutung alter Märkte. Wodurch also? Dadurch, dafs sie allseitigere und gewaltigere Krisen vorbereitet und die Mittel, den Krisen vorzubeugen, vermindert. Die Waffen, womit die Bourgeoisie den Feudalismus zu Boden geschlagen hat, richten sich jetzt gegen die Bourgeoisie selbst" [2].

In seiner Streitschrift gegen Dühring weist Engels auf das Ausdehnungsbedürfnis der kapitalistischen Industrie hin, „das jedes Gegendruckes spottet. Der Gegendruck wird gebildet durch die Konsumtion, den Absatz, die Märkte für die Produkte der grofsen Industrie. Aber die Ausdehnungsfähigkeit der Märkte, extensive wie intensive, wird beherrscht zunächst durch ganz andere, weit weniger

[1] Gesammelte Schriften von Marx und Engels. Dritter Band. S. 389 bis 394.

[2] Das Kommunistische Manifest. Fünfte Ausgabe. 1891. S. 14.

energisch wirkende Gesetze. Die Ausdehnung der Märkte kann nicht Schritt halten mit der Ausdehnung der Produktion. Die Kollision wird unvermeidlich, und da sie keine Lösung erzeugen kann, solange sie nicht die kapitalistische Produktionsweise selbst sprengt, wird sie periodisch"[1]. Der Kreislauf der kapitalistischen Industrie ist eine sich verengende Spirale, die mit der chronischen Überproduktion und der Unmöglichkeit der weiteren Entwicklung der kapitalistischen Industrie — also mit der sozialen Revolution — enden mufs.

Im dritten Bande des „Kapitals" führt Marx aus, dafs mit der unmittelbaren Produktion nur der erste Akt des kapitalistischen Wirtschaftsprozesses zum Abschlufs gebracht wird. Es bleibt der zweite und der schwierigere Akt — die Realisation, die Verwertung des erzeugten Produktes. Die Gesetze der kapitalistischen Produktion und die der Realisation sind aber nicht nur nicht identisch, sondern sie befinden sich sogar in Widerstreit. Die kapitalistische Produktion ist beschränkt durch die Produktivkraft der Gesellschaft, die Realisation aber durch „die Proportionalität der verschiedenen Produktionszweige und durch die Konsumtionskraft der Gesellschaft. Diese letztere ist aber bestimmt weder durch die absolute Produktionskraft noch durch die absolute Konsumtionskraft, sondern durch die Konsumtionskraft auf Basis antagonistischer Distributionsverhältnisse, welche die Konsumtion der grofsen Volksmasse auf ein, nur innerhalb mehr oder minder enger Grenzen veränderliches Minimum reduziert. Sie ist ferner beschränkt durch den Akkumulationstrieb, den Trieb nach Vergröfserung des Kapitals". Der auf diese Weise entstehende „innere Widerspruch sucht sich auszugleichen durch Ausdehnung des äufseren Feldes der Produktion. Je mehr sich aber die Produktivkraft entwickelt, um so mehr gerät sie in Widerstreit mit der engen Basis, worauf die Konsumtionsverhältnisse beruhen".

---

[1] Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. Dritte Aufl. 1894. S. 296.

Als Schlufsergebnis der Marxschen Analyse der Bedingungen der Realisation des kapitalistischen Produkts erscheint der Satz, dafs „die wahre Schranke der kapitalistischen Produktion das Kapital selbst ist“, das ist, „dafs die Produktion nur Produktion für das Kapital und nicht umgekehrt die Produktionsmittel blofse Mittel für eine stets sich erweiternde Gestaltung des Lebensprozesses für die Gesellschaft der Produzenten sind“. Die Schranken der kapitalistischen Produktion (die mangelnde Ausdehnungskraft der Märkte für die kapitalistische Industrie) treten beständig in Widerstreit mit dem Ausdehnungsbedürfnis des Kapitals. „Das Mittel — unbedingte Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte — gerät in fortwährenden Konflikt mit dem beschränkten Zweck, der Verwertung des vorhandenen Kapitals[1].“

Die allen diesen Ausführungen zu grunde liegende Theorie mag folgendermafsen resümiert werden. Der Umfang des Marktes für die kapitalistische Produktion wird durch den Umfang der gesellschaftlichen Konsumtion bestimmt. Vermehrt sich die Produktenmasse rascher als die gesellschaftliche Konsumtion, so mufs ein Teil der hergestellten Produkte unveräufsert und ein Teil des Kapitals unverwertet bleiben. Der Zustand der Überproduktion tritt ein und das Kapital liegt brach. Die Entwicklung der kapitalistischen Produktion mufs diese Überproduktion immer andauernder machen, da die gesellschaftliche Konsumtion bei dieser Entwiklung eine nur sehr langsame Ausdehnung erfährt, während die Produktion sich in immer rascherem Tempo vermehrt. Es mufs also eine Zeit kommen, wo die Überproduktion chronisch wird, und die kapitalistische Wirtschaftsordnung durch die Unmöglichkeit der weiteren Verwertung des sich immer neu akkumulierenden Kapitals zusammenbrechen wird.

Diese Ansichten beherrschen das sozialistische Denken bis auf den heutigen Tag. Karl Kautsky ist ebenso fest

[1] Das Kapital. III[1] S. 225—232.

wie seine Meister überzeugt, dafs die kapitalistische Wirtschaft einer chronischen Überproduktion entgegengeht, welche er als „eine Zwangslage, die, wenn sie eintritt, unvermeidlich den Sozialismus erzwingt“, bezeichnet. „Zu einem solchen Zustand“, führt Kautsky weiter aus, „mufs es aber kommen, wenn die ökonomische Entwicklung in derselben Weise wie bisher vor sich geht, denn der äufsere wie der innere Markt hat seine Grenzen, indessen die Ausdehnung der Produktion praktisch grenzenlos ist . . . Die kapitalistische Produktionsweise wird von dem historischen Momente an zur Unmöglichkeit, in dem es sich herausstellt, dafs der Markt nicht mehr in demselben Tempo sich ausdehnen kann, wie die Produktion, das heifst, sobald die Überproduktion chronisch wird [1].“ Und bis auf diesen Moment haben wir nicht lange zu warten. Die unheilbar chronische Überproduktion bildet „die äufserste Grenze der Lebensfähigkeit der heutigen Gesellschaft“ [1].



Auch Cunow glaubt an den bevorstehenden Zusammenbruch des Kapitalismus infolge des Mangels an Absatzmärkten. Es scheint ihm nur fraglich, „wie lange sich noch die kapitalistische Produktionsweise in den einzelnen Ländern erhalten und unter welchen Umständen sich der Zusammenbruch vollziehen wird . . . Bald hier, bald dort wird eine Industrie ihren Export, von dem ihre Lebensfähigkeit abhängt, eingeschränkt sehen . . . bis voraussichtlich ein allgemeiner Zustand eintreten wird, wie er ähnlich, nur in ungleich schwächerem Mafse, heute schon in einigen Zweigen unserer Landwirtschaft existiert; ein wirtschaftlicher Verfall, aus dem es dann nur einen Ausweg gibt: Abschaffung des bestehenden Wirtschaftssystems“ [2].

Es ist übrigens ganz natürlich, dafs Kautsky und Cunow den Lehren ihrer Meister treu sind. Interessanter ist es, dafs der feine Theoretiker der „Revisionisten“ — Konrad

---

[1] Bernstein und das sozialdemokratische Programm. S. 142—145.

[2] Cunow, Zur Zusammenbruchstheorie. Die Neue Zeit. XVII. Bd. I. S. 427—428.

Schmidt — ebenso fest wie Kautsky an die Möglichkeit einer chronischen Überproduktion infolge der geringen Ausdehnungsfähigkeit des kapitalistischen Marktes glaubt. In seinem Aufsatz über mein Krisenbuch sagt Schmidt unter anderem folgendes: „Wäre die von Tugan-Baranowsky vertretene Ansicht, dafs alle Überproduktion ausschliefslich aus der nichtproportionellen Anlage des neu hinzuströmenden Kapitals herrühre, richtig, so ist von vornherein nicht abzusehen, warum der Kapitalismus durch seine Entwicklung, wie Marx und die Marxisten annehmen, sich selbst die Grube graben müsse. Wenn das Krisenelend nur von dem Proportionalitätsmangel herrührt, so braucht es mit fortschreitendem Kapitalismus sich durchaus nicht progressiv zu verschärfen, bis es schliefslich den ganzen Boden des bestehenden Wirtschaftssystems ins Wanken bringt. Anders aber erscheinen die Dinge, wenn die Produktionsausdehnung . . . eine, wenn auch elastische Schranke in der Konsumnachfrage findet. Es ist dies der Gesichtspunkt, von dem aus die Auffassung, dafs die kapitalistische Entwicklung mit unentrinnbarer Notwendigkeit einer allgemeinen ökonomischen Katastrophe entgegengeht, sich am anschaulichsten und einfachsten entwickeln läfst [1].“

Freilich betrachtet Schmidt eine solche Entwicklungsrichtung des Kapitalismus nur als eine Tendenz, die durch andere Gegentendenzen gekreuzt wird. Trotz alledem ist es klar, dafs Schmidt in bezug auf diesen Punkt auf demselben theoretischen Boden steht wie Kautsky. „Revisionisten“ und „Orthodoxe“ sind in diesem Punkte einig.

Aber auch „bürgerliche“ Ökonomen huldigen der Theorie, dafs der Umfang der gesellschaftlichen Produktion durch den Umfang der gesellschaftlichen Konsumtion beschränkt wird, und dafs die gesellschaftliche Produktion nicht imstande ist, sich in rascherem Tempo als die gesellschaftliche Konsumtion auszudehnen. Dabei läfst die Schule

---

[1] Zur Theorie der Handelskrisen und der Überproduktion. Sozialistische Monatshefte. 1901. S. 675.

Ricardo-Say die Möglichkeit einer allgemeinen Warenproduktion nicht zu, indem sie meint, dafs die Akkumulation des Kapitals die gesellschaftliche Konsumtion nicht verringere, da das ganze anzulegende Kapital in Arbeitslöhne sich verwandele und auf diese Weise in den Konsum der Arbeiter eingehe. Der Konsum der Arbeiter nehme also in genau demselben Mafse zu, in welchem der Konsum der Kapitalisten, infolge der Kapitalakkumulation, abnehme. Die Schule Malthus-Sismondi anerkennt dagegen die Möglichkeit einer allgemeinen Überproduktion infolge der zu raschen Kapitalakkumulation, welche zum Überschufs der produzierten Waren im Vergleich mit der effektiven Nachfrage nach ihnen führe. Beide Schulen halten für offenkundig, dafs der Umfang der gesellschaftlichen Produktion durch den Umfang der gesellschaftlichen Konsumtion bestimmt wird und mit dieser sich parallel bewegt.

Unter den neueren Theoretikern, welche die Frage der Kapitalakkumulation am eingehendsten erörtert haben, ragt Böhm-Bawerk hervor, dessen Kapitallehre von vielen als ein Chef d'oeuvre von Tiefe der Analyse betrachtet wird. Und in der Tat nimmt Böhm-Bawerk, nach der Schärfe und Originalität seines Denkens, einen der ersten Plätze unter den modernen Theoretikern der Nationalökonomie ein. Nun kommt dieser ausgezeichnete Theoretiker auf Grund seiner fleifsigen Untersuchung der Bedingungen der Kapitalakkumulation zum Schlufs, dafs „das Einkommen eines Volkes auf die Dauer mit dem Ertrage seiner Produktion identisch ist“, und stimmt einem anderen hervorragenden Theoretiker, Lexis, zu, dafs die „jährliche Konsumtionssumme, Produktionssumme und primäre Einkommenssumme als quantitativ nahezu zusammenfallende Gröfsen behandelt werden“ müssen [1].

Es scheint also, dafs der Satz über die notwendige Übereinstimmung der gesellschaftlichen Produktion und Konsumtion zu den allgemein angenommenen Sätzen der

[1] Böhm-Bawerk, Positive Theorie des Kapitals. S. 123.

heutigen ökonomischen Wissenschaft gehört. Es wird bestritten, dafs der Kapitalismus zur Einschränkung der gesellschaftlichen Konsumtion führe, aber es scheint unbestreitbar zu sein, dafs, wenn dies der Fall ist, die gesellschaftliche Produktion sich nicht ausdehnen kann, ohne eine Überproduktion hervorzurufen.

Angesichts dieser erdrückenden Masse von wissenschaftlicher Autorität zugunsten der genannten Theorie ist es vielleicht eine gewagte Unternehmung, diese Theorie als grundfalsch beweisen zu wollen. Die Aufgabe des folgenden wird jedoch in nichts anderem bestehen.

Es ist nicht allzu schwer zu verstehen, was die Nationalökonomen der verschiedensten, ja entgegengesetzten Richtungen zur einstimmigen Anerkennung der zu kritisierenden Theorie bewogen hat. Die Sache scheint höchst einfach zu sein und keinen Streit zuzulassen. Wirtschaftliche Tätigkeit kann keinen anderen Zweck als die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse haben. Gesellschaftliche Produktion ist eine wirtschaftliche Tätigkeit — also kann sie zu nichts, wenn nicht zur Deckung des gesellschaftlichen Bedarfs nach Konsumtionsmitteln, dienen. Der Zweck der Produktion — die Konsumtion — mag durch lange Umwege erreicht werden, immer bleibt diese der einzig mögliche Zweck der Produktion.

„Ist nicht jede Produktionsnachfrage der Natur der Sache nach eine relative, d. h. eine Nachfrage, bei der der nachfragende Kapitalist damit rechnet, dafs er die mit Hilfe dieser Produktionsmittel erzeugten Waren weiter veräufsern kann, während die Konsumnachfrage sich als definitive und absolute Nachfrage darstellt, bei der es, wie der Name sagt, auf den Verzehr, nicht aber auf irgend welche weitere Veräufserung von gekauften Waren abgesehen ist?"

„Nur auf der Basis und im engen Zusammenhang mit dieser definitiven Nachfrage kann die relative Nachfrage nach Produktionsmitteln sich entfalten. Die Nachfrage nach Produktionsmitteln ist fürs erste doch einmal die

Nachfrage nach Rohstoffen, Hilfsstoffen und Maschinen in den Branchen, die die genufsfertigen Produkte für den Konsum herstellen." Darum kann, wie es scheint, kein Zweifel obwalten, dafs „die definitive oder Konsumnachfrage die belebende Kraft ist, welche durch alle Stockwerke der Volkswirtschaft hindurch das ungeheuere Räderwerk der Produktion im Gang hält" [1].

Soweit Schmidt. Die Argumente von Kautsky scheinen nicht minder überzeugend zu sein. „Die Produktion ist und bleibt Produktion für den menschlichen Konsum." Zwar führt die Arbeitsteilung zur Verselbständigung der Produktion der Arbeitsmittel, zur Entstehung der Produktionswerkstätte, die ausschliefslich Werkzeuge, Rohmaterial usw. herstellen, aber trotz alledem „dienen sie alle nur dem letzten Zwecke der Herstellung von Mitteln des menschlichen Konsums und geraten alle in ihrer Tätigkeit ins Stocken, sobald dieser letzte Zweck nicht ausreichend betätigt wird". „Produzieren", schliefst der Autor, „heifst Konsumtionsmittel für den menschlichen Gebrauch herstellen. Diese Tatsache kann durch die fortschreitende Arbeitsteilung nur verschleiert, aber nicht aufgehoben oder auch nur eingeschränkt werden [2]."

Es sei also höchst ungereimt, etwa anzunehmen, dafs das sich akkumulierende Kapital sich bei der relativen oder, noch mehr, der absoluten Verringerung der gesellschaftlichen Konsumtion, verwerten könnte. Die Frage bedürfe keiner speziellen ökonomischen Untersuchung, da sie durch den logischen Begriff der Produktion endgültig gelöst sei.

Nun scheint mir diese ganze Argumentation nicht zwingend zu sein. Zunächst mufs ich entschieden protestieren gegen die unhistorische Auffassung der Wirtschaft als einer nicht geschichtlichen, sondern logischen Kategorie. Es ist höchst irreführend, von Wirtschaft überhaupt — als

---

[1] Schmidt, Zur Theorie der Überproduktion. Sozialist. Monatshefte 1901. S. 673.

[2] Kautsky, Krisentheorien. 4. Die Neue Zeit 1902. S. 117, 118.

ob sie dieselbe in allen ihren geschichtlichen Gestaltungen bliebe — zu sprechen. Es gibt Wirtschaft und Wirtschaft. Von dem uns interessierenden Gesichtspunkte aus müssen wir zwei Gruppen der Wirtschaftssysteme unterscheiden. Die erste Gruppe, deren Charakteristikum das Zusammenfallen der Personen des Wirtschaftssubjektes und des wirtschaftlichen Arbeiters in einer Person bildet, möchte ich als harmonische Wirtschaft bezeichnen. Als besondere Wirtschaftssysteme, die diese Gruppe ausmachen, hebe ich hervor:

1. die Eigenproduktion, Produktion für den Selbstgebrauch des Produzenten,

2. die auf der gesellschaftlichen Arbeitsteilung beruhende Tauschwirtschaft der kleinen selbständigen Produzenten und

3. die sozialistische Produktion der Zukunft, wo die Leitung der Produktion der Gesamtheit der Produzenten gehören wird.

Für alle diese Wirtschaftssysteme ist es wesentlich, dafs die unmittelbaren Produzenten über die Produktionsmittel verfügen und die Richtung der Produktion (d. h. die Art der herzustellenden Produkte) bestimmen. Diese Wirtschaftssysteme nenne ich harmonische aus dem Grunde, weil sie keinen Interessengegensatz der an der Wirtschaft teilnehmenden Personen notwendig voraussetzen, was für die zweite Wirtschaftsgruppe unbedingt gilt.

Die zweite Wirtschaftsgruppe bezeichne ich als antagonistische. Ihr entscheidendes Charaktermerkmal besteht darin, dafs in diesen Wirtschaftssystemen die Personen des Wirtschaftssubjektes und des wirtschaftlichen Arbeiters nicht zusammenfallen. Der wirtschaftliche Arbeiter ist in eine ihm fremde Wirtschaft eingegliedert, deren Subjekt eine andere, an der wirtschaftlichen Arbeit nicht teilnehmende Person ist; die Produktionsmittel gehören nicht dem Arbeiter, sondern dem Wirtschaftssubjekt, welches die Leitung der Produktion besorgt und ihre Richtung bestimmt. Diese Gruppe wird durch

1. Sklaven-,
2. Feudal- und
3. kapitalistisches Wirtschaftssystem gebildet.

Ich nenne sie antagonistische, weil der Interessengegensatz ihr inneres Wesen ausmacht. Alle setzen sie das Vorhandensein wenigstens zweier gesellschaftlicher Gruppen voraus, von denen die eine die Macht besitzt, aus der anderen ein bloſses wirtschaftliches Mittel zu machen. Da aber diese letzte, als wirtschaftliches Mittel fungierende Gruppe sich selbst Zweck bleibt, so führt dies zum Interessengegensatz der beiden Gruppen.

Nun ist es klar, daſs wirtschaftliche Tätigkeit bei harmonischer Wirtschaft keinem anderen Zwecke als der Bedarfsdeckung der Gesellschaft dienen kann. Anders bei antagonistischer Wirtschaft. Am wirtschaftlichen Prozeſs nehmen hier wenigstens zwei Personen Anteil, deren wirtschaftliche Rollen sehr verschiedene sind. Die eine Person ist Wirtschaftssubjekt und bestimmt die objektive Richtung des wirtschaftlichen Prozesses. Sie befindet sich offenbar in derselben Lage, wie jede wirtschaftende Person bei harmonischer Wirtschaft. Aber auſser dieser Person — des Sklavenherrn, des feudalen Grundherrn, des Kapitalisten — nimmt auch die Person des als bloſses Produktionsmittel fungierenden Arbeiters mit seiner Arbeit einen Anteil an der Wirtschaft. Seine Rolle ist eine ganz andere, als die seines Herrn. Er ist ein Glied des wirtschaftlichen Mechanismus, der nicht seinen Zwecken dient, sondern den Zwecken einer anderen Person. Kurz, der Arbeiter ist kein Subjekt, sondern ein Objekt dieser Wirtschaft, wie Arbeitsvieh, Werkzeuge und Rohmaterial.

Das gilt z. B. offenbar für den Sklaven. Bleibt der Sklave sich selbst ein Selbstzweck, so übt das keinen Einfluſs auf die objektive Richtung des wirtschaftlichen Prozesses, da nicht der Sklave, sondern der Sklavenherr diese Richtung bestimmt. Für den Sklavenherrn — und also objektiv für die Sklavenwirtschaft — ist die Konsumtion des Sklaven von der sogenannten produktiven Konsumtion

— von dem Verbrauch der Produktionsmittel im Prozesse der Produktion — nicht zu unterscheiden. Die Sklavenwirtschaft ist nur insoweit von der Konsumtion des Sklaven abhängig, als diese ein notwendiges Moment der Produktion ist.

Der Sklavenherr mufs seine Sklaven ernähren, und der kluge Sklavenherr wird sie, wie sein Arbeitsvieh, gut ernähren, aber nur aus dem Grunde, weil gute Nahrung die Arbeitsfähigkeit des Menschen wie des Viehes steigert.

Die wirtschaftliche Eigenschaft des Sklaven, als eines blofsen wirtschaftlichen Mittels, wird dadurch am prägnantesten gekennzeichnet, dafs der Sklave durch andere Produktionsmittel, ohne jegliche Beeinträchtigung des obersten Zwecks der Sklavenwirtschaft, ersetzt werden kann. „Der altperuanische Pflug war nichts als ein Pfahl mit einem Querholz am hinteren Ende, welchen Pfahl 6—8 Menschen über das Feld zogen[1].“ Unser imaginärer Sklavenherr kann zur Einsicht kommen, dafs Pferde diese Arbeit viel wirksamer verrichten können; er wird einen Teil seiner Sklaven durch Pferde ersetzen. Ein Teil seines Bodens wird den Hafer für die Pferde anstatt den Roggen für die Menschen erzeugen. Die Sklavenwirtschaft wird eine kleinere Zahl von Menschen, aber mehr Pferde ernähren. Der Sklavenherr wird darum nicht ärmer, sondern reicher, da die Bebauung seiner Felder erfolgreicher und das zu seiner Verfügung übrigbleibende Mehrprodukt eine gröfsere Masse der Konsumtionsmittel ausmachen wird. Also Zunahme des Konsums des Wirtschaftssubjekts gleichzeitig mit der Verringerung des Konsums der als Produktionsmittel fungierenden Menschen. Diese letzte Verringerung kann so bedeutend sein, dafs die gesamte Summe des menschlichen Konsums in unserer Wirtschaft (d. h. der Konsum des Sklavenherrn und der der Sklaven) eine absolute Abnahme erfahren wird. Die Wirtschaft wird ihr objektives Ziel — die Bedarfsdeckung ihres Subjekts, des Sklavenherrn —

[1] Lippert, Kulturgeschichte. 1885. I. S. 52.



ebensogut oder noch besser mit der Hilfe anderer Produktionsmittel als Menschenkraft erreichen. Die Masse des erzeugten Produktes wird zunehmen, sein dem Kapital in der kapitalistischen Wirtschaft entsprechender Teil wird ohne Rest verzehrt und produktiv konsumiert werden (aber auf andere Weise, — teilweise durch Pferde statt wie früher durch Menschen), die Masse des Mehrprodukts wird wachsen. Nur der Konsum der Menschen in ihrer Gesamtheit wird geringer, was das Gleichgewicht der Sklavenwirtschaft in keiner Weise stören wird.

Wir wollen nun zur kapitalistischen Wirtschaft übergehen. Kautsky hat gegen meine Schemata der Akkumulation des Kapitals (welche übrigens im Anschlufs an Marx konstruiert wurden), die ich in meiner Schrift über die Krisen gegeben habe, nichts einzuwenden. Aber sie beweisen, nach der Meinung meines Kritikers, etwas ganz anderes als das, was ich aus ihnen deduziere. „Tugans Schemata", sagt Kautsky, „zeigen uns nur einen einzigen Fall, in dem ein Rückgang des Konsums ohne Krise eintreten kann: bei dem Übergange von einfacher zu erweiterter Produktion. Dieser einzige Fall wird bei Tugan zum Typus der kapitalistischen Wirklichkeit; und doch ist es einer, der in dieser Wirklichkeit sich so gut wie nie ereignet[1]."

Nun bildet meines Erachtens das, was Kautsky als den einzigen und so gut wie nie vorkommenden Fall bezeichnet, ein immanentes Gesetz der kapitalistischen Entwicklung. Ich werde den für meine Theorie scheinbar ungünstigsten Fall untersuchen — die Akkumulation des Kapitals bei stetigem und bedeutendem Rückgang der Arbeitslöhne und keiner Zunahme im Konsum der Kapitalisten. Im nachstehenden Schema unterstelle ich, dafs der Arbeitslohn, seinem Werte nach, jedes Jahr um 25 Proz. sinkt, und der Wert des Konsums der Kapitalisten, trotz der Zunahme der Profitmasse, eine feste unveränderliche Gröfse bildet. Meiner Voraussetzung gemäfs wird $^1/_4$ des gesamten Profits

[1] Krisentheorien. 4. Die Neue Zeit 1901. S. 116.

des ersten Jahres von den Kapitalisten akkumuliert (d. h. auf die Erweiterung der Produktion verwendet), die übrig bleibenden $^3/_4$ von ihnen unproduktiv konsumiert; in den folgenden Jahren erfährt der unproduktive Konsum der Kapitalisten seinem absoluten Werte nach keinen Wechsel — also wird ein immer gröfserer Teil des Profits akkumuliert.

Reproduktion des gesellschaftlichen Kapitals auf erweiterter Stufenleiter bei dem Rückgang der Löhne und der Unbeweglichkeit des unproduktiven Konsums der Kapitalisten[1].

Das erste Jahr.

I. Produktion der Produktionsmittel

1632p + 544a + 544r = 2720.

II. Produktion der Konsumtionsmittel der Arbeiter

408p + 136a + 136r = 680.

III. Produktion der Konsumtionsmittel der Kapitalisten

360p + 120a + 120r = 600.

Das zweite Jahr.

I. Produktion der Produktionsmittel

1987,4p + 496,8a + 828,1r = 3312,3.

---

[1] Für das erste Jahr wird vorausgesetzt, dafs in allen Abteilungen der gesellschaftlichen Produktion das Sachkapital — Produktionsmittel (p) — seinem Werte nach dreimal so grofs ist als das Lohnkapital — die Summe der Arbeitslöhne (a) —, der Profit (r) aber dem Lohnkapital gleich ist. Im zweiten Jahr ändern sich alle diese Verhältnisse aus dem Grunde, weil nach der Unterstellung der Arbeitslohn um 25 Proz. sinkt und der Profit entsprechend zunimmt. Darum sehen wir, dafs im zweiten Jahre das Lohnkapital in der ihrem Werte nach unverändert gebliebenen Produktion der Konsumtionsmittel der Kapitalisten nicht 120 (wie im ersten Jahre), sondern nur 90 ausmacht (also um 30 Werteinheiten, oder um 25 Proz. abgenommen hat); der Profit aber hat um dieselben Werteinheiten zugenommen und ist gleich 150. Der Wert des Sachkapitals in der Produktion der Konsumtionsmittel der Kapitalisten ist unverändert geblieben. Im dritten Jahre ist der Arbeitslohn wieder um 25 Proz., also in der III. Abteilung der gesellschaftlichen Produktion um 22,5 Werteinheiten gesunken, der Profit hat entsprechend zugenommen, der Wert des Sachkapitals in dieser Abteilung ist unverändert geblieben.

II. Produktion der Konsumtionsmittel der Arbeiter
372,6 p + 93,2 a + 155,2 r = 621.

III. Produktion der Konsumtionsmittel der Kapitalisten
360 p + 90 a + 150 r = 600.

Das dritte Jahr.

I. Produktion der Produktionsmittel
2585,4 p + 484,6 a + 1239 r = 4309.

II. Produktion der Konsumtionsmittel der Arbeiter
366,9 p + 68,9 a + 175,5 r = 611,3.

III. Produktion der Konsumtionsmittel der Kapitalisten
360 p + 67,5 a + 172,5 r = 600.

Dies Schema soll veranschaulichen, auf welche Weise e gesellschaftliche Produktion eingeteilt werden mufs, ımit trotz des Rückganges des gesellschaftlichen Konsums d rascher Ausdehnung der gesellschaftlichen Produktion in überschüssiges, nicht zu veräufserndes Produkt sich erbe. Der im ersten Jahre erzeugte Profit beträgt 800 Millionen ırk (544 + 136 + 120). 25 Proz. dieses Profits werden, einer Voraussetzung gemäfs, kapitalisiert. Darum bleiben r den Konsum der Kapitalisten im zweiten Jahre nur 0 Millionen Mark übrig. Dieselbe Summe beträgt der onsum der Kapitalisten auch in den folgenden Jahren.

Am Ende des ersten Jahres werden für 2720 Millionen ark Produktionsmittel hergestellt. Diese werden alle durch e erweiterte Produktion des zweiten Jahres verbraucht, , diese an Produktionsmitteln die Summe von (1987,4 + 2,6 + 360) = 2720 Millionen Mark erfordert. Konsumtionsittel für Arbeiter werden im ersten Jahre für 680 Millionen ark hergestellt; ebenso grofs ist das Lohnkapital (also die ıchfrage der Arbeiter nach den Konsumtionsmitteln) des veiten Jahres (496,8 + 93,2 + 90). Die im ersten Jahre zeugten Konsumtionsmittel der Kapitalisten in Höhe von 0 Millionen Mark werden durch diese im zweiten Jahre

verzehrt. Also wird das gesamte gesellschaftliche Produkt des ersten Jahres durch die Produktion und Konsumtion des zweiten Jahres ohne Rest verbraucht.

Das Lohnkapital des ersten Jahres ist (544 + 136 + 120), also = 800 Millionen Mark, das des zweiten = 680 Millionen Mark. Die Konsumtion der Arbeiter ist folglich um 120 Millionen Mark oder um 15 Proz. zurückgegangen, die der Kapitalisten, nach der Annahme, unverändert geblieben. Das gesamte gesellschaftliche Produkt des ersten Jahres ist (2720 + 680 + 600), also 4000 Millionen Mark, das des zweiten (3312,3 + 621 + 600), also 4533,3 Millionen Mark. Der Wert der hergestellten Produkte hat folglich um 13 Proz. zugenommen.

Die Erweiterung der gesellschaftlichen Produktion geht mit dem Rückgang des gesellschaftlichen Konsums Hand in Hand; das Angebot der Produkte und die Nachfrage nach ihnen bleiben aber in einem vollkommenen Gleichgewicht[1]. Im dritten Jahre sinkt das Lohnkapital auf

---

[1] Es kann scheinen, daſs das Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage in meinem Schema nicht erreicht ist. So werden im ersten Jahre an Produktionsmitteln für 2720 Mill. Mk. hergestellt. Für die Produktion der Produktionsmittel des zweiten Jahres ist die Summe von 1987,4 Mill. Mk. erforderlich. Es werden also die Produktionsmittel für die Summe 2720 — 1987,4 = 732,6 Mill. Mk. in den Austausch mit den Produkten der II. und III. Abteilung eingehen. Zugleich wird sich im zweiten Jahr in derselben I. Abteilung der gesellschaftlichen Produktion die Nachfrage erheben nach Produkten der II. und III. Abteilungen für die Summe von 904,8 Mill. Mk. (für 496,8 Mill. Mk. — nach den Konsumtionsmitteln der Arbeiter der ersten Abteilung, für 408 Mill. Mk. — nach den Konsumtionsmitteln der Kapitalisten derselben Abteilung, da diese unserer Voraussetzung gemäſs $^3/_4$ ihres Profits des ersten Jahres [544 Mill. Mk.] selbst konsumieren). Es werden also von den Kapitalisten und Arbeitern der I. Abteilung für 172,2 Mill. Mk. Produkte mehr gekauft, als verkauft (904,8 — 732,6 = 172,2). Wie ist dieses Defizit im Betrage von 172,2 Mill. Mk. zu decken?

Die Schwierigkeit ist nur eine scheinbare. Der Rückgang der Löhne und der Stillstand der Konsumtion der Kapitalisten haben zur Folge, daſs die in der Produktion der zwei letzten Abteilungen angelegten Kapitalien eine Abnahme erfahren — und in die I. Abteilung, die eine bedeutende

(484,6 + 68,9 + 67,5) = 621 Millionen Mark herab, im vierten auf 611,3 Millionen Mark usw., während der Wert der Konsumtion der Kapitalisten unverändert bleibt und der Wert des gesamten gesellschaftlichen Produktes in immer rascherem Tempo zunimmt. Der stetige Rückgang der gesellschaftlichen Konsumtion bei der stetigen Ausdehnung der gesellschaftlichen Produktion ist nicht imstande, die leiseste Störung des Verwertungsprozesses des Kapitals hervorzurufen.

Also, trotz des von mir unterstellten ungeheuren, in der Wirklichkeit nie vorkommenden Rückganges der Arbeitslöhne, trotz der absoluten Verringerung der gesellschaftlichen Konsumtion findet das Kapital keine Schwierigkeit, eine immer gröfsere Produktenmasse zu verwerten. Die Erweiterung der Produktion, also die produktive Konsumtion der Produktionsmittel, tritt an Stelle des menschlichen Konsums und alles geht ebenso glatt, als ob nicht die Wirtschaft dem Menschen, sondern der Mensch der Wirtschaft diente.

Dies ist eben das fundamentale Paradoxon der kapitalistischen (wie übrigens, aber in geringerem Grade, aller antagonistischen) Wirtschaft: da nur ein Teil der Gesellschaft zum Wirtschaftssubjekt wird, während ein anderer und gröfserer Teil nur ein Objekt der Wirtschaft ausmacht, so wird es möglich, der gesellschaftlichen Wirtschaft eine Richtung zu geben, bei der sie aus einem Mittel zur Deckung des gesellschaftlichen Bedarfs zum Mittel der blofsen Ausdehnung der Produktion, auf Kosten dieses Bedarfs, wird und so den gerechten Zweck aller Wirtschaft vereitelt. Das ist nicht mein „kühnes Paradoxon", wie es Kautsky

---

Ausdehnung erfährt, übergehen. So ist im zweiten Jahre das Sach- und Lohnkapital der II. Abteilung um 78,2 Mill. Mk. kleiner als dasjenige des ersten Jahres, das der III. Abteilung im zweiten Jahre um 30 Mill. Mk. kleiner; aufserdem wird durch die Kapitalisten der II. Abteilung der kapitalisierte Profit des ersten Jahres im Betrage von 34 Mill. Mk. und durch die der III. im Betrage von 30 Mill. Mk. in die I. Abteilung der gesellschaftlichen Produktion eingelegt. Die Summe (78,2 + 30 + 34 + 30) ergibt 172,2: das scheinbare Defizit in der I. Abteilung wird also gedeckt durch die Kapitalien, die in diese Abteilung aus den zwei letzten übergehen.

bezeichnet, sondern ein im Wesen der kapitalistischen Wirtschaftsweise begründetes ökonomisches Gesetz.

Wir sehen also, dafs sogar bei dem bedeutenden absoluten Rückgang der gesellschaftlichen Konsumtion die kapitalistische Wirtschaft nicht zusammenbricht. Der notwendige Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, infolge des mangelnden Absatzes — diese Glaubenssache nicht nur der „orthodoxen" Marxisten, sondern, wie es scheint, auch mancher „Revisionisten" — wird durch die vorgehende Analyse als Hirngespinst nachgewiesen. Die kapitalistische Hülle der modernen Gesellschaft bricht nicht zusammen, sogar bei Bedingungen, die jeden vernünftigen Zweck der Wirtschaft zu vereiteln scheinen.

Um die totale Unhaltbarkeit der Marxschen Lehre an den Tag zu legen, habe ich den für diese Lehre scheinbar günstigsten Fall untersucht. Damit will ich bei weitem nicht sagen, dafs die von mir unterstellte Bedingung — der Rückgang der Arbeitslöhne — der kapitalistischen Wirklichkeit entspricht. Ich bin vielmehr der Meinung, dafs die neueste Phase der kapitalistischen Entwicklung durch das bedeutende Steigen der Reallöhne gekennzeichnet wird. Es kann also scheinen, dafs meine Analyse die Marxsche Theorie zwar widerlegt, aber zum Verständnis der kapitalistischen Wirklichkeit sehr wenig beigetragen hat.

Das ist jedoch nicht der Fall. Die relative Abnahme der gesellschaftlichen Konsumtion, trotz der absoluten Zunahme der Arbeitslöhne, bildet vielmehr das Grundgesetz der kapitalistischen Entwicklung. Ich habe namentlich bisher von dem wichtigsten Momente der kapitalistischen Akkumulation, wie sie sich in der kapitalistischen Wirklichkeit vollzieht, abgesehen — d. i. von der relativen Ersetzung der lebendigen Arbeitskraft durch die Produktionsmittel. Der technische Fortschritt besteht eben darin, dafs tote Werkzeuge, Maschinen und andere Produktionsmittel an Stelle des Arbeiters in der Produktion treten. Zwar wächst die absolute Zahl der Arbeiter, aber in viel stärkerem Grade

nimmt die Masse und der Wert der durch die Arbeiter in Bewegung gesetzten und verarbeiteten Produktionsmittel zu. Die Zusammensetzung des gesellschaftlichen Kapitals — um in Marx' Terminologie zu sprechen — wird immer höher. Das hat zur Folge, dafs eine immer geringere Quote des gesellschaftlichen Produktes in den gesellschaftlichen Konsum eingeht. Das nicht zu konsumierende Produkt — Eisen, Kohle, Maschinen usw. — vermehrt sich rascher als die Konsumtionsmittel — Nahrung, Kleidungsstücke u. a. Es findet also eine relative Abnahme des gesellschaftlichen Konsums statt — der Wert der Konsumtionsmittel im Vergleich mit dem der Produktionsmittel sinkt (obwohl er absolut wächst).

Freilich mufs sich der technische Fortschritt auch bei harmonischer Wirtschaft in der relativen Steigerung der Rolle der Produktionsmittel im Produktionsprozefs ausdrücken. Aber der Unterschied besteht darin, dafs bei harmonischer Wirtschaft die Produktionsmittel nie mit dem arbeitenden Menschen konkurrieren können — der Verbrauch des Eisens, der Kohlen usw. kann nie auf Kosten des Konsums des Brotes, des Fleisches usw. geschehen.

Bei kapitalistischem Wirtschaftssystem verwandelt die Kapitalistenklasse einen bedeutend gröfseren Teil des gesellschaftlichen Produktes in Produktionsmittel, als es bei harmonischer Wirtschaft möglich wäre. Bei der sozialistischen Wirtschaft mufs die gesellschaftliche Konsumtion den einzig möglichen Zweck der Produktion bilden, wobei die Ausdehnung der Produktion auf Kosten der Konsumtion selbstverständlich ganz und gar ausgeschlossen wäre. Aber bei der kapitalistischen Wirtschaft haben die Fortschritte der Produktionstechnik die Tendenz, den menschlichen Konsum durch den Verbrauch der Produktionsmittel relativ zu ersetzen.

Kann aber dies nicht zur Bildung eines überschüssigen, nicht zu veräufsernden Produktes führen? Ich glaube nicht, dafs nach allem Gesagten solche Fragen auftauchen könnten. Es ist sonnenklar, dafs es keine Schwierigkeit

bietet, ein neues Schema im Anschlufs an das vorige zu konstruieren, und den Beweis zu liefern, dafs die gröfste denkbare Ersetzung der Arbeiter durch Produktionsmittel keine einzige Werteinheit der letzteren überschüssig zu machen imstande sei. Sind einmal alle Arbeiter bis auf einen einzigen verschwunden und durch Maschinen ersetzt, so wird dieser einzige Arbeiter die ungeheure Masse von Maschinen in Bewegung setzen und mit ihrer Hilfe neue Maschinen — und Konsumtionsmittel der Kapitalisten — herstellen. Die Arbeiterklasse wird verschwinden, was nicht im mindesten den Verwertungsprozefs des Kapitals stören wird. Die Kapitalisten werden keine geringere Masse von Konsumtionsmitteln bekommen, das gesamte hergestellte Produkt eines Jahres wird durch die Produktion und Konsumtion der Kapitalisten des folgenden Jahres verwertet und verbraucht. Wollen etwa die Kapitalisten ihre eigene Konsumtion einschränken, so bildet das keine Schwierigkeit; in diesem Falle wird auch die Produktion der Konsumtionsmittel der Kapitalisten teilweise aufhören und ein noch gröfserer Teil des gesellschaftlichen Produktes aus Produktionsmitteln bestehen, welche zur weiteren Ausdehnung der Produktion dienen werden. Es wird z. B. Eisen und Kohle hergestellt, die zu immer gröfserer Vermehrung der Produktion von Eisen und Kohle dienen werden. Die erweiterte Produktion von Eisen und Kohle jedes folgenden Jahres wird die zugenommene Masse der im abgelaufenen Jahre hergestellten Produkte verbrauchen und so ad infinitum, bis der Vorrat an nötigen Mineralien erschöpft wird.

Das alles mag sehr seltsam klingen, ja vielleicht als gröfster Widersinn erscheinen. Vielleicht — Wahrheit ist ja nicht immer eine leicht zu verstehende Sache; trotzdem bleibt sie Wahrheit. Als Wahrheit bezeichne ich natürlich nicht die ganz willkürliche und der Wirklichkeit nicht im mindesten entsprechende Annahme, dafs die Ersetzung der Handarbeit durch maschinelle zur gewaltigen absoluten Abnahme der Arbeiterzahl führt (diese Voraussetzung hat mir

nur gedient, um zu zeigen, daſs selbst in der unsinnigsten Weise auf die Spitze getrieben, meine Theorie nicht abbricht), sondern den Satz, daſs bei der proportionellen Einteilung der gesellschaftlichen Produktion kein Rückgang der gesellschaftlichen Konsumtion an sich imstande ist, ein überschüssiges Produkt zu erzeugen[1]. Als Grundgesetz der kapitalistischen Entwicklung bezeichne ich die ohne bestimmte Grenze immer weiter gehende Verringerung der Quote der gesellschaftlichen Konsumtion in der gesamten gesellschaftlichen Produktion, was, trotz Marx, kein die Existenz der kapitalistischen Wirtschaftsweise gefährdendes Moment in sich einschlieſst. Der relative Rückgang der Nachfrage nach Konsumtionsmitteln stört nicht den Verwertungsprozeſs des Kapitals und kann also in keinem Falle den Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaftsordnung und ihren Übergang in die sozialistische erzwingen.

Die hier entwickelte Theorie des Verwertungsprozesses des Kapitals stimmt überein mit den Ergebnissen der statistischen Untersuchung von Werner Sombart über die Bedeutung des inneren Marktes für die kapitalistische Industrie. Es wird nicht nur von Marxisten, sondern auch von vielen anderen Nationalökonomen fest geglaubt, daſs die kapitalistische Industrie immer mehr der äuſseren Märkte für die Verwertung der stets anwachsenden Masse ihrer Produkte bedürfe. Der innere Markt sei nicht imstande, diese steigende Produktivmasse zu verwerten. Nun hat Sombart glänzend nachgewiesen, daſs für ein so ausgeprägt kapitalistisches Land wie Deutschland gerade das Gegenteil richtig ist. Eine immer geringere Quote der Produkte der sich rasch ausdehnenden deutschen Industrie wird exportiert, während ein immer steigender Teil derselben einen lohnenden Absatz innerhalb des Landes findet. Von dem hier vertretenen Standpunkt ist es besonders

[1] Ob und in welchem Maſse die Proportionalität der gesellschaftlichen Produktion durch den Kapitalismus zu erreichen ist, das ist natürlich eine andere Frage, die ich in meinem Krisenbuch zu beantworten versucht habe.

lehrreich, dafs der Entwicklungsgang verschiedener Industrien in dieser Hinsicht sehr unähnlich ist. So ist die Mehrausfuhr von Eisenfabrikaten in dem Zeitraum 1880—1900, trotz der kolossalen Ausdehnung der deutschen Eisenindustrie, von 29,3 Proz. auf 7,8 Proz. der gesamten respektiven Produktion Deutschlands gesunken, die der Steinkohlen von 11 Proz. auf 7,3 Proz.[1]. Viel unbedeutender ist das Fallen der Ausfuhrquote in der Textilindustrie. Der innere deutsche Markt dehnt sich also sehr rasch in bezug auf Kohle und Eisen aus, viel langsamer aber in bezug auf Kleidungsstücke. Warum? Weil die kapitalistische Entwicklung vorwiegend die Nachfrage nach Produktionsmitteln, nicht aber nach Konsumtionsmitteln erzeugt.

Es ist übrigens eine allgemein bekannte Tatsache, dafs die neueste kapitalistische Entwicklung durch eine höchst rasche Ausdehnung solcher Produktionszweige, wie die Montanindustrie, chemische Industrie, Maschinenindustrie u. a., deren Produkte in den menschlichen Konsum nicht eingehen, gekennzeichnet wird, während Landwirtschaft, Textilindustrie u. a. unmittelbar dem menschlichen Konsum dienende Produktionszweige fast zu einem Stillstand gelangt sind. Früher war die Baumwoll-, heute die Eisenindustrie die führende Industrie der kapitalistischen Welt.

Darauf wird u. a. auch von Kautsky in seiner Schrift gegen Bernstein hingewiesen. Aber Kautsky versteht die Ursache der ungeheuren Ausdehnung der Eisenindustrie in der neuesten Zeit nicht und äufsert die Meinung, dafs in naher Zeit die Eisenindustrie in die Lage der Textilindustrie, welche neuerdings fast keine Fortschritte aufzuweisen hat, geraten mufs — und dann würden wir mit dem Kapitalismus fertig sein. Nun beweist das hier Ausgeführte, dafs keine chronische Überproduktion die Eisenindustrie bedroht und dafs in der künftigen Entwicklung

---

[1] Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert. 1903. S. 430—431.

der kapitalistischen Wirtschaft die Suprematie der Eisenindustrie immer mehr hervortreten mufs.

Konrad Schmidt unterscheidet zwei Arten von Nachfrage — absolute und relative. Die Unterscheidung ist richtig, aber ihre Anwendung bei Schmidt verfehlt. Gewifs hat die Nachfrage des Kapitalisten nach Konsumtionsmitteln für seinen Gebrauch einen anderen ökonomischen Charakter, als die nach der Kohle für seine Dampfmaschine. Der Unterschied besteht darin, dafs die unproduktive Konsumtion des Kapitalisten eine blofse Wertvernichtung ist und den abschliefsenden Akt des Verwertungsprozesses des Kapitals darstellt, während der produktive Verbrauch der Kohle deren Wert nicht vernichtet und ein Vermittlungsmoment in diesem Prozesse bildet. Darum können wir die erste Nachfrage als definitive, absolute, die zweite als relative bezeichnen, da die erste den objektiven Zweck der betreffenden Wirtschaft ausmacht, während die zweite ein blofses Mittel zu diesem Zwecke ist.

Zu welcher Art der Nachfrage müssen wir aber die Nachfrage des Lohnarbeiters nach den Gegenständen seines Konsums zählen? Nach Schmidt ist sie eine absolute Nachfrage. Es ist aber klar, dafs die Konsumtion des Arbeiters ebensowenig den Verwertungsprozefs des Kapitals zum Abschlufs bringt, wie das Verbrennen der Kohle im Ofen einer Dampfmaschine. Zwar verzehren die Arbeiter ihre Nahrung — aber die Kohle wird in der Dampfmaschine nicht minder verbraucht. Bezeichnen wir aber die Nachfrage nach Kohle als eine relative Nachfrage — so mufs dasselbe auch für die Nachfrage des Arbeiters nach seinen Konsumtionsmitteln gelten, da die Konsumtion des Arbeiters ein Mittel der Verwertung des Kapitals ist, nicht aber deren objektiver Zweck.

Der Schein des absoluten Charakters der Nachfrage der Arbeiter nach ihren Konsumtionsmitteln wird dadurch erzeugt, dafs diese von den Arbeitern selbst, auf ihre Rechnung gekauft werden, während die Produktionsmittel der Kapitalist kauft. Es ist jedoch vom Standpunkte des Ver-

wertungsprozesses des Kapitals ganz irrelevant, wer — der Arbeiter oder der Kapitalist — als Käufer auf dem Markte erscheint. Das vom Arbeiter verausgabte Geld bekommt er allerdings vom Kapitalisten. Bei dem Naturallohn verschwindet sogar dieser Schein und der Arbeiter wird ganz ebenso auf Rechnung des Kapitalisten ernährt wie das Arbeitsvieh. Es ist wahrlich nicht zu verstehen, aus welchem Grunde wir den Roggen, den der kapitalistische Farmer seinem Arbeiter gibt, als einen Gegenstand der absoluten Nachfrage betrachten sollen, während wir den Hafer, welchen derselbe Farmer seinem Pferde gibt, zu den Gegenständen der relativen Nachfrage zählen.

Kautsky versichert uns, dafs „produzieren heifst Konsumtionsmittel für den menschlichen Gebrauch herstellen“. In einem gewissen Sinne ist das richtig. Die Frage ist nur, ob jeder Mensch in jedem Wirtschaftssystem als Mensch, d. h. als Zweck der Wirtschaft fungiert. Ich habe oben darauf hingewiesen, dafs das nur für die von mir als harmonische bezeichneten Wirtschaftssysteme, nicht aber für antagonistische gilt. In einer sozialistischen Wirtschaft ist es unmöglich, dafs die gesellschaftliche Wirtschaft nicht auf die Vermehrung, sondern auf die Verminderung der Masse der Gegenstände der menschlichen Konsumtion gerichtet wird. So etwas ist aber möglich — und unter gewissen Bedingungen notwendig — bei der kapitalistischen Wirtschaft; bildet doch nicht der Mensch überhaupt, sondern nur der kapitalbesitzende Mensch das Subjekt dieses Wirtschaftssystems, während der kapitallose, arbeitende Mensch ein blofses Mittel dieser Wirtschaft, eine Form des gesellschaftlichen Kapitals (variables Kapital, nach der Marxschen Terminologie) ist.

Marx hat immer den bürgerlichen Nationalökonomen vorgeworfen, dafs sie die kapitalistische Wirtschaft als Wirtschaft überhaupt betrachten. Nun ist er selbst gerade in denselben Fehler verfallen. — Wirtschaft überhaupt kann keinen anderen Zweck als die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse verfolgen. Kapitalistische Wirtschaft

vereitelt aber, bis zu einem gewissen Grade, diesen Zweck. Marx hat das eingesehen und zog den Schlufs, dafs ein innerer unlösbarer ökonomischer Widerspruch — ein Widerspruch mit den Gesetzen der kapitalistischen Verwertung selbst — in der kapitalistischen Wirtschaftsweise verborgen ist, der ihr Bestehen, als eines historischen Wirtschaftssystems, auf einer gewissen Stufe unmöglich machen mufs. Diesen ökonomischen Widerspruch des Kapitalismus hat aber Marx nur darum gefunden, weil er dem kapitalistischen Wirtschaftssystem — das zu der antagonistischen Wirtschaftsgruppe gehört — die Ziele der harmonischen Wirtschaft, die gewöhnlich als Wirtschaft überhaupt gilt, zugeschrieben hat. Ist aber der antagonistische Charakter der kapitalistischen Wirtschaft in seinem ganzen Umfange erkannt, so verschwindet der von Marx aufgedeckte Widerspruch, da die kapitalistische Produktion, indem sie nicht auf die Vermehrung der menschlichen Konsumtion, sondern auf die Vermehrung des Kapitals gerichtet ist (was mit einer relativen Verringerung der menschlichen Konsumtion Hand in Hand geht), in keinen Widerspruch mit ihrem Prinzip gerät und keinen Schwierigkeiten in der Verwertung ihrer Produkte entgegengeht.

II.

Das tendenzielle Fallen der Profitrate bildet, nach Marx, eine andere Schranke der kapitalistischen Produktion. Auf dem Boden dieser Tendenz entwickeln sich namentlich mannigfache Störungen der kapitalistischen Wirtschaft. Nimmt etwa die Zahl der in kapitalistischen Unternehmungen beschäftigten Arbeiter nicht zu und sind die Kapitalisten nicht imstande, den Ausbeutungsgrad der Arbeiter zu erhöhen, so vermag keine Zunahme des Kapitals die Profitmasse zu steigern. Es gibt also unter diesen Bedingungen keinen Platz in der Produktion für neue Kapitalien. Da aber die Kapitalakkumulation nicht aufhören kann, so führt die Anlegung neuer Kapitalien, bei der Unmöglichkeit, die Masse des gesellschaftlichen Profits zu heben, zum Brach-

liegen der in der Produktion schon angelegten Kapitalien und zur absoluten Überproduktion von Kapital.

Die fallende Profitrate bildet also eine Schranke der kapitalistischen Produktion; „diese eigentümliche Schranke bezeugt die Beschränktheit und den nur historischen, vorübergehenden Charakter der kapitalistischen Produktionsweise; bezeugt, dafs sie keine für die Produktion des Reichtums absolute Produktionsweise ist, vielmehr mit seiner Fortentwicklung auf gewisser Stufe in Konflikt tritt“ [1].

In der ersten Variante der Theorie des notwendigen Zusammenbruchs der kapitalistischen Wirtschaftsordnung wird der Nachdruck auf das Mifsverhältnis der kapitalistischen Produktion und der gesellschaftlichen Konsumtion gelegt; hier aber wird das Mifsverhältnis der kapitalistischen Produktion und der Profitbildung betont. Wir wissen schon, wie völlig irreführend die erste Variante ist; dasselbe gilt, wie es oben (im VII. Kapitel) eingehend nachgewiesen ist, auch für die zweite.

Die gesamte Zusammenbruchstheorie ist unbedingt zu verwerfen. Die kapitalistische Wirtschaft schliefst in sich keine Momente, welche sie auf einer gewissen Stufe etwa unmöglich machen könnten. Engels meinte in den vierziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts, dafs die Grenzen der kapitalistischen Entwicklung, wegen Mangels an neuen Märkten, beinahe erreicht seien und dafs die kapitalistische Produktion sich künftig in langsamerem Tempo ausdehnen müsse. Das war offenkundig eine höchst unglückliche Prophezeiung. Die kapitalistische Produktion hat seitdem eine ungeheure Ausdehnung erfahren — und das hat zu keinen neuen Schwierigkeiten im Verwertungsprozesse des Kapitals geführt. Der Markt für die kolossal angewachsene Masse der Produkte der kapitalistischen Industrie war durch diese selbst geschaffen.

Trotzdem versichert uns neuestens der hervorragendste lebende Theoretiker der Marxschen Schule, dafs wir heute

---

[1] K. Marx, Das Kapital. III[1] S. 223.

von der letzten Grenze der Ausdehnung der kapitalistischen Produktion nicht ferne sind und dafs es bald unmöglich sein wird, das Kapital zu verwerten. Kann der geringste Zweifel obwalten, dafs die Prophezeiung von Kautsky sich nicht glücklicher erweisen wird, als es mit der von Engels der Fall war? Die richtige nationalökonomische Theorie kann nur eines — aber mit vollkommener Sicherheit — vorhersagen: dafs der Kapitalismus allerdings nicht aus Mangel an Märkten je zusammenbrechen wird.

Damit will ich nicht behaupten, dafs der Kapitalismus auf unbeschränkte Lebensdauer rechnen kann. Die sozialistische Wirtschaftsordnung scheint mir vielmehr ein legitimer Erbe der kapitalistischen zu sein. Die Voraussetzung einer ökonomischen Zwangslage, die den Kapitalismus sprengen und dem neuen Wirtschaftssystem freien Platz machen wird, halte ich selbstverständlich für ausgeschlossen. Aber ich anerkenne das Vorhandensein im kapitalistischen Wirtschaftssystem eines unlösbaren inneren Widerspruchs, an dem es mit eherner (obschon nicht ökonomischer) Notwendigkeit zugrunde gehen mufs. Dieser Widerspruch besteht darin, dafs die kapitalistische Wirtschaft aus dem arbeitenden Menschen ein blofses wirtschaftliches Mittel macht und zugleich zur Verbreitung der Rechtsanschauung führt, welche in aller menschlichen Person den höchsten Zweck an sich erblickt. Das ist also der Widerspruch des fundamentalen ökonomischen Prinzips des Kapitalismus mit der fundamentalen ethischen Norm, welche lautet: „Der Mensch und überhaupt jedes vernünftige Wesen existiert als Zweck an sich selbst, nicht blofs als Mittel zum beliebigen Gebrauche für diesen oder jenen Willen, sondern mufs in allen seinen, sowohl auf sich selbst, als auf andere vernünftige Wesen gerichteten Handlungen jederzeit zugleich als Zweck betrachtet werden[1].“ Die vorhergehenden Ausführungen haben gezeigt, dafs der Kapitalismus, seinem innersten Wesen nach,

[1] Kant, Grundlegung der Metaphysik der Sitten. Herausg. von Kirchmann. 1897. S. 52.

gegen diese höchste ethische Norm verstöfst. Die Marxsche Schule beurteilte den Kapitalismus zu günstig; sie glaubte, dafs auch die kapitalistische Wirtschaft gezwungen sei, den arbeitenden Menschen und seine Konsumtion als einen ihrer Zwecke zu betrachten. Tut sie das nicht, so bricht sie zusammen infolge der Unmöglichkeit, das Kapital zu verwerten. Diese Auffassung beruht aber auf völliger Verkennung der wahren Verwertungsgesetze des Kapitals. Der Rückgang der gesellschaftlichen Konsumtion bei der gleichzeitigen Ausdehnung der gesellschaftlichen Produktion ist vom kapitalistischen Standpunkte kein ökonomischer Widerspruch, da die kapitalistische Wirtschaft nicht der Deckung des gesellschaftlichen Bedarfs, sondern der Verwertung des Kapitals, welche keiner menschlichen Konsumtion bedarf, unmittelbar dient. Das Kapital bedarf des Menschen nicht als des einzigen vernünftigen Zwecks der Wirtschaft, sondern als des wichtigsten Wirtschaftsmittels. Die mächtigste vom Menschen in seinem Streite mit der Natur geschmiedete wirtschaftliche Waffe — das Kapital — kehrt sich also gegen den Menschen selbst.

Die ökonomische Entwicklung verbreitet in immer weiteren Bevölkerungsschichten das Bewufstsein dieser Sachlage und schafft die Mittel zu ihrer Beseitigung. Das neue soziale Ideal wird zu einer immer gröfseren gesellschaftlichen Macht. „Die ‚Idee‘ blamierte sich immer, soweit sie von dem Interesse unterschieden war“ — hat einmal Marx gesagt. Das ist richtig. Aber derselbe Marx hat sich auch anders geäufsert. „Nur im Namen der allgemeinen Rechte der Gesellschaft kann eine besondere Klasse sich die allgemeine Herrschaft vindizieren“ — bemerkte er in bezug auf die befreiende Rolle des Proletariats in der bevorstehenden sozialen Umgestaltung. Das zweite ist ebenso richtig wie das erste. Ein soziales Ideal kann nur dann siegen, wenn es zugleich den Interessen mächtiger sozialer Gruppen und dem allgemeinen moralischen Bewufstsein entspricht. Dann aber mufs es siegen. Nun besitzt das sozialistische Ideal diese beiden Eigenschaften. Es entspricht

len Interessen der Arbeiterklassen — der grofsen Mehrzahl der Bevölkerung – und ist zugleich als die fundamentalste Forderung des Naturrechts zu betrachten. „Das angeborene Recht ist nur ein einziges“, hat der gröfste Denker der Neuzeit gesagt, und „Freiheit (Unabhängigkeit von eines anderen nötigender Willkür), sofern sie mit jedes anderen Freiheit nach einem allgemeinen Gesetz zusammen bestehen kann, ist dieses einzige, ursprüngliche, jedem Menschen kraft seiner Menschheit zustehende Recht [1].“ Der Kapitalismus vereitelt dieses ursprünglichste Menschenrecht; darum mufs er einer besseren und gerechteren Gesellschaftsordnung Platz machen. Die Menschheit wird aber den Sozialismus nie als ein Geschenk blinder, elementarer ökonomischer Kräfte erhalten, sondern mufs die neue Gesellschaftsordnung zielbewufst erarbeiten — und erkämpfen.

---

[1] Kant, Metaphysik der Sitten. Herausg. von Kirchmann. 1870. S. 40.

